Deutsche Hand- & Haus-Bibliothek

Fürst Bismarck.

12

Collection Spemann


Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek
Aus der Bibliothek von
Collection Spemann.

I. Deutsche Litteratur.

51. **Amyntor, Gerhard v.**, Drei Küsse. Unter dies. pikant. Tit. vereint d. durch s. originelle Schreibweise u. d. tiefen sittl. Gehalt s. Schriften sich auszeichnende Autor drei nach Inhalt u. Form fesselnde Erzählungen.

21. **Anzengruber, L.**, Feldrain u. Waldweg. Eine Reihe künstlerisch in sich abgerundeter Erzählungen sind in dies. Bande vereinigt u. geben ein anschauliches Bild von dem Können des Autors.

9. **Arnim, L. Achim v.**, Die Kronenwächter. Der dichter. Zauber, welch. diese Blüte der Romantik auf den Leser ausübt, entspringt der glücklichen Vereinigung einer objektiven Darstellung mit ausgeprägter Subjektivität.

5. **Becker, August**, Auf Waldwegen. Diese von kräftigem Tannenduft der Thüringer Berge durchzogene Novelle fesselt besonders durch die prächtige Schilderung der landschaftlichen Szenerie.

75. — — Das alte Bild.

4. **Biernatzki, J. C.**, Die Hallig, oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee. Eine ernste, v. religiösem Geiste getragene Schilderung des Lebens und Treibens auf der Hallig. Klassisch sind die eingeflochtenen Naturbilder.

81. 83. 92. 276/77. 279. 280. 281. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289/90. 293/94. 295. **Fürst Bismarck als Redner.** Vollständ. Sammlung d. parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem J. 1847. Sachl. u. chronol. geordnet mit Einl. und Anmerk. versehen v. W. Böhm. Bd. 1—16. 1848—1890. Eine Sammlung dieser Reden ist einem bisher ungebührlich wenig beachteten edelerzhaltigen Boden zu vergleichen, in welchem erfolgreich zu schürfen nicht schwer fällt und in welchem Körner edelsten, gediegensten Goldes in Hülle und Fülle sich vorfinden.

51. **Briefe d. Elisab. Charlotte v. Orleans** 1673—1715. Ausg. v. L. Geiger.

20. 26. **Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.** 2 Bde. Hrsg. v. R. Boxberger. Eines der schönst. Vermächtnisse des unvergängl. Dichterpaares, d. lauterst. Offenbargn. über d. Beziehungen d. groß. Geister z. einander u. z. ihrer Zeit, d. unentbehrl. Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

45. **Byr, Robert**, Der heimliche Gast. Diese Erzählung d. „österr. Spielhagen" gehört zu den originellst. Arbeiten des gefeierten Romanschriftstellers, der hier in engem Rahmen all seine Vorzüge zeigt.

66. **Diethoff, E.**, Unter der harten Hand. Kulturhistorisches Zeitgemälde. Verfasser schildert in diesem histor. Zeitgemälde mit kräftigen Farben die Zerstörung Heidelbergs und die Verwüstung der Pfalz in patriotisch schwungvoller Darstellung.

78. **Ehrlich, H.**, Novellen aus d. Musikantenleben.

39. **Elbe, A. v. d.**, Lüneburger Geschichten. In nuce zeigt sich in dies. klein. Kabinettsstückchen echter Erzählungskunst das reiche Talent der gemütstiefen Verfasserin.

25. **Engel, J. J.**, Herr Lorenz Stark. „Ein Charaktergemälde" nennt der Verfass. sein Werk, und mit Recht: der Held ist ein Charakter, das Urbild eines echten deutschen Bürgers!

77. **Fausts Leben.** Von G. R. Widmann. Hrsg. von H. Düntzer.

1. **François, Luise v.**, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.

19. — — Judith, die Kluswirtin. Der 1. Bd., v. J. Kürschner eingel., umfaßt zwei durch liebenswürdigen Humor wie treffl. Landschaftsschilderungen gleich ausgezeichnete Erzählungen, welche die Judith an Plastik und Charakterisierung noch zu übertreffen sucht.

94. — — Das Jubiläum u. andre Erzählungen. Das bestrickende Erzählertalent der Verfasserin offenbart sich auch in diesem Bande, welcher, davon sind wir überzeugt, mit derselben Freude wie die übrigen Bände der Collection, von der deutschen Leserwelt, besonders den weiblichen Elementen derselben, begrüßt werden wird.

73. **Frey, Jak.**, Erzählungen a. d. Schweiz. Die Begabung uns. Dichters zeigt sich besonders auf dem Gebiete gedämpfter Naturlaute und einer weniger erschütternden als rührenden Tragik.

67. **Friedrich der Große.** Ein Lebensbild in seinen Briefen. Von E. Schröder.

47. **Galen, Ph.**, Der Pechvogel u. a. Erzählungen. Der berühmte Romancier gibt in diesen Erzählungen drei mit viel Laune geschrieb. amüsante Humoresken, die eine genußreiche Unterhaltung verbürgen.

95. **Gaudy, Frz. v.**, Ausgew. Erzählungen. Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen, ein Vorläufer von „Buchholzens in Italien", vielen ein alter lieber Bekannter, stellt sich hiermit in neuer blauer Uniform vor. Ergötzen wir uns bei der Lektüre ds. „Tagebuchs" an dem Humor des Dichters, so packt uns der „Katzenraphael" so recht eigentlich am Herzen. Hier der heitere südliche Himmel, dort der schwermütige deutsche Föhrenwald.

90/91. **Gotthelf Jeremias**, Uli der Knecht. 2 Bde.

85/86. **Grimmelshausen**, Der abenteuerliche Simplicissimus. In das Neuhochdeutsche übertragen. 2 Bde.

22. **Hauff, W.**, Lichtenstein. Von d. besten deutschen Erzähler im ersten Viertel dieses Jahrh. die mit Recht beliebteste Erzählung, welche auf histor. Hintergrunde eine anmutende Herzensgeschichte sich abspielen läßt.

278. **Heine, Heinrich**, Buch der Lieder.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

60. 71. **Humboldts** Briefe an eine Freundin. Bd. I./II.
Briefe voll tiefer, ernster Gedanken, losgelöst von allem Privaten und Stofflichen, einzig zu d. Zwecke geschrieben, e. unglückl. Frau über d. Misere d. Lebens zu erheben u. in das Reich der Ideale, des unvergänglichen inneren Glückes einzuführen.
2. **Immermann, Karl**, Der Oberhof.
7. **Junghans, S.**, Die Erbin wider Willen.
Die Verf. des „Haus Eckberg" ist e. Liebling der besseren Lesewelt, welche auch mit Freuden diesen Band begrüßt hat; die Redaktion ließ bereits einen zweiten Band:
53. — — Hella Jasmund u. a. Erzählungen folgen, der stofflich und formell jenem gleichwertig ist.
58. **Ludwig, J.**, Mein Großoheim u. a.
Einfachheit in der Darstellung, wie zarte Charakterzeichnung werden der Verf. viele Freunde besonders unter dem schönen Geschlechte erwerben.
35. **Möllhausen, Balduin**, Der Leuchtturm am Michigan u. a. Erzählungen.
309. — — Das Geheimnis des Hulks.
282. **Graf Moltke als Redner.** Vollständ. Sammlung d. parlamentar. Reden Moltkes.
292. **Münchhausen, Frhr. v.**, Wunderbare Reisen. Mit einer Einleitung von Eduard Grisebach.
79. 80. **Nettelbeck, Joach., Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet.
70. **Das Nibelungenlied.** Uebers nach der Handschrift A. Nebst e. hist.-ästhet Einl. v. Werner Hahn.
Mustergültige Uebersetzung mit e. umfass Einleitung, welche die d Nibelungenlied betr. Fragen v. neuem Gesichtspunkte aus behandelt.
74. **Pasqué, Ernst**, Zwei Eleven Worths.
Amüsante u. originelle Erzählung des beliebten Romanschriftstellers.
18. **Platters, Th.**, Leben, Hrsg. v. H. Düntzer.
Hochinteressantes u. culturhistorisch wichtiges Memoirenwerk eines Mannes, der es vom Ziegenhüten bis zum Rektor d. latein. Schule in Basel brachte.
37. **Ring, Max**, Frauenherzen.
Zwei tief empfundene kleine Novellen aus dem Herzensleben der Frau.
87. **Sacher-Masoch, L. v.**, Der kleine Adam Sascha u. Saschka.
27. **Schmidt, Max**, Die Miesenbacher.
57. — — Glasmacherleut'.
Diese packend. Erzählungen aus d. bayer. Dorfleben zeichnen sich durch ergreif. Handlung, urwüchsige Kraft u. treue Wiedergabe wirklicher Verhältnisse von andern Dorfgeschichten vorteilhaft aus.
65. **Schroot, A.**, Der Dampf. Eine Darstellg. des Zeitalters der Dampfmaschine.
13. **Schücking, L.**, Etwas auf dem Gewissen.
Einfachheit u. Maßhalten, Naturwahrheit u. sittlicher Ernst sind d. hauptsächlichsten Vorzüge der Werke Schückings, des westfälisch. „Walter Scott".
41. **Schultes, C.**, Maigela.
Eine ergreif. Herzensgesch. auf dem Hintergrunde d. vorzügl. Schilderung eines verderbt. kleinstaatl. Hofes d. vor. Jahrh. Gust. Freytag hat dieselbe ein „Gewitter in Worten" genannt.
62. **Schwartzkoppen, K. v.**, Aquarelle. Mit einer Einleitung v. Baron v. Roberts.
15. **Silberstein, Aug.**, Hochlandsgeschichten.
Erfrischende und herzstärkende Bilder aus dem Naturleben der Hochlandsbewohner.
52. **Stillings, Heinrich**, Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft.
Der Verf. dies. Autobiographie genoß, wie bekannt, Goethes besondere Gunst, der auch die als echtes Volksbuch wirkende erste Abteilung in Druck gab.
88. **Strand, Gabriel**, Atalanta van der Hege.
Verf. behandelt in der Form des Romans eine brennende Tagesfrage mit der ausgesprochenen Tendenz, zur Lösung eines bestehenden Konflikts im deutschen Volk ein Scherflein beizutragen.
275. **Telmann, K.**, Gerichtet
Ein auf sittlichernster Grundlage basierender Roman aus unsern Tagen, reich an psycholog. Wahrheit und durchweht von erschütternder Leidenschaftlichkeit.
68. **Tiecks, L.**, Werke I. Das Fest z. Kenelworth. — Dichterleben.
Was T. seit 25 Jahren zu einer groß. Arbeit über Shakespeare gesammelt, fand eingehende u. liebevolle Verwendung in vorlieg. Novellen.
11. **Trencks, Fr. v. d.**, Merkw. Lebensgesch.
Selten haben d Schicksale eines Menschen so lebhaftes u. allgemeines Interesse erregt, w. die Trencks, dessen Lebensbeschreibung eine Fülle interessanter Momente darbietet
93. **Villinger, H.**, Zenz u. andre Erzählungn.
61. **Vor hundert Jahren.** Elisens v. d. Recke Reisen durch Deutschld. 1781—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker.
48. **Voß, Richard**, San Sebastian.
Ein neuer Roman v. d. mehrfach preisgekrönten Verf. gehört zu d. Bücherseltenheiten. Das Werk ist eine Musterleistung landschaftl. u. feinst. psychol. Schilderung.
31. **Wächter, O.**, Vehmgerichte u. Hexenprozesse.
43. — — Altes Gold in deutsch. Sprichwörtern.
100. **Gedichte Walthers von der Vogelweide.** Uebers. von Br. Obermann.
36. **Weber, K. Jul.**, Demokritos. Ausg. v. P. Moritz.
Höchst unterhaltendes Buch m. einer unerschöpflichen Fülle von Witz, Humor, Ironie, guten Einfällen und köstlichen Anekdoten.
40. **Wessely, J. E.**, Deutschlands Lehrjahre. 1. Bd.: Familienleben. Buntes aus der Außenwelt.
46. — — Deutschlands Lehrjahre. 2. Bd.: Weltl. Berufsarten. Des Handwerks gold. Boden. D Handel. Rechtszustände u. Ger.-Verfahr. D. geh. Künste u. Wissensch. Aerztl.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Fürst Bismarck als Redner

Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem Jahre 1847

Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen

von

W. Böhm und A. Dove

Zwölfter Band

Kämpfe und Bekenntnisse 1881 und 1882

Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Vorwort zum zwölften Band.

Der elfte Band dieser Sammlung erschien zu Ende des Jahres 1889. Seitdem hat andauernde Krankheit dem bisherigen Herausgeber, Dr. Wilhelm Böhm, die Fortsetzung seiner Arbeit unmöglich gemacht. Mittlerweile geschah das Unerwartete: der Schöpfer und Erhalter unserer nationalen Einheit und Größe sah sich gezwungen, seiner weltgeschichtlichen Thätigkeit zu entsagen und die Stille des Privatlebens aufzusuchen. Nur um so höher steigt dadurch für das dankbare Vaterland der Wert der unmittelbarsten Aeußerungen seines staatsmännischen Geistes, jener Worte, die in solchem Munde zu Handlungen wurden: der parlamentarischen Reden Bismarcks, unvergeßlichen Inhalts in unvergleichlicher Form. Bereitwillig unterzog sich deshalb der Unterzeichnete dem ehrenden Auftrage des Verlegers, diese Sammlung in der bewährten Weise ohne weitere Unterbrechung bis an das vom Schicksal gesteckte Ziel, den Rücktritt des Reichskanzlers im Frühjahr 1890, fortzuführen. Dieser zwölfte Band ist noch zum größeren Teile, der dreizehnte zum kleineren von dem früheren Bearbeiter zur Herausgabe vorbereitet worden; für die übrigen trägt der Unterzeichnete die Verantwortung allein.

Was den Inhalt dieses Bändchens betrifft, so handelt es sich dabei um Zeiten tiefen Friedens nach außen, der durch eine weise Politik auf lange hinaus gesichert erschien. Um so eifriger vermag der leitende Staatsmann indes an der Entwicklung seiner Pläne für die inneren Reformen, die wirtschaftliche wie die soziale, zu arbeiten. Nur daß sich gerade diese Arbeit erst recht als eine fast ununterbrochene Reihe harter Kämpfe darstellt. Unermüdlich ringt der alte Held mit den alten Feinden, wobei sich das persönliche Element aufs engste mit dem sachlichen verschmolzen zeigt; die Geschichte der Zeit selbst nimmt die Gestalt einer großen Lebensgeschichte an. Hierauf beruht denn zugleich auch die Tiefe und Weite der geistigen Anschauung, die in jedem Augenblick aus dem Hintergrunde der scheinbar einem ganz bestimmten Thema gewidmeten Ansprache hervorleuchtet. Neben und mit den materiellen Fragen werden überall auch die formellen, die obersten Grundsätze des Staatsrechts und der Staatskunst überhaupt berührt. Vor allem die großartige Darlegung der Natur des preußischen Königtums in der am 24. Januar 1882, dem Geburtstage Friedrichs des Großen, gehaltenen Rede wird niemand ohne innerste Bewegung lesen und wiederlesen.

Bonn, im Januar 1891.

Dr. Alfred Dove.

I.

Preußischer Volkswirtschaftsrat 1881.

1. Die Eröffnung des preußischen Volkswirtschaftsrats.

27. Januar 1881.

Durch Königliche Verordnung vom 17. November 1880 wurde die Errichtung eines Volkswirtschaftsrats zunächst für das Königreich Preußen beschlossen. Derselbe hat Entwürfe von Gesetzen und Verordnungen, welche wichtigere wirtschaftliche Interessen von Handel, Gewerbe und Land- und Forstwirtschaft betreffen, bevor sie der Königlichen Genehmigung unterbreitet werden, sowie die auf den Erlaß von Gesetzen oder Verordnungen bezüglichen Anträge und Abstimmungen Preußens im Bundesrate, soweit dieselben das gedachte wirtschaftliche Gebiet berühren, zu begutachten. Der Volkswirtschaftsrat soll aus 75 vom Könige für eine Sitzungsperiode von je 5 Jahren zu berufenden Mitgliedern bestehen. Von diesen sind 45 durch die Minister für Handel und Gewerbe, für öffentliche Arbeiten und für Landwirtschaft auf Grund der Präsentation einer doppelten Anzahl durch Wahl der Handelskammern, der Vorstände der kaufmännischen Korporationen und der landwirtschaftlichen Vereine vorzuschlagen. Ergänzende Bestimmungen für die Beteiligung von Handwerkerinnungen sind noch vorbehalten. Von den 90 Gewählten sind dem Könige durch die betreffenden Minister 15 Vertreter des Gewerbes, 15 des Handels und je 15 der Land- und Forstwirtschaft, außerdem aber nach freier Wahl dieser Minister

noch 30 Mitglieder, unter denen mindestens 15 dem Handwerker- und Arbeiterstande angehören, zur Berufung in den Volkswirtschaftsrat vorzuschlagen. Wählbar ist jeder zum Vorstandsmitgliede einer in dem Wahlkreise bestehenden kaufmännischen Korporation und jeder zum Mitgliede einer innerhalb des Wahlkreises bestehenden Handelskammer Wählbare, der das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hat; ferner kann von den landwirtschaftlichen Vereinen nur gewählt werden, wer das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hat und innerhalb der Provinz des präsentationsberechtigten Vereins die Landwirtschaft betreibt. Der so zusammengesetzte Volkswirtschaftsrat zerfällt in die drei Sektionen des Handels, des Gewerbes, der Land- und Forstwirtschaft. Jede Sektion wählt aus ihrer Mitte fünf Mitglieder, welche mit weiteren zehn, von den vorhin bezeichneten Ministern Gewählten zusammen den permanenten Ausschuß des Volkswirtschaftsrats bilden. Den Vorsitz im Volkswirtschaftsrat, den Sektionen und Ausschüssen führen die Minister für Handel und Gewerbe, für öffentliche Arbeiten und für Landwirtschaft, Domänen und Forsten dem Dienstalter nach. Die aus Präsentationswahlen hervorgegangenen Mitglieder des Volkswirtschaftsrats erhalten weder Reisekosten noch Diäten.

Der auf Grund dieser Königl. Verordnung gebildete Volkswirtschaftsrat trat am 27. Januar 1881 zusammen und wurde vom Fürsten Bismarck mit folgender Rede eröffnet:

Indem ich Ihnen, meine Herren, für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie dem Rufe Seiner Majestät zum Eintritt in den Volkswirtschaftsrat gefolgt sind, den verbindlichsten Dank der Staatsregierung ausspreche, empfinde ich das Bedürfnis, mit einigen Worten den Gedanken Ausdruck zu geben, welche bei der Schaffung der neuen wichtigen Institution maßgebend gewesen sind.

Bei der Diskussion über den bedauerlichen Rückgang, in welchem sich unser volkswirtschaftliches Leben einige Jahre hindurch bewegte, und bei den Verhandlungen über die Reformen, welche Seine Majestät der König in Gemeinschaft mit den übrigen Bundesfürsten

erstrebte, haben sich wesentliche Meinungsverschiedenheiten darüber ergeben, welchen Ursachen dieser nicht minder auf landwirtschaftlichem als auf gewerblichem Gebiete hervorgetretene Rückgang zuzuschreiben sei. Eine ebenso verschiedene Auffassung haben die Erscheinungen gefunden, welche in neuester Zeit auf die allmähliche Rückkehr regelmäßigerer Verhältnisse auf dem wirtschaftlichen Gebiete hindeuten.

In dieser Wahrnehmung lag der letzte entscheidende Grund, dem schon lange gefühlten Bedürfnis entsprechend, Seiner Majestät eine Einrichtung vorzuschlagen, welche ich heute zu meiner Freude verwirklicht sehe, — eine Einrichtung, welche die Garantie bietet, daß diejenigen unsrer Mitbürger, auf welche die wirtschaftliche Gesetzgebung in erster Linie zu wirken bestimmt ist, über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der zu erlassenden Gesetze gehört werden. Es fehlte bisher an einer Stelle, wo die einschlagenden Gesetzesvorlagen einer Kritik durch Sachverständige aus den zunächst beteiligten Kreisen unterzogen werden konnten, und die Staatsregierung war außer stande, für ihre Ueberzeugung von der Angemessenheit der Vorlagen das Maß von Sicherheit zu gewinnen, welches nötig ist, um der von ihr zu übernehmenden Verantwortlichkeit als Grundlage zu dienen.

Sie, meine Herren, werden uns die Sachkunde aus dem praktischen Leben entgegenbringen, Sie sind berufen, ein einheitliches Zentralorgan zu bilden, welches durch ausgleichendes Zusammenwirken die gemeinsamen und besonderen Interessen von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft durch freie Meinungsäußerung wahrzunehmen hat.

Es ist nicht Zufall, sondern Folge Ihrer an den

heimatlichen Herd gebundenen Thätigkeit, daß die Vertreter der Landwirtschaft und noch mehr die Vertreter von Handel und Gewerbe nicht in gleichem Maße, wie die gelehrten Berufsstände, an der parlamentarischen Thätigkeit teilnehmen können, und daher in derselben als Minderheit erscheinen, obschon sie die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Innerhalb der Regierungskreise, in welchen die Vorbereitung der Gesetzesvorlagen erfolgt, muß der Natur der Sache nach der Stand der Beamten und Gelehrten überwiegen. Es erscheint daher als ein Bedürfnis, nicht nur für die Regierungen, sondern auch für die Parlamente selbst, daß auch diejenigen an geeigneter Stelle zu Worte kommen, welche die Wirkung der Gesetze am meisten zu empfinden haben.

Wie bei andern Einrichtungen, so handelt es sich auch hier zunächst, den richtigen Weg im Vorgehen zu suchen; nicht in dem Sinne, daß die neugeschaffene Institution etwa wieder aufgegeben werden könnte, sondern um zu ermitteln, welche Aenderungen und Zusätze sich im Laufe der Zeit auf dem Grunde praktischer Erfahrung als notwendig oder nützlich erweisen werden. Schon heute darf in einer erheblichen Beziehung die Bildung des Volkswirtschaftsrats als abgeschlossen nicht angesehen werden. Die Gemeinschaft des deutschen Wirtschaftsgebiets und der deutschen Wirtschaftsinteressen, wie die Bestimmungen der Reichsverfassung, wonach die wirtschaftliche Gesetzgebung der Hauptsache nach dem Reiche zusteht, führen von selbst dahin, die Errichtung auch eines Volkswirtschaftsrats für das deutsche Reich ins Auge zu fassen. Es würde dies von vornherein geschehen sein, wenn nicht zur Erreichung dieses

Zieles eine längere Vorbereitung nötig gewesen wäre, für welche die Zeit bis zur nächsten Reichstagssitzung nicht ausgereicht hätte. Damit wäre die Möglichkeit ausgeschlossen gewesen, die wichtigen Vorlagen, welche gerade in nächster Zeit die Gesetzgebung beschäftigen werden, dem sachverständigen Urteil der Beteiligten rechtzeitig zu unterbreiten. Der preußische Volkswirtschaftsrat wird sicherlich nicht zu einer partikularistischen Institution werden, die Einrichtung desselben erscheint vielmehr als der kürzeste Weg, um zur Herstellung einer entsprechenden Reichsinstitution zu gelangen. Daß dieses Ziel alsbald erreichbar sein werde, dafür habe ich gegründete Hoffnung*). (Beifall).

*) Vgl. Band XI. S. 159, 169 ff. und in diesem Bande unten III Nr. 13 und 14.

II.

Die Landtagssession von 1881.

1. Das sogenannte Verwendungsgesetz.

4. Februar 1881.

Der Landtag der preußischen Monarchie ward durch königliche Verordnung vom 13. Oktober auf den 28. Oktober 1880 einberufen. Zu den wichtigsten Gegenständen der Verhandlung gehörte der Gesetzentwurf betreffend die Verwendung der infolge weiterer Reichssteuerreformen an Preußen zu überweisenden Geldsummen. Die Vorlage gelangte in der 52. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 3. Februar 1881 zur ersten Lesung. Die dreitägige Generaldiskussion endete in der 54. Sitzung am 5. Februar mit der Ueberweisung der Vorlage an eine Kommission von 28 Mitgliedern, wodurch der Gesetzentwurf der Bitte des Ministerpräsidenten zutrotz „begraben" ward. Am 4. Februar, dem zweiten Tage der Debatte, hielt der Abgeordnete Eugen Richter eine Rede gegen das Gesetz, in der er zunächst den Konservativen, als den einzigen Freunden der Vorlage, gegenüber nachzuweisen suchte, daß ihr eigener Steuerreformplan sich von dem des Fürsten Bismarck wesentlich unterscheide, um sodann mit lebhaften Ausfällen gegen die Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers zu schließen. Fürst Bismarck, der die Behauptung, daß diese seine Politik Fiasko gemacht habe, mit einem heiteren „Bravo!" begrüßte, erhob sich alsbald zu folgender Erwiderung:

Meine Herren, ich hatte erst die Absicht zu sprechen, nachdem ich einige Redner über diese meinem sonstigen Ressort nicht ganz nahe stehende preußische Angelegenheit gehört hätte; aber der Drang anderer auch von mir nicht zu verlassender Geschäfte nötigt mich, jetzt das Wort zu ergreifen, und ich thue das um so lieber, als ich zum erstenmal seit langer Zeit Gelegenheit habe, mein Einverständnis in vielen Punkten mit dem Herrn Vorredner zu konstatieren; es ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert (Heiterkeit), ich werde darauf nachher zurückkommen, ich will nur erst, um den guten Eindruck bis zuletzt aufzuschieben, auf einige Sätze, die namentlich, die er für den Schluß seiner Rede aufbewahrt hat, gleichsam als hätte es ihm leid gethan, mir in so vielen Punkten entgegengekommen zu sein, die aber eigentlich mit diesem Gesetz nur in einem sehr lockeren Zusammenhange stehen, erwidern. (Sehr richtig!)

Ich muß, da ich in dem weitumfassenden Material, was der Herr Vorredner der Diskussion unterbreitet hat, meinerseits in eine systematische Behandlung unmöglich eintreten kann, — auch wenn ich nicht viele andre Sachen im Kopfe hätte, wäre es mir doch unmöglich, eine so umfassende, alle Verhältnisse der Menschen berührende Rede systematisch zu behalten und systematisch zu besprechen; ich muß mich also auf einen mechanischen Weg beschränken an der Hand der Notizen, die ich mir habe machen können, wo aber doch mein Bleistift der Beredsamkeit nicht zu folgen vermochte, rückwärts einige der Ansichten zu widerlegen oder zu widersprechen — denn widerlegen kann man bekanntlich niemand, er behält doch Recht — (Heiterkeit), aber doch einigem zu widersprechen.

Ich fange damit an, daß ich ganz bestimmt wider-

spreche: ich habe niemandem irgend ein Versprechen gegeben, ich habe weder ein Huhn im Topfe jemandem versprochen, noch sonst etwas irgend jemandem, und dies bezeichne ich als einen Irrtum, als einen unfreiwilligen Irrtum in den Aeußerungen des Herrn Vorredners, als hätte ich irgendwelche Versprechungen gemacht. Ich bin zu den Herren, die die Steuern zu bewilligen das Recht haben, als Bittender, als Bettler im Namen der Armen gekommen, aber damit habe ich nichts versprochen, ich habe bisher teils direkte Körbe bekommen, teils hat man mich dilatorisch behandelt, indem die Anträge der Regierung, die auf eine bestimmte Aeußerung berechnet waren dem Lande gegenüber, um die Stellung der Regierung klar zu machen, indem man die im Reichstage und, wie es scheint, auch hier in den Ausschüssen eingesargt hat, so daß man sich davon dispensiert hat, eingehende Meinungsäußerungen öffentlich geben zu müssen. Ich hoffe, daß dieses Gesetz dieser Behandlung nicht unterliegen wird, wie schon der Herr Finanzminister vor mir in den wenigen Worten, die ich von ihm gehört habe, auseinandergesetzt hat, und sollte der Zeitraum zu kurz sein bis zum Eintritt des Reichstags dieses Gesetz zu erledigen, so wird die Königliche Regierung in der Notwendigkeit sein, zu überlegen, ob sie mit Bewilligung des Landtages oder durch Berufung einer besonderen Session dies Gesetz weiter zu erledigen sucht. (Bewegung.)

Ich darf ferner dem Herrn Vorredner darin widersprechen, daß die vielleicht richtige, vielleicht unrichtige Thatsache, daß die Königsberger Arbeiter über Mangel an Arbeit geklagt haben, in keiner Weise gegen unsre Zollgesetzgebung spricht. Nicht diese Zölle, diese unbedeutenden Zölle im Vergleich mit dem, was die russischen

Händler verdienen, halten den russischen Export zurück, sondern einfach die Mißernten im südlichen und südöstlichen Rußland, für die können wir nicht. Darin liegt es aber gerade, daß der Abgeordnete Richter, der jede Unterbrechung durch eine andre Meinung über staatswirtschaftliche Probleme in kathedraler Manier zurückweist, sich etwas belehre, daß hierin gerade eine Aufforderung liegt, die inländische Landwirtschaft zu fördern, aufzumuntern und zu ermutigen und uns nicht auf Rußland zu verlassen. (Sehr wahr! rechts.)

Die russischen Mißernten entstehen viel leichter, wie in einem durchschnittlich mäßig bewaldeten Kulturland Deutschlands; die Mißernten sind häufiger auf den großen waldlosen Teilen und durch Verwüstung der Wälder entwaldeten Flächen des Ostens. In Rußland ist der Regen seltener, die Dürre häufiger, und die Mißernten werden im Durchschnitt der Jahre häufiger eintreten, als bei uns. Wir dürfen uns auf die russischen Quellen nicht verlassen, ebensowenig auf die amerikanischen. Ich hoffe, daß es unbegründet ist, was man augenblicklich über die schlechten Aussichten der amerikanischen Ernte sagt, es ist noch zu früh meines Erachtens, um darüber zu urteilen. Aber nehmen wir an, daß Amerika und Rußland gleichzeitig Mißernten haben und unsere inländische Landwirtschaft so herabgedrückt ist, wie es in England und Frankreich zum Teil schon ist, durch stärkere Besteuerung des inländischen Kornbaus und durch Freihalten des ausländischen, der auch zu Hause keine Abgaben trägt, dann würden wir erleben, wohin die Theorie des Herrn Abgeordneten Richter uns führt, und daß Hungersnot eintritt und uns keine Zufuhr in Aussicht steht als aus dem Inlande. (Sehr wahr! rechts.)

Also das Leiden und die etwaige Brotlosigkeit der Königsberger Arbeiter liegt in den schlechten russischen Ernten. Königsberg hat sonst russisches Getreide verfrachtet; in diesem Jahr ist vielleicht nicht die Hälfte davon gewachsen, das wissen wir alle und sollte Herr Richter es nicht gelesen haben, daß man in Rußland schon vielfach Maßregeln gegen Hungersnot getroffen hat und sogar von einem Kornausfuhrverbot die Rede war, und für einen so gewiegten Nationalökonomen, wie er, geht doch daraus hervor, daß Rußland in diesem Jahr nicht so viel Getreide exportieren kann wie sonst, und daß davon notwendig die Folge eine Minderbeschäftigung der Kaufmannschaft und der Arbeiter sein muß. Wir haben in kurzem erlebt, daß in Rußland die Zölle zu meinem Bedauern wiederum um zehn Prozent erhöht wurden. Da ist durch das ganze Land ein gewisser Schrei, — ich will nicht sagen der Entrüstung, aber der Aufforderung — gegangen, doch etwas dafür zu thun, daß Rußland nicht in dieser Weise seine Zölle erhöhe. War das etwa ein Schrei im Interesse des russischen Konsumenten, war es nicht der klarste Beweis davon, daß diese Herren, die der Regierung aus allem, was in der Welt passiert, einen Vorwurf machen, selbst der Ueberzeugung waren, daß ein solcher Grenzzoll nicht etwa den Russen im Innern dadurch trifft, daß er ihm das ausländische Produkt verteuert, sondern, daß es den Importeur trifft, also den Deutschen, der sein Produkt in Rußland importieren will? Läßt sich daraus nicht mit Sicherheit umgekehrt schließen, daß auch die Kornzölle, die wir erheben, namentlich in der minimalen Bedeutung, die mit den Preisschwankungen, die vorkommen, in gar keiner Beziehung stehen, von den auswärtigen

Importeuren getragen werden sollen? Ich habe, als sie auferlegt wurden, mit vielen russischen Kaufleuten gesprochen, auch solchen, die diesen Handel betrieben, die gesagt haben: diese Zölle sind für uns Kinderei, wir werden sie bezahlen und doch einen erheblichen Profit behalten. Aber darüber waren sie nicht zweifelhaft, daß sie sie bezahlen würden. Daß unsere Landwirte, aber nicht nur die Rittergutsbesitzer, sondern namentlich die Bauern, in der Grundsteuer einen ganz erheblichen Kornzoll ihrerseits für die inländische Produktion bezahlen, wird doch niemand in Abrede stellen. (Sehr richtig! rechts.) Ich weiß, was ich an Grundsteuer zahle, und welches das Verhältnis zur reinen Einkommensteuer, und ich habe gefunden, daß bei den meisten meiner Nachbarn ungefähr dasselbe Verhältnis besteht, und wenn ich meine Einkommensteuer auf 3 Prozent meines wirklichen Einkommens veranschlage, so beträgt die Grund- und Gebäudesteuer 6 bis 7 1/2 Prozent des wirklichen Einkommens — ich glaube, so wird es überall sein — und dabei bin ich im großen und ganzen genommen unverschuldet. Hätte ich Schulden, so wären es mindestens 10 Prozent; beide Steuern zusammen würden sich sehr leicht auf 20 Prozent meines wirklichen Ueberschußeinkommens erstrecken. (Sehr wahr! rechts.) Das wird mir auch keiner, der ehrlich mit mir rechten will, bestreiten wollen.

Wo ist also da die gleiche Behandlung des Inländers und des Ausländers, nachdem man den inländischen Getreidebau mit einer hohen Steuer belastet hat, die ja doch notwendig auf die Verteuerung des inländischen Getreides wirken muß? Denn derjenige, der es produziert und zum Kaufe bringt, kann doch seine Grundsteuer nicht anders bezahlen als aus dem Ertrage, aus dem Verkauf

seines Getreides. Er muß also bestrebt sein, sie darauf aufzuschlagen, und da komme ich doch zu einer ganz anderen Höhe; wenn ich den Betrag der Grundsteuer, die ich bezahle unter Abrechnung der Forstgrundsteuer, ungefähr auf die Masse Korn, die ich verkaufe, verteile, so glaube ich, daß ich auf 1 bis 1 1/2 Mark an Grundsteuer für jeden Scheffel Roggen komme, den ich verkaufe. Ich glaube nicht, daß ich mehr Scheffel Korn von meinen Gütern verkaufe, als ich Mark respektive 1,50 Mark Grundsteuer bezahle. Ich will das nicht so bestimmt hinstellen, aber ich empfehle jedem, die Rechnung anzustellen, dann wird er wissen, wie hoch der inländische Getreidebau besteuert ist. Von der Verteuerung dadurch für die Arbeiter hat man bisher nicht gesprochen.

Ich will mich nicht für Abschaffung der Grundsteuer hier erklären, ich will mich an den Rahmen dieses Gesetzes halten; das liegt nicht darin, und ich teile alle die Bedenken, die dagegen geltend gemacht werden. Ich halte die Grundsteuer für einen ungerechten Maßstab für Zuschläge. (Sehr wahr! rechts.)

Die Auflegung der Grundsteuer war meines Erachtens eine große Ungerechtigkeit, und es freut mich, heut gehört zu haben, daß Herr Richter damals dagegen gewesen ist; ich hätte das eigentlich kaum geglaubt, es freut mich, ich spreche ihm meine Anerkennung dafür nachträglich aus. (Heiterkeit.)

Ich bin auch dagegen gewesen und habe auf den Wunsch meines höchsten Herrn, ich möchte im Herrenhaus sprechen, es abgelehnt und gesagt: ich kann es dulden, aber ich kann nicht dafür stimmen. Diese Ungerechtigkeit ist 18 Jahre her, und es ist sehr schwer, sie wieder gut zu machen, ohne eine neue Ungerechtigkeit zu begehen.

Ich habe mich auch deshalb nie dafür verwandt, die Grundsteuer zu vermindern, und warte darüber die Vorschläge anderer ab, ohne ihnen heute zu widersprechen; ich halte es für einen unpraktischen Weg aus den Gründen, die schon geltend gemacht worden sind. Wohl aber ist mein Bestreben, dahin zu wirken, daß die Grundsteuererhebung nicht ferner einen Maßstab für die Zuschläge der Kommunalsteuer bildet; denn dadurch wird die Ungerechtigkeit in jedem Jahre von neuem wiederholt. (Sehr wahr! rechts.) Derselbe Mann, der, ich will sagen, 800 oder 1000 Thaler Einkommen hat und der sein Einkommen aus dem Grundbesitz bezieht, wird schon, wenn er ganz unverschuldet ist, nach der von mir vorhin gegebenen Rechnung 9 bis 10 Prozent von seinem Einkommen als Unterlage für Zuschläge hergeben müssen. Der Nachbar von ihm, der dasselbe Einkommen ohne Grundbesitz bezieht, wird mit 3 Prozent Einkommensteuer abgefunden sein, und dabei wird dasjenige Einkommen, das fundierte, das nicht aus dem Grundbesitz ist, viel schwerer zu taxieren sein und entzieht sich in der That in hohem Maße der Veranlagung; da stimme ich wieder mit dem Herrn Vorredner überein. Die Erträge der Landwirte liegen von Gottes Sonne klar beleuchtet offen da; daß da das Bestreben vorwalten möge, sie möglichst herabzudrücken, daß auch eine gewisse Gevatterschaft und Nachbarschaft bei der Kommission möglich sein mag, gebe ich zu; aber nach der Einschätzung zur Grundsteuer, und nach dem, was man wachsen sieht, übersieht man den Landwirt und kann ihn vollständig auch zur Einkommensteuer heranziehen; hat er aber nebenher noch Kapitalien, so kann er die verschweigen; wer n u r Kapitalien hat, hat noch ein viel größeres Gebiet zum Verschweigen. (Heiterkeit.)

Der Herr Vorredner nannte die Wehrsteuer eine Art neuer Klassensteuer. Nun, wir verfolgen in dem Steuersystem, welches wir vertreten, einmal das Prinzip der thunlichsten Ermäßigung der direkten Steuern, zweitens das Prinzip der Gerechtigkeit, und zu der Wehrsteuer hat nur das Gefühl Anlaß gegeben, welches sich des Musketen tragenden Soldaten bemächtigt, wenn er einen seiner Meinung nach auch diensttauglichen Nachbar zu Hause bleiben sieht. Ich will dem Herrn Vorredner auf das Gebiet der Verbesserungen, die man vielleicht an der Wehrsteuer im Reichstag anbringen kann, hier nicht folgen, ich will bloß sagen, daß sie mit der Klassensteuer in keiner Beziehung stehen. Es ist ein Prinzip der Gerechtigkeit; findet der Reichstag es nicht für notwendig, die Gerechtigkeit so weit zu treiben, dann gut! dann wird er vielleicht andere Mittel geben für das, was wir brauchen.

Ich habe in Bezug auf die Steuerbefreiung im ganzen das Prinzip, daß derjenige, der nichts hat, als seine beiden Hände, um sein Brot zu erwerben, und zwar zwei ungeschulte Hände, der kein Gewerbe gelernt hat, meinem Ideale nach überhaupt ganz steuerfrei sein sollte, nicht bloß von Staatssteuern, sondern auch von Kommunalbeiträgen, und daß die Belastung erst da anfangen sollte, wo ein werdendes Kapital vorhanden ist. Dieses werdende Kapital kann in der Gestalt einer werdenden körperlichen oder geistigen Fertigkeit bestehen, aber es sollte meines Erachtens über dem Niveau des einfachen Handarbeiters stehen, der n i c h t s hat lernen können, nicht durch seine Schuld, sondern wegen Mangels an Mitteln zu seiner Vorbildung. Denn um ein Gewerbe zu lernen, gehört ein geringer, aber immer einiger Grad von Vermögen, um einen Lehrling durch ein Gewerbe zu bringen; also

derjenige, dem seine Mittel überhaupt nicht erlaubt haben, sich auf etwas anderes in der Welt zu verlassen, als auf das wechselnde Verdienst, der, wie hier in Berlin, im Winter Schneeschippen, im Sommer Erdarbeiten und dergleichen verrichten muß, der sollte meines Erachtens für den Staat nicht anders herangezogen werden, als daß er im Kriege das gemeinsame Dach mit verteidigen hilft, was ihn schützt gegen Fremde. Er sollte aber nicht mit Geld herangezogen werden, und in dieser Beziehung bin ich ganz entgegengesetzter Meinung des in einer sehr lehrreichen und geistreichen Broschüre Ausgesprochenen meines verehrten Freundes, des Herrn Abgeordneten Gneist. Ich muß auch darüber dem Herrn Vorredner in einem Punkte widersprechen. Es ist nie und für keinen ein Vergnügen, Steuer zu zahlen, und es trägt das auch nicht bei zur Erhöhung des Selbstgefühls; im Gegenteil, capite census zu sein drückt den Bürger, nur wenn er von einem Besitztum Steuer zahlen kann, so zahlt er sie vielleicht, wie wir Grundbesitzer die Grundsteuer, mit einer gewissen Freudigkeit. (Heiterkeit.) Aber, meine Herren, wenn er nicht weiß, wo er Geld überhaupt hernehmen soll, so ist es ihm immer lieber, wenn er nichts bezahlt! und ohne Schulgeld ist ihm die Schule bei weitem lieber als mit Schulgeld. Ich habe mich gefreut wie selten in diesem Hause, wie ich hörte, daß ich einen so mächtigen Bundesgenossen auf diesem Gebiete hatte, wie den Abgeordneten Richter, um das Schulgeld und damit die ganze abhängige Sonderstellung des Lehrers in der Gemeinde zu bekämpfen und nach Möglichkeit abzuschaffen. Ich bin ganz mit dem Herrn Vorredner einverstanden, daß das Schulgeld in der That eine der drückendsten Abgaben ist. In den meisten Provinzen pflegt es so zu

sein, daß von drei Kindern eins frei ist. Ich weiß nicht, wie es sich mit dem vierten verhält. Aber für zwei für eins zu zahlen, ist den Eltern mitunter schwer, namentlich denen, die halbe Meilen weit zur Schule zu gehen haben und ihren Kindern das Brod, was sie brauchen, in der Tasche mitgeben müssen, weil sie über Mittag nicht nach Hause kommen, und es liegt darin oft ein großes Elend. Und gerade auf die Hinweisungen, die die Motive unseres Gesetzes für Berechtigung der Kreise enthalten, auf die Abschaffung der Lasten des Elementarunterrichtes hinzuwirken, meinetwegen unter Mitwirkung oder Kontrole der höheren Behörden, auf die mache ich bei diesem Gesetz ganz besonders aufmerksam. Es bedarf das nur einer kleinen Nachhilfe durch Amendement, was freilich in dieser kurzen Zeit, wenn die Kommissionsverhandlungen ohne Abschluß stattfinden sollten, nicht wird stattfinden können, um den Einwohnern Preußens überall oder doch fast überall freie Schule und dem Lehrer eine freie und von dem Schulgeld unabhängige Existenz und nicht bloß von dem Schulgelde, sondern auch von den Beschlüssen der Gemeinden unabhängige Existenz zu geben. Er unterliegt bisher denselben Schwierigkeiten, wie die Geistlichen mit den Stolgebühren, wo der Geistliche im einzelnen Falle häufig Einem gegenübersteht, der es noch weniger missen kann als er selbst und doch beitragen muß. So ist es auch für den Lehrer eine Befriedigung seines Selbstgefühls, welches bei diesen Herren in hohem Grade ausgebildet ist, (sehr wahr! rechts), wenn er nicht mehr den barfuß gehenden Schüler um Schulgeld zu mahnen braucht, sondern unabhängig dasteht. Wenn wirklich weiter keine Verwendung dessen, was wir den Kreisen überweisen wollen, vorhanden wäre, als die Herstellung

der Unabhängigkeit der Schulen, so wäre das eine ganz außerordentliche Wohlthat, die wir dem ganzen Lande erzeigen, und da möchte ich namentlich die Unterstützung meines früheren Kollegen, des Herrn Staatsministers Falk erbitten, dessen Plan dahin ging, in seinen Entwürfen der Schulgesetze, dem Staate eine Zubuße von, wenn ich nicht irre, einigen 30 Millionen für die Schulen zuzumuten. Wegen Mangels der Mittel sind die Vorlagen damals unterblieben, weil der jetzige Abgeordnete Falk sich mit seinem damaligen Kollegen im Finanzministerium darüber nicht verständigen konnte. Hierin liegt eine Mahnung, die für uns noch offen steht, und die wir aufnehmen sollten, und Sie sollten nicht dadurch, daß Sie eiligst über dies Gesetz zur Tagesordnung übergehen, die Möglichkeit abschneiden, daß wir die ganze Schulfrage zur Zufriedenheit der Gemeinden und der Lehrer ordnen können, wenn nicht etwa die Kreise, wie deren sehr viele sind, noch dringendere Verwendungsbedürfnisse für das, was ihnen überwiesen werden soll, haben, wie das in den östlichen Provinzen ja zum Teil der Fall ist, wo die Kreislasten an sich erheblich hoch sind, höher, als in den meisten westlichen. Ich spreche nicht von Hannover, wo für diesen Begriff Kreis der Begriff Amt zu substituieren ist, sondern von anderen — ich kenne die Lokalitäten nicht genau, — wo die Lasten, die wir zu tragen haben, wahrscheinlich zum Teil von andern Faktoren, von Provinzen und besonders von den Gemeinden direkt getragen werden. Die Kreise haben wir als eine mittlere Stellung zwischen den Gemeinden und Provinzen gegriffen, die die Lasten nach oben und unten ihrerseits durch Zuschüsse, wie sie unter Genehmigung der berechtigten Behörden gefaßt sind,

zu erleichtern in der Lage sind. Diese Seite der Sache ist ja sehr amendierungsfähig. Der Gedanke, gerade die Hälfte der Grund- und Gebäudesteuer den Kommunalverbänden — so ist der ursprüngliche Ausdruck, worunter die Ortsgemeinden, Kreise, Bezirke, Provinzen, dies alles, verstanden war — zu überweisen, gerade diese Summe zu wählen, ist von mir nicht ausgegangen, sondern ich habe ihn aus der Hand meiner Kollegen in der Finanzverwaltung damals adoptiert, wie ich zuerst die Reform der Steuern öffentlich angeregt habe, nachdem ich im Schoß des Ministeriums für dieselbe schon länger thätig gewesen. Mein Prinzip im ganzen war nicht sowohl die Abschaffung bestimmter Steuern von Hause aus — darüber habe ich mir als Einzelner, und ich bin lange Zeit allein Träger des Gedankens gewesen — nicht erlaubt vorzugreifen dem Urteil und der Zustimmung meiner Kollegen und schließlich dem Urteil der öffentlichen Diskussion, aus der wir alle lernen können. Denn Sie müssen nicht glauben, daß man dadurch, daß man Minister wird, sofort wesentlich klüger und einsichtiger wird, wie andere, (Heiterkeit) man bedarf eben auch der Schulung und der Korrektur seiner eigenen Ansichten — so klug wird man nie wieder, wie man gewesen ist, als man einfacher Abgeordneter war ohne jede Verantwortlichkeit (Große Heiterkeit), wo man mit unskrupulöser Sicherheit über alles urteilte, was überhaupt dem Menschen gebracht werden kann. Ich bin zu dieser Sicherheit in meinen Bewegungen nicht mehr berechtigt; sie sind unter Umständen zu folgenschwer, als daß ich nicht öfter überlegen und die Korrektur, die mir zu teil wird, nicht dankbar annehmen sollte. Ich habe also damals nur den allgemeinen Gedanken im Staatsministerium angeregt und später auch im Reichstag aus-

gesprochen — im ersteren auch zur Anerkennung gebracht, daß wir überhaupt in den deutschen Staaten und namentlich in Preußen ein zu großes Maß von direkten Steuern und ein zu geringes Maß von indirekten Steuern hätten nach dem Beispiel der Finanzen anderer Länder, die uns in der Finanzverwaltung, wenn ich bei den Franzosen auch nur bis zu Colbert und bei den Engländern vielleicht fünfzig Jahre weiter zurückgreife, doch faktisch immer voraus waren und noch heute darin überlegen sind, daß sie nicht durch die Blässe des theoretischen Gedankens angekränkelt werden, sondern praktisch das ergreifen, was dem praktischen Leben nützlich ist. Da habe ich den Gedanken vertreten, wir müssen überhaupt für die Staatseinnahmen weniger direkte und mehr indirekte Steuern haben. Wir müssen überhaupt dahin streben, Staatseinnahmen an die Kommunalverbände, also von der Provinz bis zur Lokalgemeinde herunter, überweisen zu können, um ihre Schäden damit zu heilen, um ihnen die Last, die sie zu tragen haben, zu erleichtern. Daß das dann die Hälfte gerade dieser Steuern sein muß, das ist ein Gedanke, der, ich glaube, zuerst zur Zeit meines Kollegen Camphausen aus dem Finanzministerium gekommen ist, den der Minister Hobrecht mit Entschiedenheit nachher entgegengebracht hat — man hätte ebenso gut ein Drittel oder ein Viertel wählen können — oder, entsprechend den mehr prinzipielle Ziele steckenden als bestimmte Beschlüsse anstrebenden Aeußerungen verfahren können, die ich im Reichstage gethan habe, die sich gegen alle direkten Steuern richteten, womit ich nicht habe sagen wollen, daß wir sie alle abzuschaffen hätten, sondern daß es mir nicht so sehr darauf ankam, welche gerade abgeschafft würden. Ich hatte mich für Beibehaltung hauptsächlich nur der

Einkommensteuer ausgesprochen, für Abschaffung von keiner Steuer mit Ausnahme der unteren Stufen, sondern nur für Ueberweisung an die Gemeinden und Verbände.

Ich habe hier die ihnen allen gedruckt vorliegende, vielleicht aber doch nicht gelesene (Heiterkeit) „Geschichte der Steuerreform im Reiche und in Preußen." Da erlaube ich mir zuerst anzuknüpfen an eine Aeußerung von mir aus dem Dezember des Jahres 1878:

„Das Maß der Gesamtsteuerlast ist nicht durch die Höhe der Einnahmen, sondern durch die Höhe des Bedarfs bedingt, durch die Höhe der Ausgaben, welche im Einverständnis zwischen Regierung und Volksvertretung als dem Bedürfnis des Reichs oder Staats entsprechend festgestellt wird."

Es wäre ja ein, ich möchte sagen, kindisches Vergnügen von der Regierung, Steuern aufzuhäufen, deren Betrag nicht erforderlich ist für die durch die Parlamente gebilligten und anerkannten Bedürfnisse des Staates. Davon kann also nicht die Rede sein:

„Jede Steigerung der indirekten Einnahmen des Reichs muß deshalb die notwendige Folge haben, daß von den direkten Steuern oder von solchen indirekten Steuern, deren Erhebung von Staatswegen etwa aus besonderen Gründen nicht mehr wünschenswert erscheint, soviel erlassen oder an Kommunalverbände überwiesen wird, als für die Deckung der im Einverständnisse mit der Volksvertretung festgesetzten Staatsausgaben entbehrlich wird."

Diesem Ziele hatten wir uns zu nähern versucht mit

dem Verwendungsgesetze vom vorigen Jahre, was indes doch noch unbestimmt läßt, je nach den jedesmaligen Forderungen der Regierung und den Beschlüssen, die der Landtag darüber faßt, was zur Abänderung verwendet werden solle. Jedenfalls hat dies Gesetz nicht die Wirkung gehabt, daß man im Reichstage nun das Bedenken fallen ließ: „wir können indirekte Steuern nicht bewilligen, wenn wir nicht wissen, was damit gemacht wird, und welche direkten etwa dafür aufgehoben werden.“ Im Landtage stießen wir dagegen und stoßen wir noch heute auf die Besorgnis, daß die Aufhebung oder Ueberweisung diesseitiger Einnahmen mit den Deckungsmitteln, die dafür im Reichstage erreicht werden, nicht kongruent wäre. Wir sind also noch heute in diesem vitiösen Zirkel, dem wir zu entrinnen suchten, weil uns im Reichstage gesagt wird: wir wissen nicht, was der Landtag beschließen wird, und im Landtage gesagt wird: wir wissen nicht, was der Reichstag beschließen wird, und daß dem allen eine gewisse Scheu, die vielleicht auf manchen Seiten in der Fraktionstaktik begründet ist, zu Grunde liegt, überhaupt eine feste Stellung zu diesen Fragen zu nehmen. Die Regierung bedarf aber nothwendig der festen Stellungnahme zu dieser Frage von seiten einer der parlamentarischen Versammlungen. Sie hat Ihnen deshalb diese Vorlage gemacht, hauptsächlich in der Absicht, sich selbst zu binden, damit nachher der Reichstag nicht mehr sagen kann: wir wissen nicht, was du mit den Steuern thust, die wir dir bewilligen. Die andern Regierungen, die größeren unter ihnen, waren zum Teil schon gebunden durch ihre Gesetzgebung, indem ihre direkten Steuern in Simplen bestehen, die von selbst sich vermindern und ausfallen, je nachdem andere Einnahmen den Bedarf decken.

Sie haben also gewissermaßen das Verwendungsgesetz, welches wir im vorigen Jahre gemacht haben, schon vor uns gehabt. Bei uns in Preußen aber ist dieses neu, und die Regierung hat gefunden, daß sie damit im Reichstage noch nicht den Glauben findet für ihre angemessene Verwendung der Gelder, die der Reichstag bewilligen könnte, und den sie beanspruchen muß, um die Bewilligung zu erreichen.

Wir wollen uns also dem Landtage gegenüber binden, wie Karl Moor seine Hand dem Priester gegenüber an den Zweig band; wir können dann nichts mehr mit neuen Einnahmen machen als Steuern erlassen. Wenn uns dieser Wunsch versagt wird, dann allerdings bleiben wir — nicht dadurch, daß Sie das Gesetz einschlafen lassen in der Kommission, sondern dadurch, daß Sie es ablehnen — dann allerdings kommen wir dem Reichstag gegenüber wieder ohne Sicherheit dessen, was wir thun werden, aber doch nicht mehr ganz so verdächtig falscher Vorwände, weil wir unseren Willen und unsere Bereitwilligkeit in einer ganz unzweideutigen und, hier gebe ich das gern zu, promissorischen Form zu erkennen gegeben haben. Es würde für dasselbe Ministerium recht schwierig sein, auch nachdem es die Vorlage bloß gemacht hat, mit den Mitteln, die ihm der Reichstag etwa bewilligte, etwas anderes zu thun, als Steuererleichterungen einzuführen.

Ich kann nicht auf alle die einzelnen ministeriellen Aeußerungen der Herren Camphausen, Hobrecht und meine eignen eingehen, die Sie in dem in Ihren Händen befindlichen Druckwerke aufgezeichnet finden, aber ich möchte doch die wiederholte Lektüre desselben empfehlen; wir könnten dann viel Reden sparen.

Der Minister Camphausen sagte am 22. Februar:

daß ein Weg gesucht werden muß, um im Wege der indirekten Besteuerung die Mittel zu gewinnen, die Lasten bei der direkten Besteuerung, deren sich jene Verbände in der Regel zu bedienen haben, zu vermindern. Das ist die Stellung, die ich noch heut zu dieser Frage einnehme und zu der ich mich unumwunden bekenne.

Der Finanzminister Hobrecht hat am 20. November 1878 gesagt:

daß die einzelnen Staaten in den Stand gesetzt werden, durch Ueberschüsse, die ihnen überwiesen werden, teils lästige Steuern zu beseitigen, teils die Kommunen durch Ueberweisung von Steuern oder durch Steuerreformen zu erleichtern. Ich halte dieses Ziel fest und ich glaube, daß die ganze Entwickelung unserer Verhältnisse dahin weist, in einer Ausbildung der dem Reich überwiesenen Zölle und Verbrauchssteuern die Hilfsmittel zu suchen, um den nicht bloß in Preußen, sondern auch in andern Bundesstaaten hervorgetretenen Schwierigkeiten in der Finanzlage zu begegnen, und um uns in den Stand zu setzen, im Interesse der Kommunalverbände Steuerreformen herbeizuführen.

An einer andern Stelle:

Um eine Umgestaltung seines Systems der direkten Steuern unter Entlastung der Kommunen, beziehungsweise Erleichterung der Aufbringung der Kommunallasten vorzunehmen.

Am 15. Juni 1877 erschien eine Denkschrift des Herrn Ministers Camphausen, die auch wieder sagt:

„Diese Rücksicht macht es notwendig, eine stufen-

weise Durchführung der Reform von vornherein ins Auge zu fassen."

Stufenweise war mein Bestreben von Hause aus. Es ist also aus dem Finanzministerium der Vorschlag gekommen: zur Hälfte, aber auch diese Hälfte soll nur stufenweise ihrer künftigen Verwendung zugeführt werden. Nur au fur et à mesure, wie die Reichsgelder einkommen, soll diese Verwendung ins Leben treten. Also dieser Gedanke des Stufenweisen ist festgehalten.

Der in seiner Wirkung am meisten verständliche Schritt dürfte die vorgeschlagene Reform der Klassen- und Einkommensteuer sein, mit welcher daher zu beginnen wäre, sobald die Mittel dazu würden flüssig gemacht werden können.

Wenn man nach der Genesis jedes einzelnen Satzes in der Vorlage fragt, so muß man notwendig die Akten des Finanzministeriums zu Rate ziehen, wie diese hauptsächlich dort verhandelten Angelegenheiten sich gebildet haben. Das Finanzministerium fängt ja nicht an jedem Tage seine Geschäfte von vorne an, indem es einen Strich durch die ganze Vergangenheit macht, sondern seine Vorlagen, nach denen ich mich zu richten habe — denn ich kann nicht alle Details prüfen — erfolgen nach Maßgabe des dort vorhandenen Aktenmaterials. Ich erwähne dies, um zu entwickeln, daß ja nicht alles, was wir Ihnen bringen, nicht ganz unumstößlich ist. Ich bleibe bei der Ueberweisung an die Kreise als dem zweckmäßigsten Mittel, eine Erleichterung herbeizuführen, und ich schlage daher vor, daß nach Maßgabe der von meinem Kollegen in den Motiven angedeuteten und von mir ganz gewiß unterstützten Gedanken die Kreise für die Gelder, die sie nicht zu notwendigen Zwecken brauchen, die Be-

freiung der Elementarschulen von allen Kommunalbeiträgen zu erstreben haben, und ich kann dies Ziel kaum mit beredteren Worten vertreten, als es der Herr Abgeordnete Richter vorher gethan hat; ich bitte daher jeden, diesen Teil des stenographischen Berichts der Rede des Herrn Richter nach Hause schicken zu wollen, damit die Leute sehen, wie gut wir beide, der Abgeordnete Richter und ich, uns unterstützen. (Heiterkeit.) Ich bin im Zusammenhang der Gedanken in einen anderen Weg geraten, als ich ursprünglich verfolgte, und bemerke nur noch in Bezug auf die Schulausgaben, daß sie in allen Kreisen Preußens, mit Ausnahme der Stadtkreise, $63^1/_2$ Millionen bisher absorbierten, unter denen sich, soviel ich habe übersehen können, nur zwischen 5 bis 6 Millionen Staatszuschüsse befinden, also alles, was auf diesem Felde verwandt wird, würde von demselben bereitwillig absorbiert werden, und es würde noch nicht vollständig gedeckt werden. Sie würden auch die Genugthuung haben, daß es gerade den ärmeren Volksklassen am meisten zu gute kommt, und daß der zur vollen Gleichheit mit seinen Mitbürgern in der Meinung der Parteien nicht berechtigte Gutsbesitzer hiervon ausgeschlossen bleibt, da seine Kinder doch nicht in dieser Schule sich befinden.

Mir fällt wieder in die Hände eine von den Aufzeichnungen, die ich mir über die Aeußerungen des Herrn Abgeordneten Richter gemacht habe, und wo ich gesehen habe, wie ein Mann von so viel Geist, wenn er immer in der Stadt zwischen Häusern, Straßen und Zeitungen lebt (Heiterkeit), doch dem praktischen Leben entfremdet werden kann. (Heiterkeit.)

Er ist der Meinung, daß die Kommunikationsmittel vorzugsweise den grundsteuerzahlenden Elementen zu gute

kommen, er muß also nie einem Kreistage beigewohnt haben, der Chausseebauten beschließen wollte, und muß sich auch selten in ländlichen Kreisen aufgehalten haben, wo die Städte immer das lebhafteste Interesse für neue Chausseen bekunden, — und wir sehen auch, wenn die Chaussee gebaut ist, wie so eine kleine Landstadt aufblüht, die früher zwischen Sandwegen gelegen hat (sehr richtig!), mag sie eine Hafenstadt sein, oder mögen sie Landstädte sein, die Städte sind so intelligent, daß sie ihre Interessen wohl verstehen, sie sind immer die ersten, die Chausseen verlangen, die Petitionen an die Regierung richten, und diejenigen, welche die Sache auf den Kreistagen betreiben (sehr wahr!), doch gewiß nicht bloß aus Liebe für den Grundsteuer bezahlenden ritterschaftlichen Nachbar; sie halten mit demselben sehr gut zusammen, aber soweit geht die Hingebung doch nicht, daß, wenn sie gar kein Interesse daran hätten ihrerseits, Chaussee zu wünschen, sie dafür Beiträge à fonds perdu zahlen würden; es geschieht das fast nur von Städten. Ein Gutsbesitzer muß schon sehr wohlhabend und opferwillig sein, wenn er sagt: ich gebe 1000 Thaler à fonds perdu, aber bei den Städten findet sich das sehr häufig. Was der Herr Vorredner zitiert hat an Aeußerungen über die Dezentralisation, die ich in früheren Jahren gethan habe bei Debatten über den hannöverschen Provinzialfond, so habe ich sie noch heute auf das vollständigste. Ich will ja gar keine Zentralisation in der Verwaltung, ich will nur eine Zentralisation im Bezahlen, in der Finanz, es soll von der großen Quelle der Staatseinnahmen abgezweigt werden, zur vollständig unabhängigen Verfügung der Kommunalverbände. Die Veranlagung soll staatlich sein, weil wir — vielleicht mit Unrecht — aber doch darin eine

größere Garantie für die Gerechtigkeit derselben finden. Sie ist ja nicht immer gerecht, aber sie wird vielleicht noch ungerechter, wenn sie sich in den Händen von lokalen Einflüssen befindet. Also diese Dezentralisation will ich noch heute.

Der Herr Vorredner ist dann auf Aeußerungen gekommen, welche die Zeitungen mir zuschreiben, und hat dabei gesagt, ich hätte behauptet, das Verwendungsgesetz wäre überflüssig, wenn beispielsweise diese oder jene Lasten, welche eigentlich Staatslasten sind, vom Staat getragen würden. Er sagt: wozu also der Lärm um das Verwendungsgesetz? Er vergißt aber dabei ganz, daß die Prämisse nicht vorliegt, das Wenn und Aber. Der Zustand, den ich als den wünschenswerten angeblich bezeichnet habe, ist ja nur erreichbar, wenn wir mit dem Verwendungsgesetz anfangen. Es ist eine Thür, die sich dazu öffnet, eine andere wäre vielleicht besser, ich weiß es nicht, aber sie ist nicht offen, die richtige würde vielleicht nur die sein, wenn ein einziger Kopf oder ein Ausschuß sich fände, der imstande wäre, alle unsere wirtschaftlichen und kommunalen Verhältnisse mit einem Blick von einer Stelle aus zu beschauen und zu beherrschen und sie wie eine Chladnische Figur mit einem Strich neu zurecht zu legen. „Einen solchen möchte ich auch wohl kennen, möcht' ihn Herrn Mikrokosmos nennen," der das könnte. Wir müssen — in stümperhafter Weise, gebe ich zu — die Sache an einem Zipfel anfangen, es giebt keinen Menschen, der imstande wäre, Ihnen einen vollen, fertigen Abschluß aller der Reformen, deren wir bedürfen, auf einem Brett auf den Tisch zu legen. Solche Reformen sind die Frucht mühsamer Arbeiten und gegenseitigen Entgegenkommens, des schrittweisen Vorwärts-

gehens; aber die springen nicht wie Minerva aus dem Haupte Jupiters fertig heraus. Deshalb sage ich: gehen Sie den Weg, der offen liegt, den lange Vorarbeitungen im Finanzministerium gebahnt haben, und dessen Genesis sich aus den Akten ergiebt. Ich habe die Akten des Finanzministeriums auch nicht aus dem Geleise heben können, ich bin nicht mit allen Einzelheiten einverstanden, habe mich aber gefügt und füge mich auch heute und werde mich fügen, sobald ich sehe, daß überhaupt nur die Richtung des von mir erstrebten Zieles innegehalten wird. Ich möchte bitten, beherzigen Sie den Satz: Das Beste ist des Guten Feind. Wir kommen nie einen Schritt vorwärts in der Reform, wenn immer gesagt wird, das muß noch geschehen, und so muß die vollkommene Reform sein. Unter den zwanzig Rednern, die darüber im Reichstag und hier sprechen werden, werden wir zwanzig verschiedene Ansichten haben, die den ganzen Kosmos umfassen, von denen wir vielleicht eins oder eine Kombination durchführen können im Zeitraum von 10 bis 20 Jahren, und wenn dann unsere Söhne sagen, es ist besser geworden, dann wollen wir zufrieden sein, und daß es besser geworden ist in den letzten Jahren — post hoc oder propter hoc, das wird ja immer verschieden ausgelegt —, aber jedenfalls nachdem wir die Zollreform eingeführt haben, kann niemand bestreiten, und so überzeugend sonst der Herr Abgeordnete Richter sprach, in der Behauptung des Gegenteils wird er 300 ungläubige Gesichter sich hier gegenüber gefunden haben, und im ganzen Lande wird er 20 Millionen ebenso ungläubige Gesichter sehen. (Sehr gut! rechts.)

Das mag vom Parteistandpunkt sehr unerwünscht sein, wenn gewisse Reformen, die andere Parteien, wenn

sie zur Regierung kämen, ganz gewiß auch machen würden, von einer gegnerischen Partei gemacht werden, das ist ein Hauptgrund mancher Opposition, die wir finden. Natürlich, hier im Hause stehen die Motive höher, aber daß sonst sehr viele diesem Ministerium es nicht gönnen, diesen vernünftigen Gedanken auszuführen, begreife ich; wenn sie aber selbst Minister wären, würden sie ganz anders werden und sagen: wie einfältig waren unsere Vorgänger, daß sie das nicht längst gethan haben. Es fällt mir dabei ein sehr geistreicher Kollege ein, den ich in der Politik gehabt habe, der im Jahre 1864, wo er anfing klar zu sehen, wo ich hinaus wollte, sagte: mein Gott, nun macht der Mensch meine Politik und verdirbt sie vollständig. (Heiterkeit.) Dieses Gefühl haben auch heut die Herren von uns, die uns gegenüber jetzt die Steuerfähigkeit des Tabaks bis zu einer gewissen Höhe in Abrede stellen, als ob das schrecklich wäre, aus dem Tabak mehr Geld nehmen zu wollen, als ob jedermann sich schämen müßte, wenn er eine solche Ueberzeugung hätte, sie auszusprechen, und wenn er auf einem Worte ertappt wird, was so ausgelegt werden möchte, er sich schüchtern zurückziehen müsse, damit er nicht des Gedankens schuldig wird, daß der Tabak noch mehr Geld bringen könnte, als er bringt. Ich bekenne mich ganz unumwunden dazu, daß der Tabak mehr Geld bringen muß (Bravo! rechts) und es mag regieren wer da will, es mag Herr Richter oder Herr Rickert an meiner Stelle Minister sein: sie werden vielleicht das Monopol nicht einführen, ich strebe heut auch nicht dahin, aber es gibt viele Formen, dem Tabak mehr Geld abzunehmen, und das werden auch Sie thun. Es ist ein Irrtum, daß die Führer der Handelspolitik, deren Epigonen wir vor uns

sehen, gegen das Tabaksmonopol gewesen sind, — wobei ich immer befürworte: ich habe noch nicht dazu geschworen. Mein früherer Kollege, der Reichstagsabgeordnete Delbrück, wird mich ja im Reichstage rektifizieren können, wenn ich jetzt etwas Unrichtiges sage. Ich habe, als wir früher darüber gesprochen haben, ihn gefragt, ob er in Bezug auf das Tabaksmonopol nicht gehindert wäre durch eine Schrift, die er in den 50er Jahren dagegen geschrieben hat. Nein, sagte er, in keiner Weise; das Tabaksmonopol war eine ganz unmögliche Sache im Zollverein, der alle zwölf Jahre gekündigt werden konnte, und das Tabaksmonopol kann man nicht auf Kündigung einführen; aber er war kein prinzipieller Gegner des Monopols. Ebenso würde mir Herr Camphausen, wenn er in einer parlamentarischen Versammlung mit mir wäre, bezeugen, daß er ein prinzipieller Gegner des Tabaksmonopols früher zwar war, aber sich den Vorzügen dieser Einrichtung doch nicht dauernd verschloß. Also, meine Herren, ich bekenne mich offen dazu, der Tabak muß mehr bluten, als er bis jetzt blutet. Auch die Getränke. Wenn Sie sehen, daß die Getränkesteuer in Frankreich pp. 450 Millionen Francs einbringt — ungefähr so viel wird es sein — daß der Tabak beinahe ebenso viel bringt, die Stempelgebühren mehr, ja, meine Herren, dann empfinde ich eine gewisse Beschämung und frage mich, sind wir weniger klug, verstehen wir das Geschäft weniger als in Frankreich? Nein, meine Herren, bei uns ist nur der parlamentarische Sand, durch den wir müssen, tiefer, der Berg ist steiler, und es ist schwerer, eine Einrichtung, die wahrscheinlich jedermann, wenn er an der Spitze stände, gut heißen und fördern würde, durchzubringen, aber bekämpft, so lange er nicht an der

Spitze ist, sondern ein anderer die politischen und ministeriellen Vorteile genießen würde, der bestimmten Fraktionen und Parteien nicht angehört. Der auf den Universitäten einmal herrschende Korpsgeist ist bei uns auch im praktischen Leben schärfer als im Auslande, so daß wir die parlamentarische Basis, die diese Säure des Korpsgeistes hinreichend abstumpft, noch nicht entdeckt haben. Die Parteigegensätze, die bei uns noch obwalten, schwinden nur vorübergehend, wenn das Vaterland in hohen Wellen der Gefahr steht, das ist aber eigentlich nur in Kriegszeiten der Fall, und diese sind, Gott sei Dank! nicht vorhanden, es ist auch gar keine Aussicht dazu. Ich bin deshalb auf recht lange parlamentarische Kämpfe, auf länger, wie mein Leben dauern wird, in dieser Frage gefaßt, aber ich werde nicht um ein Haar breit darin schwanken, und wenn ich müde bin, werde ich ausruhen, aber in keiner Weise umkehren, und ich werde auf der Bresche sterben, so Gott will, vielleicht auf dieser Stelle dermaleinst, wenn ich nicht mehr leben kann. (Heiterkeit, Bravo!)

Ein braves Pferd stirbt in den Siehlen. Ich habe früher die Absicht zurückzutreten unumwunden erklärt, weil ich mich körperlich nicht leistungsfähig mehr fühlte, die Sache fortzusetzen, und weil ich bei meinen Kollegen nicht überall die Unterstützung fand, deren ich bedurfte, — ich halte es für nützlich, zu konstatieren, daß ich von dieser Velleität ganz zurückgekommen bin, es fällt mir nicht ein, zurückzutreten. J'y suis, j'y reste! (Lebhaftes Bravo!)

Ich sage, ich gedenke so lange im Amte zu bleiben, wie Seine Majestät der Kaiser es für gut findet; Sein Wille ist das einzige, was mich aus dem Sattel heben

wird. Es hat viel zu dieser meiner Ueberzeugung auszuhalten beigetragen, daß ich gesehen habe, wer sich eigentlich freut, wenn ich zurücktrete.

Nachdem ich die Herren schärfer ins Auge gefaßt habe, die meinen Rücktritt wollen, da habe ich mir gesagt: ich muß dem Vaterlande doch noch zu etwas nütze sein, wenn ich bleibe, und ich habe mich entschlossen, so lange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterlande dienen. Diese Absicht hat mich zu allen Zeiten geleitet und erklärt das, was der Herr Vorredner von meiner wechselnden Ueberzeugung zum Beispiel in den Zollsachen sagte. Ich habe gar nicht gewechselt; bevor ich den Zollsachen persönlich näher getreten bin, habe ich überhaupt gar keine eigene Ueberzeugung vertreten, sondern die meines Kollegen Delbrück, den ich für den richtigen Mann an der richtigen Stelle hielt, ich hatte keine Zeit zu eigenen Ansichten. Denken Sie sich die Aufgabe, damals nur die auswärtigen Geschäfte zu führen, wo ich in allem andern neu war, und wo das ganze Deutschland in einer Gärung war, wo man sehr rechts und links sehen mußte, daß einen die Welle nicht wegspülte, da habe ich keine Zeit gehabt, mich um Handelspolitik selbst zu kümmern, erst der Rücktritt Delbrücks hat mich dazu gezwungen, da war ich genötigt, mir eigene Ansichten zu bilden und sie auszusprechen. Daß ich früher andere gehabt hätte, kann ich eigentlich nicht sagen, man könnte ebensogut mit mir darüber streiten, ob ich in irgend einer wissenschaftlichen Frage dieser oder jener Meinung, dieser oder jener Theorie gewesen. Ich habe damals keine Zeit gefunden, mir ein ganz bestimmtes Bild von Handelspolitik zu machen. Ich bestreite, daß meine Ansichten von früher den heutigen entgegengesetzt wären, weil sie gar nicht

existierten, ich war der folgsame Schüler des Herrn Delbrück und ich habe Delbrücks Ansichten ausgesprochen, wenn ich dergleichen ausgesprochen habe; nachdem er mir die Gemeinschaft gekündigt hatte, bin ich gezwungen gewesen, eigene zu vertreten; die sind vielleicht in manchen Dingen von den seinigen abweichend, aber ich habe früher entgegengesetzte, die ich gewechselt hätte, nicht gehabt.

Der Herr Vorredner hat vielfach des konservativen Programms gedacht, wie man es nennt. Ja, meine Herren, dieses konservative Programm ist nicht ein Programm der Regierung, und ich habe auch keinen Beruf, dafür oder dagegen einzutreten. Ich halte das hier so bezeichnete konservative Programm als einen nicht unnützen Versuch, einen richtigen Zuschlagsmaßstab für Kommunalsteuern herzustellen, für Staatssteuern aber würde es mir nicht annehmbar sein, weil es, wie auch der Abgeordnete Richter richtig bemerkte, den Reformgedanken, von dem ich ausgegangen bin und den ich hier entwickelt habe, vollständig durchschneidet und nicht die Ausbildung der indirekten, sondern die Ausbildung der direkten Steuern zum Zweck hat, die ich für die Kommune durchaus beizubehalten wünsche, da gehören sie hin, nur müssen dort zu der Gebäudesteuer und zu der Grundsteuer keine Zuschläge erhoben werden, denn dabei wird der eine Nachbar mit 10 bis 20 Prozent Zuschlag belastet, während der andere, der ausnahmslos sein Einkommen nur aus Papieren erhält, nicht höher als mit 3 Prozent herankommt und doch am leichtesten mehr geben könnte, weil ihn das Kouponschneiden an gar keiner andern Beschäftigung hindert, während der Landwirt, der Bauer, der Gutsbesitzer doch erst seine Scholle

beackern muß und seine Früchte verwerten muß, um Einnahmen zu haben.

Ueber den Maßstab der Grundsteuer und Einkommensteuer habe ich mir vorhin schon zu reden erlaubt, und konstatiere nur noch, daß, wenn mir zum Beispiel die Hälfte meiner Grundsteuer erlassen würde, mir etwas mehr als meine ganze Einkommensteuer erlassen werden würde. Das ist ein faktisches Beispiel, das ich anführe, so weit würde die Tragweite gehen; das verlange ich aber gar nicht, und ich habe mich gehütet, einen Antrag auf Abschaffung der Grundsteuer zu stellen. Die Milderung der Belastung der Landwirtschaft besteht nach der Vorlage darin, daß die Staatsgrund- und Gebäudesteuer zum Teil nach Bedürfnis den Kreisen ausgeliefert wird, so daß also die Ungerechtigkeit des Zuschlages auf die Gebäude- und Grundsteuer ausfällt, wobei ich übrigens bemerke, daß, wenn der Herr Vorredner sagte, daß Berlin beinahe die Hälfte der Einkommensteuer bezahle, die überhaupt aufkommt, das doch einigermaßen im Widerspruch mit den Angaben steht, die er, wenn ich ihn recht verstand, über einen Rückgang der Verhältnisse der Städte zu denen des platten Landes machte. Bei dem Vergleich der Steuerbelastung beider war ihm im Augenblick wohl entfallen, daß in dem Zeitraum von 1866, von dem er sprach, noch die Mahl- und Schlachtsteuer bestand, von der ich ja zu meiner Freude einen Anfang wieder keimen sehe in der Schlachthausfrage, — daß diese indirekten Steuern noch bestanden, und daß dagegen im Jahre 1876, zehn Jahre später, die ganze hohe Belastung der direkten Steuern, ich möchte sagen die ungeschickte Besteuerung der Städte durch die direkte Besteuerung schon bestand, die früher nicht mitzählte. Ich erinnere mich bei dieser

Ausführung eines recht charakteristischen Vorgangs aus dem Jahre 1848. Damals bin ich vielfach im Verkehr gewesen mit einem sehr geistreichen Polen, ich will den Namen nicht weiter nennen, seine Landsleute werden ihn erkennen, wenn ich ihn als einen ausgezeichneten Schafzüchter seiner Provinz bezeichne und wenn ich hinzufüge, daß er einer der gescheitesten Agitatoren in polnischen Interessen und Verschwörungen war, ich habe noch andere lebendige Zeugen, in deren Gegenwart er sagte: der ganze Schlüssel für die Situation bei uns besteht in der Abschaffung der indirekten Steuern in den großen Städten und in der Einführung der direkten Steuern. Wenn wir das erst haben, daß in großen Städten die direkten Steuern eingeführt sind, daß für die Klassensteuer die Möbel gepfändet und auf die Straße gesetzt werden, dann haben wir gewonnen. Unter „wir“ verstand er die polnische Revolution, deren kluger Vertreter er war. Ich bedaure also, daß der Staat das damals hat einführen können. (Ruf: Namen nennen!)

Sie fragen, wer er ist? Jeder unserer polnischen Herren Kollegen wird ihn Ihnen sagen; ich kann ihn übrigens auch nennen, es war Herr v. Lipski, ich fürchte, er ist tot, es war ein sehr liebenswürdiger Mann, und sein Urteil zeugt von einem praktischen Geschäftsmann; wenn er in der preußischen Regierung gewesen wäre, hätte er wohl nie seine Zustimmung dazu gegeben, daß die indirekten Steuern in Berlin aufgehoben wurden und an deren Stelle direkte gesetzt werden. Wenn also Berlin die Hälfte der Einkommensteuer trägt, — woher fließt dieses Einkommen? Das fließt doch nicht aus Grundstücken in Berlin, es fließt zum Teil aus der Gebäudesteuer, das kann aber so sehr viel nicht sein, wenn es

auch zeigt, wie ungerecht die Gebäudesteuer veranlagt ist. Ich habe in einer, wenn ich nicht irre, amtlichen Bekanntmachung kürzlich gelesen, daß der Feuerkassenwert der Berliner Häuser sich auf 1958000000 belief, und daß dabei die Belastung, die darauf hypothekarisch ruhte, sich auf 2064000000 belief, es zeigt das, wie hoch der Berliner Hausbesitzer wahrscheinlich durch die Steuer überbürdet sein wird und wie dankbar er sein wird, wenn wenigstens keine Zuschläge mehr dazu erhoben werden, und wie berechtigt ein Anspruch darauf ist, daß dies unterbliebe. Aber wenn hier aus dem Häuser- und Grundbesitz ein reines Einkommen kaum fließen kann, wie die Einkommensteuer es berücksichtigt, woher kommt dann dieses Einkommen, was, wie der Herr Vorredner sagte, sich verhält — ich glaube, er sagte 25 zu 39 wäre ungefähr die Einkommensteuer von Berlin (Zuruf) es ist egal, aber es war beinahe die Hälfte, — dann muß ein gewaltiger Besitz von fundierten Einkommen aus Papieren in Berlin stecken, was sich bisher einer höheren Steuer nach Analogie des Grundsteuereinkommens entzieht, und es könnte daher der Ertrag solcher Steuern nicht so immer sein, wie der Herr Vorredner es angeführt hat, was dazu treten würde, wenn man das in Papier fundierte Einkommen ebenfalls zum gleichen Maße, wie das in Grund und Boden fundierte, heranzöge, was ich in dem Maße gar nicht verlange. Ich will nicht dieselbe Ungerechtigkeit dem Aktienbesitzer gegenüber begehen, die der Grundbesitzer erlitten hat, wohl aber erstrebe ich eine stärkere Heranziehung des fundierten Einkommens auch in Papier, in Vergleich mit dem unfundierten.

Die Erhöhung der Gebäudesteuer, von der der Herr

Vorredner gesprochen hat und in der er eine Erhöhung des Wertes der Gebäude sieht, kann ich als Produkt dieser Werterhöhung nicht betrachten, sondern einfach als Produkt der Bestimmung des Gesetzes: sie soll erhöht werden. Es ist von der Regierung ausgeschrieben auf die einzelnen Bezirke und von denen auf die Kreise, von den Kreisen auf die Gemeinden, soviel Prozent müssen künftig mehr aufgebracht werden. Wir Landwirte sollten ja eigentlich für landwirtschaftliche Gebäude keine Gebäudesteuer zahlen. Es ist das aber schon immer in der fiskalischen Art ausgelegt worden, daß es landwirtschaftliche Arbeiterhäuser nicht gibt, sie werden als lukrative Mietshäuser angesetzt, ebenso Deputanten-, ebenso Pächterwohnungen. Ja, die Wohnungen der Eigentümer — der Mann muß doch, wenn er sein Gut bewirtschaften will, ein Unterkommen haben —, das ist keine landwirtschaftliche Einrichtung, sondern wird behandelt wie ein Luxushaus in Berlin. Infolgedessen habe ich erlebt bei mir aus eigenster Erfahrung, daß meine Tagelöhnerhäuser, deren ich mehrere Hunderte besitze, plötzlich so und so viel mehr Miete bringen sollen, und da habe ich in ironischer Selbstbetrachtung als Minister erlebt, daß dieselben verfallenen Hütten mit denselben Strohdächern und ohne daß seit der letzten Einschätzung ich einen Dachsplitt gerührt habe, auch keine Fensterscheiben erneuert sind, plötzlich wegen des „höheren Wertes“ um den befohlenen Prozentsatz erhöht wurden. Ich hätte es für geschmacklos gehalten, wenn ich mich bei meinem Kollegen, dem Finanzminister, hätte beschweren wollen, es hätte auch nichts geholfen, denn die Erhöhung steht im Gesetz, es zeigt aber, wie die Gesetze nicht zum Vorteil der Landwirte bei uns gemacht werden, und wie zweitens, wenn

sie gemacht sind, nur in allen den Instanzen im Lande, die nicht Landwirtschaft treiben, die Tendenz herrscht, den Grundbesitzer als Nutznießer fundierten Einkommens stets recht scharf und fest in die Zange zu nehmen. Es ist aber recht nützlich, wenn man im Ministerium ein Mitglied hat, welches in seinem Privatverhalten auch das Gefühl kennt, wie einem zu Mute ist, wenn man regiert wird. (Heiterkeit.) Man wirft mir mitunter vor, nomina sunt odiosa, ich will niemanden nennen — daß ich mich durch Interessen meines Berufsstandes etwa leiten ließe in den gesetzlichen Maßregeln. Meine Herren, es handelt sich in solchen Fragen für mich immer um Kleinigkeiten. Ich bin durch die Gnade des Königs so reich geworden, daß ich kleine Steuervorteile nicht nötig habe. Außerdem ist es auch nicht wahr. Ich habe zum Beispiel, wie ich mich auf kompetente Zeugen berufen kann, nichts mehr gefördert als wohlfeile Eisenbahntransporte inländischer Kohlen, und nichts ist mir als Waldbesitzer nachteiliger wie dieses. Das ist der einzige Konkurrent, den ich habe, ich habe ihn mit Vergnügen gesehen; indes ich will nicht weiter pro domo sprechen. Ich sage nur, wenn ein Minister sofort der Verdächtigung ausgesetzt ist, man ihm nachweisen kann, bei diesem Gesetz hat er das oder das Standes- oder Besitzinteresse, — ja, meine Herren, dann müssen Sie nur solche Minister haben, die gar kein Interesse an irgend etwas haben (Heiterkeit), die kein Haus unter der Sonne haben und keinen Groschen im Vermögen, sonst werden sie durch solche Insinuationen jederzeit derselben Verdächtigung ausgesetzt. Dann lassen Sie uns aus den Klöstern, die das Gelübde der Armut haben — vielleicht ist auch das der Keuschheit notwendig (Heiterkeit) — die Männer holen, die hier am Minister-

tische sitzen sollen, aber verlangen Sie nicht mehr Leute von Fleisch und Blut, die Gefühl dafür haben, wie einem zu Mute ist, der Steuern und Staatslasten zahlt. Ich meine aber, daß wir gerade solche Leute zu Ministern haben müssen, die das wissen, und ich glaube, ich bin in dieser Beziehung auch ganz an meinem Platze. (Heiterkeit.)

Meine Herren, ich habe mich bei der Unmöglichkeit einer systematischen Vorbereitung auf die Aeußerung etwas profus aussprechen müssen; meine Bitte geht in der Hauptsache dahin: lassen Sie uns dieses Gesetz nicht begraben, sondern lassen Sie uns die Anknüpfung festhalten, die darin geboten ist, um den Kreisen die Möglichkeit zu gewähren, den kommunalen Verbänden über ihnen oder unter ihnen, je nach den Beschlüssen, die die Genehmigung der Behörden finden werden, ihre Lasten zu erleichtern. Ich gebe zu, daß man es in sehr viel anderen Formen, in sehr viel anderen Proportionen auch würde machen können, aber ich wiederhole: das Beste ist des Guten Feind, und das augenblicklich vorliegende ist das einzige, was man zur Zeit hat. Läßt man das fahren, so entschlüpft uns die Sache wiederum bis zum Reichstage hin, und wir stehen wiederum denselben Zweifeln an den Intentionen der Regierung gegenüber, wie ich sie vorher schon charakterisiert habe, und kommen nicht vorwärts mit der Reform der Steuern.

Also, wem daran liegt, daß ein wirklich praktisch offengelegter Weg zur Reform der Steuern, zur Entlastung der mit direkten Steuern Ueberlasteten, zur Beschaffung von Mitteln durch leichter zu tragende indirekte Steuern — wem daran liegt, daß dieser Weg betreten wird, den bitte ich darum, dieses Gesetz nicht kurzer Hand begraben zu wollen, und es nicht bloß zu einer Gelegen-

heit zu benutzen, weitergehende und zum Teil nicht ausführbare Steuerpläne und Reformpläne daran zu knüpfen, sondern einstweilen der Regierung über das, was sie Ihnen vorgelegt hat nach schweren Arbeiten, nach vielen inneren Kämpfen und Mühen, Ihre Meinung wenigstens dadurch zu zeigen, daß Sie ja oder nein sagen. (Lebhaftes Bravo! rechts.)

Gegen Ende der Sitzung bemerkte der Abgeordnete Dr. Falk, der frühere Kultusminister, persönlich: „Wenn ich eine Parenthese (in der Rede des Ministerpräsidenten) richtig verstanden habe, so ging der Sinn dieser Bemerkung dahin, daß meinerseits (in dem besprochenen Unterrichtsgesetzentwurf, eine Aufhebung der Schulgelder nicht verlangt worden sei. Würde diese Auffassung meinerseits eine richtige sein, so läge hier ein Irrtum vor, ein Irrtum, erklärlich durch die Länge der Zeit und die Umfänglichkeit jener Vorlage; aber ein Irrtum, doch bedeutend genug für mich, als daß ich ihn von dieser bedeutsamen Stelle im Lande verbreitet sehen möchte. Ich habe in jenem Entwurf an dem verfassungsmäßigen Grundsatze der Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts, obwohl er sehr bestritten ist, festgehalten und die Aufhebung des Schulgeldes verlangt." — Fürst Bismarck erwiderte:

Ich glaube, der Herr Abgeordnete hat ganz recht; ich habe auch nicht das Gegenteil sagen wollen, und soweit ich es gesagt habe, bin ich irrtümlich berichtet worden.

---

2. Der Klassensteuererlaß; Herr Camphausen und die Steuerreform.

16—18. Februar 1881.

Das Herrenhaus beriet in der 13., 14. und 15. Sitzung vom 16.—18. Februar 1881 über den Bericht seiner Budgetkommission betreffend den dauernden Erlaß an Klassen- und klassifizierter Einkommensteuer in der vom Hause der Abgeordneten beschlossenen Fassung. Die Regierung hatte die erwünschte

Erleichterung ursprünglich aus Gründen finanzieller Vorsicht zunächst nur für ein Jahr gefordert, war jedoch dann dem im Abgeordnetenhause von der Fortschrittspartei angeregten, von den Konservativen aufgenommenen Gedanken beigetreten, an Stelle des einmaligen vielmehr sofort einen dauernden Steuererlaß ins Auge zu fassen. Im Gegensatz hierzu lautete der Antrag der Kommission des Herrenhauses auf einmaligen Erlaß, gemäß der ursprünglichen Absicht der Regierung. In diesem Sinne sprachen sich unter den Rednern in der Generaldiskussion des ersten Tages besonders der Oberbürgermeister Becker von Düsseldorf und Graf Brühl aus; nach dem letzteren ergriff der Ministerpräsident das Wort:

Meine Herren, ich bitte Sie, die Vorlage, wie sie aus dem anderen Hause gekommen ist, nicht zu objektiv, nicht zu sehr an und für sich, sondern im Zusammenhange mit der Entstehungsgeschichte zu betrachten, welche vorhergegangen ist. Sie ist ein Teil des mühsamen Weges, den wir und den namentlich ich seit länger als 5 Jahren zurücklegen, nach dem Ziele der Steuerreform, von dem ich früher geglaubt habe, und auch noch nicht daran zweifeln will, daß namentlich die Mehrheit des Herrenhauses den Beistand leisten würde, den ich auf dem wesentlich auf Reichsgebiet liegenden Wege aus preußischen Quellen bedürfen könnte. Der Herr Vorredner hat die Isolierung der heutigen Vorlage Ihnen zu beweisen gesucht, daß sie weder die Bedeutung hätte, die sie in meinen Augen hat, noch in dem Zusammenhange mit dem ganzen Reformplan stände. Ja, meine Herren, darüber glaube ich, muß ich kompetenterer Richter sein als jedes einzelne Mitglied einer parlamentarischen Versammlung, weil ich seit Jahren in der Mitte dieser Arbeit stehe und auf den ganzen Weg zurückblicke, den ich bisher habe zurücklegen können, nicht mit Befriedigung, weil in demselben ein ungeheuerliches Maß von Kraft-

vergeudung, unnötigen und ich möchte sagen frivolen Hindernissen liegt. Es hat zuerst große Schwierigkeiten gemacht, innerhalb des preußischen Staatsministeriums Uebereinstimmung dahin zu erzielen, daß derartige Reformen überhaupt zu erstreben seien, daß nach dem Beispiele anderer großer Staaten und Finanzbudgets unsere indirekte Steuerverfassung einer aufmerksameren Pflege bedürfe und nicht alles mit Härte und Nachlässigkeit, weil es das Einfachste ist, auf die direkten Steuerzahler geworfen werden könne, nicht bloß in den Staatssteuern, sondern auch in den Zuschlägen, die in den Gemeinden darauf angebracht werden. Nachdem im Staatsministerium die Einheit prinzipiell hergestellt war über das zu erstrebende Ziel, ist noch immer eine große Verschiedenheit der Meinungen über die Mittel geblieben und die Wege, auf denen man dem Ziele näher kommen dürfe. Ich bin auch nach den wiederholten Versuchen, die im Prinzip zwar anerkannt, angebrachtermaßen aber bei meinen Kollegen nicht zum Durchbruch gekommen, indem die praktischen Vorlagen, die nötig waren, um dem Ziel näher zu treten, nicht in der Art erfolgten, daß sie annehmbar waren. Nachdem auch diese Schwierigkeit gut oder schlecht überwunden war, hat sich die andere eines vitiösen Zirkels ergeben zwischen dem Reichstage und den preußischen parlamentarischen Körpern. Der Ursprung der Taktik, der wir uns gegenüber befanden, lag, wie ich mit Bedauern den Eindruck habe, nicht so sehr im Interesse für das Gemeinwohl, als in der Besorgnis der Schädigung der einzelnen Auffassungen, der Parteiauffassungen, Schwierigkeiten, die sich nach unseren verwickelten Parteiverhältnissen ihre Fäden außerordentlich kreuzen, verwirren. Kurz wir befanden uns im Reichs-

tage jederzeit bei unseren Gegnern dem Einwand gegenüber, daß man neue Steuern nicht bewilligen könne, ehe man nicht wisse, ob sie wirklich zur Abbürdung der alten verwendet würden. Man behauptete in Gefahr zu sein, schließlich beide zu behalten, wenn man neue Bewilligung in die Hände der Regierung legte. Im Abgeordnetenhause befanden wir uns, ich will nicht sagen denselben Leuten, so doch aber denselben Richtungen, denselben Fraktionen gegenüber, die dort wieder sagten, es sei unmöglich, die Einnahmen des Staates zu vermindern, bevor man nicht die Sicherheit habe, daß die Lücken, die dadurch entständen, auch im Reiche gedeckt werden würden.

Ich finde diesen Weg ja nicht unnatürlich und begreife, daß Finanzmänner, die keine Verantwortung für die politische Gesamtleitung des Staates fühlen, sich einfach an das Ressortverhältnis kehren und sagen: ich gehe keinen Schritt, ehe ich nicht die Deckung habe für die Kosten, die in meinem Ressort daraus entstehen. Das ist für einen Ressortminister außerordentlich bequem, für den Ministerpräsidenten, für den leitenden Minister eines großen Staatswesens aber unmöglich, von einer eng auf das Ressort begrenzten Auffassung muß er sich frei machen oder die bequeme Lebensweise des bekannten Königs von Yvetot annehmen: früh zu Bett gehen und spät aufstehen — dormir fort bien, sans gloire — wie es im Texte heißt. Das ist ein bequemes Leben für einen Minister, namentlich wenn man alt und angegriffen ist, und doch auch, wenn man sich mit dem Erreichten begnügt, dem Vorwurfe nicht ausgesetzt, daß man eben ein Tagedieb während seines Amtes gewesen wäre. Wenn ich mir die Aufgabe gestellt habe, nicht nachzulassen, so glaube ich, daß ich darin die Zähigkeit der Willenskraft gezeigt

habe, die der Herr Vorredner vorhin mir die Ehre erzeigte, an mir zu rühmen. Aber es gibt nichts Lähmenderes für eine solche Willenskraft, als das Gefühl, unnötigen Schwierigkeiten und Hindernissen zu begegnen. Gegen alle, die in der Natur der Sache liegen, kämpft man mit Leichtigkeit; alle, die von den Seiten ausgehen, von denen man Unterstützung erwartet und vielleicht auch zu erwarten das Recht hatte, wirken lähmend — so ist meine Erfahrung —, entmutigend, und in dem Eindruck muß ich wiederholen, daß eine Ablehnung dieser Vorlage, wie sie jetzt liegt, durch das Herrenhaus die bedauerlichste Rückwirkung auf das Gedeihen unseres finanziellen Reformwerkes haben würde, namentlich aber auf mein Vertrauen und meinen Mut, mit dem ich den weiteren Aufgaben dazu entgegen gehen würde.

Ich gehe weiter in meiner Entwickelung der Genesis der Vorlage, wie sie jetzt ist. Wenn res integra wäre, dann wäre es ziemlich gleich, „ja“ oder „nein“ dazu zu sagen, aber um jenen vitiösen Zirkel zu durchbrechen, hat das Staatsministerium zuerst den Beschluß gefaßt, der zu dem Gesetze vom Jahre 1880 führte, hat dann aber gefunden, daß das nicht genügte, die uns an Willenskraft vollständig gleiche Entschlossenheit der Gegner zu entwaffnen, daß wir deutlicher sprechen müssen. Man ist also dann dazu übergegangen, daß man entschlossen mit einem Steuererlasse in Preußen anfängt und zwar, nach längerer Ueberlegung, auf dem vorsichtigen Wege des einmaligen Erlasses; aber der hätte gar keinen Sinn, wenn man nicht damit den Entschluß verbunden hätte, diesen Erlaß zu wiederholen im nächsten Jahre und so oft zu wiederholen, wie sich die Mittel böten, und wenn man nicht das Vertrauen gehegt hätte, daß

diese Mittel sich dauernd bieten würden. Ich kann die Ansicht des Herrn von Kleist nur bestätigen, daß ich gar nicht begreife, wie jemand für den einmaligen Erlaß stimmen kann und den dauernden prinzipiell ablehnen. Ich kann den formellen Grund wohl anerkennen, der da sagt: wir wollen nicht das Budget verwerfen, und der einmalige Erlaß ist ein Teil des Budgets. Gut, damit erklärt man sich aber prinzipiell gegen jeden Erlaß der direkten Steuern und stellt sich auf den Standpunkt, den wir im Reichstage und im Landtage bei unseren prinzipiellen Gegnern zu bekämpfen haben: wir wollen der Regierung es nicht leicht machen, aus diesem vitiösen Zirkel herauszukommen, sondern wir wollen sie darin festhalten.

Die erste durch die finanzielle Vorsicht eingegebene Vorlage beabsichtigte, ein Vakuum zu schaffen und die Wahrscheinlichkeit, daß das Vakuum ein dauerndes sein werde, und dadurch den Reichstag vielleicht milder zu stimmen und den Gegnern den Einwand zu entreißen: wir wissen nicht, was mit dem Gelde wird, welches wir etwa bewilligen. Darauf wurde uns von der Seite der Gegner gerade der Antrag gebracht, den ich nach meinem lebhafteren Temperament von Hause aus gewünscht haben würde, nämlich der Richtersche Antrag, den Steuererlaß d a u e r n d zu machen. Damit war von seiten der Antragsteller wohl nur der Zweck verbunden, dem Lande, und namentlich dem später bewilligen sollenden Reichstage den Beweis zu liefern, daß es der Regierung mit dem Steuererlaß überhaupt nicht Ernst wäre; sobald man sie öffentlich beim Wort faßte und sie daran fest halten wolle, zöge sie sich zurück und sagte: Ja, einmal wollen wir schon erlassen, aber dauernd, das ist zu viel, und

es gehörte dann kaum eine fortschrittliche Logik dazu, um daraus zu folgern, und im Reichstage geltend zu machen, sondern nur eine ganz gewöhnliche, um zu folgern, (Heiterkeit) daß es der Regierung überhaupt mit Nachlässen nicht Ernst wäre, daß sie das Trinkgeld eines einmaligen Steuererlasses sehr gern geben wollte, um dann eine doppelte Steuergarnitur zu bekommen, aber durchaus nicht dauernd auf eine derselben verzichten und sich mit einer einfachen nicht begnügen wolle, ein Thema, was ja zu einer Wahlrede wohl geeignet und fruchtbar ist, indem es den Nutzen hat, die Absichten, die Aufrichtigkeit der Regierung nach Möglichkeit in Zweifel zu ziehen. In dieser Lage bin ich keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß wir den fortschrittlichen Antrag, der gegen uns gestellt war, für uns aufnehmen müßten, und habe dafür auch die Zustimmung meiner Kollegen im Ministerium gefunden; er lag in derselben Richtung wie unser einmaliger; er war nur radikaler und zeigte ein größeres und festeres Vertrauen auf die Bewilligung indirekter Steuern im Reichstage. Indem er das Vakuum schaffte — vielleicht ein vorderhand verhältnismäßiges Vakuum, vielleicht auch das nicht einmal, aber er schaffte es; — im Staatshaushalt, im Budget eines jeden geordneten Staatswesens ist nun ein entschiedener horror vacui, das Vakuum füllt sich notwendig auf irgend eine Weise, wir würden darüber nicht in Verlegenheit kommen — es wäre also gewissermaßen die Annahme dieses Antrages eine Handlung, als wenn ein Feldherr in alten Zeiten seinen Marschallstab über die Mauer warf und damit den festen Entschluß bekundete, ihn wieder zu holen; wenn aber das Hohe Haus den Schritt vorwärts versagt, so wird es uns damit, soweit

es am Herrenhause liegt, das Wiederholen des Stabes verboten und in diesem Augenblick unseren Weg zur Steuerreform mit einem entschlossenen Veto gekreuzt haben. Ich bin nicht gewohnt, ich glaube auch nicht dafür bekannt, daß ich meine inneren Eindrücke nicht aufrichtig wiedergebe und etwa durch große Worte und Uebertreibung von Gefahren die Argumente, die in der Situation selbst liegen, höher ausbringe, als sie wert sind, aber ich sage Ihnen, meine Herren, ich verliere den Mut, die Reformbestrebungen fortzusetzen, wenn ich durch ein Veto des Herrenhauses, welches nicht bloß die vorliegende Frage trifft, sondern uns im Wege zur Reform auf dem Punkte hemmt, bis zu dem wir mühsam gelangt sind. Was ist dann die Folge davon? Daß also Ihr Beschluß dann wieder an das Abgeordnetenhaus zurückgeht. Nach den Verhältnissen, wie sie dort daliegen, ist keine Wahrscheinlichkeit, daß irgend eine andere Version durch die Majorität zu stande komme. Wird man dann, im Hinblick auf die dankenswerte Unterstützung, die die Regierung in ihrer Politik gewöhnlich von dem Herrenhause erhalten hat, überall an die Aufrichtigkeit der Regierung bei diesem Spiele glauben, wird man die Regierung bei einem ablehnenden Votum des Hauses überall in der Reihe unserer Gegner für unbeteiligt halten? Ich fürchte, meine Herren, wir werden dann unverdienten Verdächtigungen ausgesetzt sein, und deshalb kann ich nicht umhin, meine Auffassung um so bestimmter öffentlich zu betonen, und bin trotz Abmahnung meiner Gesundheit heute hergekommen, um vor Ihnen Zeugnis dafür abzulegen, daß Sie die ganze Reform unserer Finanzen aufs schwerste schädigen, wenn Sie uns zur Umkehr nötigen, wenn

Sie heute dieses Votum ablehnen, welches nicht das Abgeordnetenhaus, sondern die Regierung mit dem Abgeordnetenhause Ihnen vorlegt. Ich glaube nicht, daß das in der Absicht der Mehrheit dieses Hauses liegen kann, und hoffe deshalb mit vollem Vertrauen auf eine Annahme der Vorlage durch Ihre Mehrheit. Namentlich aber möchte ich dem ersten Herrn Vorredner, den ich nur teilweise hörte, dem Herrn Ober-Bürgermeister Becker, in Erinnerung rufen, daß eine der Hauptaufgaben, einer der Hauptvorzüge, die mich für die Steuerreform und für den Gedanken gewonnen haben, die Möglichkeit ist, gerade den großen Städten zu helfen in der schwierigen Lage, in die sie, wie Herr von Kleist richtig auseinandersetzte, zum Teil nicht ohne Verschulden ihrer damaligen Verwaltungen gekommen sind, indem in der damaligen Städteverwaltung vielleicht politische Parteirücksichten und politische Fraktionszwecke in manchen großen Städten mehr Gewicht hatten, als das reine hausbackene einfache Interesse für das Wohl der verwalteten Stadt.

Um diese Bestrebungen mit Popularität zu decken, sind die sehr verständigen Einrichtungen, die früher den Städten ihre großen Budgets leicht machten und in Frankreich noch heutzutage leicht machen, die indirekten Einnahmen als Opfer gefallen und sie haben statt ihrer die Klassensteuer mit ihren Auspfändungen; wenn der Herr Redner der Ansicht ist, daß vielleicht in den großen Städten die Arbeiter, die die Klassensteuer zu zahlen haben, in geringerer Anzahl vorhanden sind als auf dem Lande, so möchte ich das doch nicht unbedingt zugeben. Wenn ich im ganzen die größten Städte gegen das gesamte platte Land rechne, mag das sein, aber wenn Sie 100 000 Einwohner herausgreifen, weiß ich nicht, ob unter

100 000 großstädtischen Einwohnern nicht ebensoviel Leute der unteren Klassensteuerstufen sein werden, als unter 100 000 Einwohnern des platten Landes; die in den Städten sind aber sehr viel schlimmer dran, als auf dem platten Lande. Auf dem platten Lande ist das Leben wohlfeiler, die Armenpflege eine natürlichere und leichtere, und da, wo wohlhabende Wirtschaftsverhältnisse sind, auch freiwillig geleistete; in den Städten aber, wo der Arme von der 100 000 Kopf großen Bevölkerung, die ihn umgibt, niemand kennt, von denen er nur die kalten Mauern und das Steinpflaster kennt, ist sein Schicksal häufig sehr viel übler, als auf dem Lande, wo man sich von Gesicht zu Gesicht fast jedermann kennt und deshalb — die Hartherzigkeit will ich nicht sagen — aber die Gleichgiltigkeit und die Unwissenheit über die Leiden des ärmeren Mannes nicht die gleiche ist, wie dies in einer ganz großen Stadt sein muß. Wer von uns hat nicht in seinem Leben den Eindruck gehabt, daß man nirgends einsamer ist, als in einer Stadt von ein paarmal Hunderttausend Einwohnern, von denen man keinen Menschen kennt — man ist im einsamsten Walde nicht so einsam — und so geht es auch dem Armen der großen Stadt; ich möchte daher die Ueberzeugung aussprechen, daß gerade die Vertreter der großen Städte, die in unserer Mitte sitzen, ihren Gemeinden gegenüber allen Grund haben, die Regierung in ihren Reformbestrebungen nicht erlahmen zu lassen, sondern sie zu fördern, denn gerade das Schicksal der großen Städte mit ihren, ich kann wohl sagen zum Teil ungeheuerlichen Budgets ist mit die dringendste Mahnung für uns und für mich persönlich gewesen, auf dem Wege der Steuerreform vorzugehen, und zwar derart vorzugehen, daß wir den

Städten einen Teil der direkten Staatssteuern unmittelbar zuweisen können, damit sie nicht mehr Zuschläge zu denselben zu erheben haben, damit sie der Ungerechtigkeit überhoben werden, zur Gebäudesteuer, die auf einem verschuldeten Hause lastet, noch Zuschläge zu erheben, die den ganzen Steuerbetrag und nicht bloß den auf dem reinen Vermögen treffen. Deshalb wollten wir ihnen gern die Hälfte der Gebäudesteuer vollständig überweisen können resp. der Grundsteuer analog.

Ich habe im anderen Hause schon der Meinung Ausdruck gegeben, daß namentlich die Schullasten ein Punkt sind, in welchem den Gemeinden am gleichmäßigsten, in alle Klassen der Gemeinden hinein, zu helfen ist, und zugleich auf einem Punkte, der den Armen wunder drückt als den Reichen, aber auch die reichen Korporationen erheblicher drückt durch große Kosten, als manche andere, und die Absicht des Königlichen Staatsministeriums ist, wenn später ein erläuterndes Reformgesetz kommt, oder die nötige Ergänzung des Verwendungsgesetzes über das, was die Kreise mit den Mitteln thun sollen, die ihnen zugewiesen werden, so wird darunter die Abschaffung des Schulgeldes, der Schullast, die Uebernahme der Lehrergehälter auf diese aus dem Staatssäckel fließenden Quellen ein Haupt-Item neben der Herabminderung der Kreisabgaben und Lasten bilden. Deshalb kann ich eigentlich von meiner Verwunderung darüber, daß ein Vertreter der Stadt Düsseldorf gegen dies Gesetz sprechen kann, nicht zurückkommen. Es hat gewiß Gründe, weshalb es geschieht, die mir noch nicht klar sind. Es liegt vielleicht daran, daß ich nicht die ganze Rede des Herrn Becker gehört habe, aber ich habe geglaubt, daß, wenn ich für meine Bestrebungen, für die Reform, irgend einen

gerechten Dank verdiente, so würde es gerade bei der Bevölkerung der großen Städte sein, die mit direkten Auflagen nicht bestehen können. Ein zufälliges Zusammentreffen bringt mir gerade einen Jahresbericht der Düsseldorfer Regierung zur Hand, mit Material, um dem Herrn Bürgermeister zu widersprechen. Es gehört dies eigentlich nicht hierher, sondern in die Frage der Zoll- und Handelsgesetzgebung, aber es liegt die Verwandtschaft vor, daß auch dieses Gesetz ein Teil der ganzen Steuerreform ist. In diesem Monatsberichte der Düsseldorfer Regierung ist das Zeugnis über die Wirkungen unserer Zoll- und Steuerreform ein vollständig entgegengesetztes von dem, was ich hier von dem Chef der Hauptstadt jenes Bezirkes habe andeuten hören, und auch das ist in dem Berichte gesagt, daß die Wünsche dahin gehen, „die harten und ungleich drückenden“ direkten Steuern loszuwerden und dafür indirekte zu bekommen, das wird im Namen der Bezirksregierung als Ausdruck der Stadt und des Regierungsbezirkes bezeichnet; und wenn Sie uns auf dem Wege, auf den das Reformwerk durch seine fünfjährige Genesis gedrängt ist, wenn Sie uns auf diesem Wege das Weitergehen abschneiden und das ganze Reformwerk aufhalten, dann sind wir auch nicht mehr verpflichtet, Klagen über Zustände anzuhören, für deren Abhilfe man uns die Mittel verweigert. Es ist das ein sehr bequemer Standpunkt jeder Oppositionspartei, über Notstände zu klagen, von denen das Leben in allen Staaten unzertrennbar ist, die Mittel zur Abhilfe aber der Regierung zu versagen, damit man die volle Berechtigung zum Klagen und der Schuldgebung an die Regierung nicht verlieren möge. Das ist aber eine Auffassung, die in diesem Hause doch wohl keinen Anklang finden wird.

Gelangen wir zur Ausführung der beabsichtigten Reformen nicht, so können wir den Städten überhaupt nichts überweisen. Dann bleibt die Sache der Reform liegen, wie sie liegt. Sie kann das auch um so mehr, als unsere Lage dadurch nicht schlimmer wird, als sie seit Jahren ist. Wenn ich gerechten Klagen abzuhelfen bemüht bin, so treibt mich dazu nicht mein Amt, sondern das Gefühl, daß ich mit zu den Regierten gehöre und selbst fühle, wo uns der Schuh drückt; wenn ich mich aber in andern Ländern umsehe, so muß ich doch finden, daß das Lamentieren bei uns von wenig christlicher Geduld und Demut zeugt. Es geht uns, ich will nicht sagen besser, doch aber auch nicht schlechter, als anderen Völkern. Sehen wir doch von dem äußersten Westen bis zum äußersten Osten Europas die Lage der uns gleichstehenden Nationen an, von der Spitze von Morea bis zur nordwestlichsten bewohnten Insel dieses Weltteils, von Gibraltar bis zur Newa: finden Sie da in irgend einem Lande Zustände, die uns Deutsche zum Ausrufe veranlassen könnten: da laßt uns hinziehen, dem übeln und gefährlichen Zustande, der über Deutschland wie eine düstere Wolke hängt, entrinnen — und wie die Zeitungsphrasen noch lauten — und endlich in den Hafen der Befriedigung einlaufen — ich will als Auswärtiger Minister keinen besonders nennen, aber Sie können jeden sich denken, — wer, um den unerträglichen Zuständen in der Heimat zu entgehen, im Auslande bessere aufsuchen will. Grund zur Klage ist überall.

Wenn mir als Mitglied dieses Hauses, als Mitglied von seinem ersten Entstehen an und als langjährigem Kampfgenossen in schweren Zeiten, wo die Herren Schulter an Schulter mit mir in bedenklichen Kämpfen gestanden

haben, die Unterstützung des Herrenhauses auf dem Wege zum Bessern versagt wird, dann muß ich auf mein Streben zur Abhilfe verzichten und den Herren, die mir Beistand versagen, es überlassen, Reformen auszuführen. Ich bin dazu allein nicht im stande und nicht notwendig berufen. Darum bitte ich dringend, geben Sie mir bei dieser Vorlage, die nicht wir, sondern die Entwickelung der letzten fünf Jahre zu einem integrierenden Teil der Reform gemacht hat, und deren Durchführung jetzt in Ihre Hand gelegt ist, geben Sie mir jetzt keinen Korb.

Oberbürgermeister Becker erklärte darauf zur thatsächlichen Berichtigung, er stelle sich auf den Boden der Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers und sei sich ferner wohl bewußt, daß gerade die Bevölkerung seines Düsseldorfer Bezirks mit besonderer Liebe dieser Reform anhänge. Auf eine Rede des Oberbürgermeisters von Magdeburg, Hasselbach, der die geschehene Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer als durch schreiende Uebelstände geboten bezeichnete und außerdem prophezeite, der geplante Klassensteuererlaß werde dem Ministerpräsidenten von seiten der Begünstigten keinen Dank eintragen, entgegnete Fürst Bismarck kurz:

Ich will nur wenige Worte sagen, um die Mahl- und Schlachtsteuer nicht unter dem Eindruck der Worte des Herrn Vorredners zu lassen. Wenn in den beiden Städten Bromberg und Anklam solche Mißstände stattgefunden haben, daß dort so viel bestrafte Schmuggler wohnten, daß daselbst 3000 Thaler ausgegeben wurden, um 4000 einzunehmen, so glaube ich, hat das daran gelegen, daß die Bürgermeister dieser beiden Städte nicht so gut waren, wie der Ober-Bürgermeister von Magdeburg, und daß die Stadtregierung dort nichts getaugt hat. Wenn sie so vorzüglich gewesen wäre wie in Magdeburg, so würde dergleichen nicht vorgekommen sein. Ich möchte das nicht auf dieser Steuer sitzen lassen, weil ich ihr noch eine

Zukunft in dieser Welt zuschreibe. An die Absicht, die Reform nicht zu stören, glaube ich gern bei diesen Herren, aber Sie stören sie doch. Sie stecken nicht in unserer Haut! für uns ist die Reform gestört, wenn sie jetzt gehemmt wird. Diese thatsächliche Folge kann ich nur konstatieren.

Dann wollte ich erwähnen, daß wenn ich in meinen legislativen Bestrebungen im Lande von der Spekulation auf Dankbarkeit, mit Ausnahme derjenigen meines Allergnädigsten Herrn, geleitet würde, so hätte ich schon vor zwanzig Jahren auf Sand gebaut. (Heiterkeit.)

Bei der Fortsetzung der Generaldiskussion am 17. Februar bekämpfte der frühere Finanzminister Camphausen den von der Regierung beabsichtigten Steuererlaß als „einen Bruch in unserem Steuersystem" und stellte die gegenwärtige Finanzpolitik überhaupt in ziemlich düsterem Lichte dar. Ihm antwortete zunächst der Finanzminister Bitter im Tone ernster Zuversicht, sodann aber der Ministerpräsident Fürst Bismarck selbst mit folgender herber Zurechtweisung:

Nach der erschöpfenden Aeußerung meines Herrn Kollegen über die sachliche Seite würde ich für den Gegenstand, der uns beschäftigt, kaum etwas hinzuzufügen haben, wenn nicht der erste Herr Vorredner durch seine Darstellung eine politische Färbung in die Situation hineingebracht hätte, die mich als politischen Minister zu einer Antwort nötigt. Ich hoffe, meine Herren, daß, wenn ich jemals in die Lage komme, unter Ihnen zu sitzen und mir gegenüber meine Nachfolger und früheren Kollegen zu haben, ein günstiges Geschick mich davor bewahren werde, daß ich in die Versuchung gerate, (Hört, hört!) meinen Kollegen oder Nachfolgern, deren schwierige Arbeiten ich aus Erfahrung kenne und lange mitgemacht habe, meinerseits die Geschäfte zu erschweren, die ich mich

außer stande erklärt habe, mit Ihnen weiter zu führen. (Hört, hört!)

Ich muß bedauern, daß ich dieser unwillkommenen Erfahrung von seiten früherer Kollegen hier mehrfach ausgesetzt gewesen bin, von Kollegen, die ihrerseits wissen, wie dornenvoll die Aufgabe der Minister ist, und daß wir nicht zu unserem persönlichen Vergnügen und aus Parteianschauungen unser Geschäft betreiben, sondern daß wir ehrlich, wie wir es mit Ihnen zusammen früher gethan haben, das Beste des Landes erstreben. Irren können wir alle darin, irren thun wir heute, geirrt haben wir mit ihnen und sie mit uns, als sie noch unsere Kollegen waren. Der Vergleich aber, den der Herr Kollege Camphausen zwischen der jetzigen Finanzwirtschaft und der früheren hier anstellte, also zwischen der Thätigkeit des jetzigen verantwortlichen Ministeriums, an dessen Spitze ich stehe, und zwischen der desjenigen, dessen Mitglied er, und zwar dessen maßgebendes Mitglied er in Finanzsachen war, nötigt mich, gegen meinen Wunsch pro domo einiges zu meiner und meiner Kollegen Verteidigung zu sagen. Ich muß gestehen, ich habe noch nie einen schärferen und beredteren Angriff gegen die Finanzleitung des Herrn Camphausen gehört, als wie heut von der Tribüne in seiner eigenen Rede. Es geht ihm ja in der Finanzwirtschaft so wie in der Landwirtschaft. Ein heruntergewirtschaftetes Gut kann man nicht zwingen, in den ersten Jahren wieder zwingen, glänzende Ernten zu geben; wenn eine verfehlte Verwaltung abgeht, die das Gut ausgepovert hat, die für die Zukunft keine Meliorationen, keine Besserung vorgesehen hat, dann ist das Gut verarmt und muß durch schonende langwierige Pflege wieder rentabel gemacht werden. Das üble Licht,

welches durch diesen Vergleich auf uns, auf das heutige Ministerium, geworfen wird, zur Verherrlichung der Zeit, wo mein Kollege im Herrenhause noch mein Kollege im Ministerium war, nötigt mich zu Aeußerungen der Abwehr, obschon ich meinerseits derartige Streitigkeiten, auch wenn ich dort sitze, nicht suchen werde, aber ich kann mir auch nicht gefallen lassen, daß die Fiktionen, die über die Aera Camphausen in der Welt existieren, gegen uns jetzige Minister ausgebeutet werden. Das damalige Finanzministerium hat 7 Jahre gehabt, wie die fetten Kühe Pharaos (Heiterkeit), aber keinen Joseph, der ihm zur rechten Zeit gesagt hätte, daß die 7 mageren nachher kommen werden. Die Josephs, die nachher sprachen, haben meinen damaligen Kollegen einfach bewogen, sich gegen meine Bitte aus dem Dienste zurückzuziehen, uns das abgewirtschaftete Finanzministerium zu übergeben und uns die Besserung zu überlassen. Es hat mir große Schwierigkeiten gemacht, einen Nachfolger für Herrn Camphausen zu finden, der diese Erbschaft sine beneficio inventarii zu übernehmen bereit war. Der erste Nachfolger vermüdete an der Aufgabe. Wenn der jetzige mit Tapferkeit und Hingebung daran arbeitet, alte Schäden zu bessern, die Schäden, die während 7, ja 14 Jahre hindurch, in denen so gut wie keine Finanzgesetzgebung stattgefunden hat, entstanden sind, bekämpft und wieder gut zu machen sucht, dann glaube ich, hat er das Recht, auf die Unterstützung aller Wohlgesinnten zu rechnen, namentlich derjenigen Wohlgesinnten, die aus eigener Erfahrung so sehr genau wissen, wie schwierig diese Aufgaben sind. Hätte der erste Herr Vorredner einfach mit sachlicher Zusammenstellung gegen uns gekämpft, so wollte ich noch nicht so viel sagen;

aber Ihnen allen wird nicht entgangen sein, wie er mit Zahlen, über die er selbst noch zweifelhaft war, ob sie zutreffen werden, dann sofort auf der damit supponierten Basis, als ob sie zuträfen, scharfe Angriffe gegen meinen Herrn Nachbar richtete, wodurch sich in dem Sinne des Hörers und des Lesers sehr leicht die Meinung erzeugt, namentlich bei den mangelhaften Auszügen, welche die Zeitungen geben, daß dies alles, was auf Supposition gegründet war, auf Thatsachen sich gründete. Ich muß meinen verehrten Kollegen daran erinnern, daß ich im Staatsministerium lange vor seinem Abgange die Frage der Reform vielfach angeregt habe, daß ich viele amtliche Korrespondenzen geführt habe, von denen neulich nur ein sehr geringer Teil veröffentlicht worden ist. Ich habe viel genauere darüber, die das beweisen. Es war im Jahre 1876 für mich kein Zweifel, daß wir schon damals mit einem verborgenen Defizit wirtschafteten, welches durch sachkundige Gruppierung einigermaßen gedeckt worden ist, und ich habe damals schon in meinen Korrespondenzen gesagt: das muß anders werden, und ich muß vom preußischen Finanzminister erwarten, daß er mir nicht die Aufgabe, Finanzsysteme zu erfinden, überläßt, welche den vorauszusehenden Schäden ein Ende machen, sondern daß er sich selbst daran macht und sowohl der Not, an der wir wirtschaftlich leiden, in unserer Zollvereins-Gesetzgebung, der uns mehr und mehr in Blutleere versetzenden Handelspolitik ein Ende mache, als auch Reformen dafür schafft, um die Zukunft unserer Finanzen sicher zu stellen. Herr Camphausen ist mir ein tapferer Kollege gewesen, und ich habe ihm das Zeugnis auch noch, als er zurücktrat, gegeben, ich habe seine guten Eigenschaften so sehr geschätzt, daß sie für

mich überwogen und ich mich nur ungern von ihm getrennt habe, bis er freiwillig und entschlossen sein Abschiedsgesuch erneuerte und durchsetzte. Das Kassensystem war ja natürlich in ausgezeichneter Ordnung, die ganze Geldwirtschaft ausgezeichnet, aber von Finanz-Gesetzgebung, von einer Voraussicht der Zukunft kann ich das nicht sagen. Damals war die Zeit des Aufschwungs, wie der Herr Finanzminister schon gesagt hat, alle Quellen flossen, wie nach nassem Wetter selbst die Hungerquellen im Lande fließen, und der damalige Herr Finanzminister war in der Lage, im Segen der Milliarden mit vollen Händen im Golde zu stecken. Da war es sehr leicht, zu wirtschaften, aber da war es Zeit, zu überlegen: kann dies namentlich bei der Art, wie die Milliarden verausgabt wurden, kann das für immer so dauern, gibt die Zukunft die Bürgschaft? Auf mir, als dem Ministerpräsidenten, ruhen vielleicht auch für die einzelnen Ressorts, aber nicht mehr wie auf ihnen selbst, die Pflichten der Voraussicht für die Zukunft. Aber ich habe schon damals — und ich kann aktenmäßige Zeugen dafür bringen — darauf gedrungen, daß fruchtbare Reformen eintreten. Ich habe es zuletzt durchgesetzt, daß mein damaliger Kollege mit den Forderungen der Erhöhung, namentlich der Abgabe auf Tabak, und mit dem ganzen damaligen Programm mit mir vor die Oeffentlichkeit getreten ist, ob mit voller Ueberzeugung von der Richtigkeit des Programms von Hause aus, das lasse ich dahingestellt sein, er hat mir nicht sehr rasch seine Hand dazu gegeben; aber nachdem er sie mir gegeben, bin ich überzeugt, würde er es ehrlich und entschlossen mit mir durchgeführt haben, wenn er nicht beim ersten Angriffe von der liberalen Seite unter dem

Drucke der Reden der Herren Bamberger und Lasker sofort seinen Posten aufgegeben hätte, (Heiterkeit) und uns allein überlassen hätte, seine Erbschaft weiter zu führen. Es war damals meines Erachtens der Feldzug für ihn noch nicht verloren. Gerade mit der Parole, die seine letzte war, die er im Reichstage ausgab, konnte er die Versäumnis von sieben Jahren seines Ministeriums wieder gut machen, und ich bedauere, daß er damals dabei beharrte, zurückzutreten. Jetzt muß ich ihn aber ermahnen, daß, wenn er in der amtlichen Stellung das Portefeuille des Finanzministers nicht hat beibehalten wollen, er es nicht von hier, vom Herrenhause aus, zu führen unternimmt und von den Bänken einer Opposition, die in seinem Munde etwas künstlich ist und mir nach unseren beiderseitigen Vorgängen etwas Ueberraschendes und Unnatürliches hat, und die mich zu dieser, mir abgedrungenen Erklärung, die ich schon vorher pro domo benannte, gegen meinen Willen nötigt.

Daß der Herr Kollege Camphausen in der Spezialfrage gegen uns ist, daran zweifle ich gar nicht, in der Konsequenz meiner gestrigen Rede zweifle ich nicht daran, weil die spezielle Vorlage einen ganz integrierenden Teil in der Kette der von uns zum Teil nicht gewollten, zum Teil uns aufgedrungenen Maßregeln und Wege bildet, die zur Steuereformpolitik führen. Der Herr Kollege Camphausen hat Reformen derart ursprünglich, wie er noch im Ministerium war, nicht gewollt, hat mir dann nach langen und schwierigen Debatten und Majoritätsbeschlüssen im Ministerium die Hand dazu geboten und zieht jetzt diese Hand wieder zurück, nachdem er sich von der ministeriellen Fessel und Verantwortlichkeit für unsere gemeinsamen Handlungen frei fühlt. Da er also die

Reform überhaupt nicht will, wie er als Minister von Hause aus nichts gewollt hat, sondern im Gegenteil mir lange Zeit erschwert hat, zu Reformen irgend welcher Art zu gelangen, so bin ich überzeugt, er will sie auch heute prinzipiell nicht, und muß also konsequent die Vorlage verwerfen. Er hat auch lange Zeit, die Reformen, deren Einträglichkeit er jetzt rühmt im Eisenbahnwesen, mir gegenüber bekämpft. Die Verstaatlichung, die zuerst auf dem Reichswege gesucht wurde, ist nur sehr schwer und nach schweren Kämpfen im Staatsministerium, ich glaube nicht durch Einstimmigkeit, schließlich zur Annahme gebracht worden. Es wurde dann die Ausführung irgend welchen Nähertretens an das Reich durch die Ungeheuerlichkeit der Anschläge unmöglich gemacht, faktisch der Summe nach, die wir dem Reich abfordern sollten, wenn wir ihm die preußischen Eisenbahnen anböten. Darauf habe ich sofort gesagt: solches Angebot ist kein ernstliches, ich lehne ab, es dem Reich zu machen. Es gehört dies auch in die Taktik des Bekämpfens derjenigen Reformen, die unsern Finanzen aufhelfen konnten, wenn auch auf anderen Wegen als die Finanzpolitik, welche Herr Camphausen vertreten hatte. Mein Herr Kollege ist damals der Ueberzeugung gewesen, daß, wenn nicht in der ganzen Welt, doch wenigstens im preußischen Finanzministerium und seiner Verfassung alles auf das beste und vortrefflichste bestellt wäre und nicht besser bestellt sein könnte, und ist deshalb dem Glauben unzugänglich gewesen, daß in dem alten ehrwürdigen Gebäude manche Schraube nietlos und manches Rad bocklos geworden war. Ich habe ihn in der festen, sicheren und ehrlichen Ueberzeugung gefunden, mit der Gott an dem sechsten Tag der Schöpfung auf das Ge-

schaffene zurückblickte, mit derselben Befriedigung hat er auf 6 Jahre seines Ministeriums zurückgeblickt und gefunden, daß alles gut sei, und mich vielleicht für einen mauvais coucheur als Kollegen gehalten, weil ich nicht auch alles so vortrefflich fand und auf Reformen drängte. Ich bin dadurch auch zu anderen meiner Kollegen in schwierige Verhältnisse geraten, und gerade das Bedürfnis, darüber in der Oeffentlichkeit keinen Zweifel zu lassen, veranlaßt mich, diese Gelegenheit wahrzunehmen und diese Aeußerung öffentlich zu thun. Wenn dies nicht vollständig genügend sein sollte, und wenn Angriffe und Vergleiche der Art, die ein nachteiliges Licht auf die jetzige Verwaltung werfen, weiter fortgehen, so werde ich Seine Majestät um die Erlaubnis bitten, diejenigen Papiere amtlich zu veröffentlichen, die darüber volle Klarheit geben. Die Unzulänglichkeit der heutigen Einnahmen, die der Herr Kollege Camphausen auf dieser Tribüne seinem jetzigen Nachfolger im Finanzministerium vorwarf, ist ganz allein von dem Finanzminister Camphausen zu verantworten und ist das Ergebnis der damaligen sieben Jahre Passivität in der Steuerpolitik, die nicht rechtzeitig die Reformen ergriff, die notwendig waren. Meine Aufgabe als Ministerpräsident ist es eigentlich gar nicht, die Finanzpolitik zu betreiben, und ich habe damals schon erklärt: nicht ich habe mir Finanzprojekte auszudenken und die dem Finanzminister zur Superrevision und Kritik vorzulegen, und wenn er dann Nein sagt, mich zu beruhigen und zu versuchen, weiterzuarbeiten, sondern ich habe als Ministerpräsident vom Finanzminister Projekte abzuwarten, daran meine Kritik zu üben und nur dafür zu sorgen, daß ein sachkundiger Finanzminister vorhanden sei. Nachdem aber der zweifel-

los sachkundige Kollege anderer Ansicht war wie ich, so habe ich schließlich selbst der Sache näher treten müssen und habe neben meinen anderen Geschäften — bekanntlich ist in der auswärtigen Politik in den meisten anderen Staaten ein einzelner Mensch genügend beschäftigt — aber ich habe mich um diese Dinge bekümmern müssen, wenn ich länger als Ministerpräsident die Verantwortung tragen sollte — denn ein Teil der Verantwortung fällt immer von den Ressorts auf den zurück, der an der Spitze steht. Ich habe aus einem gewissen Aberglauben und kameradschaftlichem Gefühl gethan, was ich thun konnte, um den Minister Camphausen am Rücktritt zu hindern, aber wenn ich klar zurückblicke, so kann ich ihm dankbar sein, daß er nicht auf meine Bitte eingegangen ist. (Heiterkeit.) Es ist damals nach dem Prinzip gewirtschaftet worden: Après nous le déluge; weil man sich in einer Flut von Geld befand, hat man nicht daran gedacht, daß dies ja anders werden könne, und weil man fand, nicht bloß an der Stelle, von welcher ich spreche, sondern auch an anderen, daß das System schwach würde, so ist mir schließlich die Erbschaft hinterblieben, mit anderen Amtsgenossen, die ich etwa gewinnen konnte, die Sache weiter zu führen. Die Gesetzgebung hat jahrelang stagniert, weil momentan ein Geldbedürfnis nicht vorhanden war. Das Verdienst des Staatsmannes besteht aber nicht im Abmachen der Nummern, die vorkommen, sondern in der Voraussicht der Zukunft und in der rechtzeitigen Anregung der Reformen und Maßregeln, die für die Zukunft erforderlich sind; und weil ich der Ueberzeugung bin, daß diese Finanzreform erforderlich ist, wenn wir nicht wirklich der Armut verfallen wollen, die Herr Camphausen seinem heutigen

Nachfolger vorwarf, kann ich nur nochmals die Bitte aussprechen: nehmen Sie dieses Gesetz an, Sie halten uns sonst auf in den notwendigen Reformen. Diese Reformen sind ein Bedürfnis des Landes. (Bravo!)

Gekränkt und gereizt entgegnete Camphausen: er stimme in einem Punkte vollkommen mit dem Ministerpräsidenten überein, „das ist in der Freude, daß wir nicht mehr genötigt sind, miteinander zu wirken." Fürst Bismarck habe immer nur ein Gedächtnis für die Seiten der Sache, die ihm angenehm seien. Dem gegenüber führte er einige Daten zum Beweise dafür an, daß er es während seiner Amtsverwaltung nicht an Initiative habe fehlen lassen. Nach weiteren Beschwerden, namentlich in Bezug auf die am 18. Januar 1881 veröffentlichten Briefe Bismarcks an den verstorbenen Staatssekretär v. Bülow, in denen — im Dezember 1877 — die Haltung Camphausens gelinde getadelt worden, schloß der Redner mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß es zu dieser lebhaften Explikation gekommen sei, ohne seine Schuld. „Ich bedaure das sehr, weil ich die unveränderte Hochachtung für den Mann, dem das Vaterland so Großes zu danken hat, fortgesetzt hege, und weil ich die Jahre hindurch, wo ich treu an seiner Seite mitgewirkt habe, in den schwierigsten Verhältnissen, nicht geglaubt habe, daß der Dank für alle meine Mühe abgetragen werden würde, wie es vorhin geschehen ist." Fürst Bismarck blieb auch diesmal die Antwort nicht schuldig; er erwiderte sofort:

Ich erlaube mir, an die letzten Worte, die den Vorwurf der Undankbarkeit enthalten, in der Art anzuknüpfen, daß ich denselben leicht zurückgeben könnte. Hat in den sieben Jahren, die wir zusammen gewirtschaftet haben, der Minister Camphausen mich getragen, hat er mich im Amte gehalten oder ich ihn gegen Angriffe von nicht zu unterschätzender Bedeutung? Es ist anzunehmen, daß die stärkere Tragkraft auf meiner Seite war. Es ist selten ein halbes Jahr vergangen, wo er nicht seine Stellung erschüttert fühlte und mich bat, ihm zu sagen, ob er bleiben sollte oder nicht. Ich habe ihn stets ge-

beten zu bleiben, auch gegen Angriffe, die von gewichtiger Seite kamen. Ich will kein Saldo der Dankbarkeit zwischen uns aufstellen; aber durch seine heutige Rede, durch den Angriff auf frühere Kollegen in dieser schwierigen Lage, durch die Zusammenstellung des Sonnenscheins auf der einen Seite und des Schattens auf unserer Seite hat er sich im Punkte der Dankbarkeit vollständig bezahlt gemacht. Oder hat er geglaubt, für die Unterstützung, die ich ihm im Amte geleistet habe, dadurch zu danken, daß er mit seinem Gewicht an der Spitze des jetzigen Angriffs steht gegen die Regierung in einer Frage, welche dieselbe als Kabinettsfrage behandelt? Seine pathetische Berufung auf Dankbarkeit könnte ich ihm mit denselben oder mit noch viel schärferen Worten zurückgeben, denn ich habe den Herrn wegen der Eigenschaften, die ich an ihm schätzte, als einen tapferen Kämpfer, aber nicht als Finanzgesetzgeber im Amte gehalten, nicht er mich. Wenn der frühere Herr Finanzminister von einer Zeit siebenjähriger Thätigkeit, die voll von Neubildungen war, nichts weiter anführen kann von Versuchen, die er aus eigener Initiative zur Verbesserung künftiger Verhältnisse ergriffen hat, die aber nicht an das Tageslicht getreten sind, als eine mir augenblicklich nicht gegenwärtige Aeußerung über eine nicht gemachte Vorlage bezüglich des Tabaks, so ist das für die siebenjährige Thätigkeit zu wenig. Diese Vorlage, die bestreitbar scheint, hat das Licht nicht gesehen, sondern ist ein totgebornes Kind geblieben. Der Herr Vorredner stand an der Spitze der Zollverwaltung des Reiches, in welcher der preußische Finanzminister derjenige ist, der sie leitet, er hatte das ganze Feld der Bearbeitung der Zölle in Händen, und wenn er nichts weiter anführen kann, als einen von mir

mühsam provozierten, von mir aber angebrachtermaßen nicht acceptierten Versuch über Tabaksteuer, so bestätigt er nur, was ich sagte, daß seine Amtsführung unfruchtbar war. Herr von Bülow hat keinen Anlaß gehabt, die Briefe, die veröffentlicht worden sind, dem Herrn Vorredner mitzuteilen, wohl aber im Sinne derselben mit ihm zu sprechen. Er hat mir geschrieben, daß er es gethan hätte; es existieren darüber genaue Angaben von Herrn von Bülow, und diese Unterredung kann mich veranlassen, auch diese noch zu veröffentlichen, da ich annehmen muß, daß Herr von Bülow, der, wie immer, auch hier ein genauer Diplomat war, genau im Sinne der Briefe mit dem Herrn gesprochen hat. Auf Zeitungsartikel kann ich kein Gewicht legen; wenn man diese anführt, so entfernt man sich von der Schwerkraft der geschichtlichen Verhältnisse. Eine ernsthafte Initiative zu Verbesserungen konnte nicht im Tadel bestehender Verhältnisse, sie konnte nur in Anträgen am Reiche bestehen, und vom Reiche hat sich nach den Klagen, die ich Herrn von Bülow damals ausgesprochen habe, der damalige preußische Finanzminister wesentlich zurückgehalten. Ich weiß auch den Tag noch, von dem das datierte; es war bei einer Abstimmung, wo der Vorsitzende des Bundesrats, Minister Delbrück, in Gegenwart des preußischen Finanzministers in einer preußischen Finanzfrage gegen diesen abstimmte, was ich allerdings nicht billige. Von dem Augenblicke aber hat das preußische Finanzministerium die Reichsentwickelung durch direktes Eingreifen nicht gefördert, sondern sich, wie der Ausdruck in einer damaligen Aeußerung des Herrn Finanzministers Camphausen lautete, auf die angenehme und unabhängige Stellung eines preußischen Staatsministers zurückgezogen.

Meine weiteren Briefe an Herrn von Bülow sind nur Klagen, daß man mir allein das Erfinden von Finanzprojekten überließe und ich jede Unterstützung von dem preußischen Finanzminister dabei vermißte.

Der damals Ende 1876, Anfang 1877 zwischen uns vorhandene Zwiespalt löste sich später soweit, daß um die Zeit vor dem Rücktritt des Herrn Camphausen wir in die Lage gekommen waren, gemeinschaftliche Anträge einzubringen, aber wohlverstanden nur infolge der vollen Pression, die ich als Ministerpräsident und durch die Kabinettsfrage zu üben imstande war, nicht aus der freiwilligen Initiative des Finanzministers, von der ich nochmals erklären muß, ich habe sie sieben Jahre lang vermißt.

Am dritten Tage der Verhandlung, dem 18. Februar, sprach der Ministerpräsident für den Antrag auf Schluß der Spezialdiskussion über § 1 des Gesetzes:

Ich wollte nicht auf die Sache weiter eingehen, meine Herren, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß der Landtag nach den gestern gefaßten Beschlüssen am Mittwoch geschlossen wird, daß das Haus also zur Beratung der übrigen Vorlagen, die sich in seinem Besitz bereits befinden, nur noch vier Tage Zeit hat, daß wir mit dieser Sache uns schon am dritten Tage der Verhandlungen befinden, daß die Herren, die auf der Rednerliste sind, zum Teil schon Gelegenheit gehabt haben, zu sprechen und nun zum zweitenmale die Gelegenheit suchen. Ich glaube nicht, daß sie uns etwas Neues werden sagen können, was sie nicht schon das erste mal gesagt haben. Im besonderen Hinblick aber auf die Nähe des Landtagsschlusses und auf die Wichtig-

keit der Arbeiten, die unserem Hause außerdem noch bevorstehen, spreche ich für den Schluß.

Der grundlegende § 1 und damit der dauernde Steuererlaß, wie ihn Fürst Bismarck befürwortet hatte, ward in namentlicher Abstimmung mit 94 gegen 41 Stimmen, der ganze Gesetzentwurf mit großer Mehrheit angenommen.

---

3. Die Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden; der „Fall Rommel".

19. und 21. Februar 1881.

In seiner 16. Sitzung am 19. Februar beriet das Herrenhaus über das in der vorigen Session unerledigt gebliebene Gesetz über die Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden und Verwaltungsgerichte, das sogenannte Kompetenzgesetz, welches nunmehr am 21. Januar vom Abgeordnetenhause, jedoch nicht ohne wesentliche Modifikationen, genehmigt worden war. Unter anderem war die Aufsicht des Staats über die Landgemeindeverwaltung durch das Abgeordnetenhaus an Stelle des Landrats und des Regierungspräsidenten vielmehr dem Kreis- und dem Bezirksausschusse zugesprochen worden. Der Vertreter der Regierung, Minister des Inneren, Graf Botho zu Eulenburg, erklärte sich jetzt ohne erhebliches Bedenken mit dieser Aenderung einverstanden; wenigstens lasse sich derselben aus Gründen des Staatsinteresses die Zustimmung nicht versagen. Kurze Zeit darauf aber verlangte der Regierungskommissar, Geh. Oberregierungsrat Rommel das Wort, um im Auftrage des durch Unwohlsein verhinderten Ministerpräsidenten die folgende, von der Auffassung des Grafen Eulenburg durchaus abweichende Erklärung bezüglich der Artikel 17 und 142 zu verlesen:

> Durch die Thatsache, daß beide Artikel in den bereits organisierten fünf Provinzen sich jetzt schon in Geltung befinden, sieht sich der Ministerpräsident verhindert, diese Artikel in der gegenwärtigen Fassung zu denen zu rechnen, welche ihn, wenn sie stehen blieben, verhindern würden, die Königliche Sanktion des Gesetzes verantwortlich zu beantragen.

Er kann indessen nicht umhin, schon jetzt zu erklären, daß er eine Revision dieser Artikel für eine unerläßliche Vorbedingung der Ausdehnung der Organisation auf die übrigen Provinzen ansieht. Beide Artikel enthalten in der gegenwärtigen Fassung die Bestimmung, daß die staatliche Aufsicht durch Organe geübt werden soll, welche keine Staatsbehörden sind und keine werden können, ohne für die Selbstverwaltung die Bedeutung zu verlieren, welche gerade ihre Unabhängigkeit von Weisungen der Staatsbehörden ihnen verleiht. Ohne solche Weisungen ist aber eine Aufsicht nicht denkbar, und wenn sie ergehen, so kann die Ausführung von den Beschlüssen einer aus Wahlen hervorgehenden und nach Stimmenmehrheit entscheidenden Versammlung nicht abhängen. Das Prinzip der Kollegialität widerspricht dem der Unterordnung, sobald es sich um aktivere Bethätigung handelt, als die Rechtsprechung in verschiedenen Instanzen darstellt. Eine Aufsicht kann sich nicht auf die Findung oder Verwerfung von Urteilen beschränken.

Mit der Uebertragung einer Aufsicht auf kollegialisch beschließende Körperschaften schwindet außerdem das Prinzip der persönlichen Verantwortlichkeit, wie es den Landrat und jeden einzelnen Beamten kontroliert. Für Mehrheitsentscheidungen ist niemand individuell verantwortlich und kein Mitglied des Kreisausschusses ist zur Ausübung der Staatsaufsicht mehr wie ein anderer berufen und deshalb kann auch kein Mitglied für Unterlassungen und Mißgriffe in der Aufsicht die Verantwortlichkeit tragen.

Es kommt dazu, daß die Unparteilichkeit bei einzelnen Beamten mit mehr Sicherheit vorausgesetzt werden kann, als in beschließenden Versammlungen, jedenfalls, daß sie beim einzelnen Beamten kontrolierbar ist. In beschließenden Versammlungen finden Parteiansichten erfahrungsmäßig und notwendig mit größerer Schärfe ihren Ausdruck als bei verantwortlichen Einzelbeamten. Wenn in den bereits organisierten fünf Provinzen dieser Uebelstand nicht mehr als geschehen zu Klagen Anlaß giebt, so ist zu bedenken, daß mit Ausnahme einzelner Distrikte, in welchen extreme Parteiauffassungen die Mehrheit haben, die politische Meinungs-

verschiedenheit in diesen organisierten Provinzen und ihren ländlichen Kreisen nicht so scharf entwickelt ist, wie in einem großen Teil der übrigen sechs Provinzen. In den letzteren kann die staatliche Aufsicht über Bürgermeistereien, Aemter und Landgemeinden nur von Organen geführt werden, welche der obersten Staatsleitung verantwortlich sind. Sie kann nicht einem Ausschuß überlassen bleiben, der das Ergebnis einer Sichtung durch mehrfache Majoritätswahlen bildet, und in welchem infolgedessen leicht die schärfste Ausprägung des lokalen Parteilebens sich verkörpern kann.

Der Ministerpräsident muß nach diesem die Annahme der Artikel 17 und 142 in der jetzigen Fassung als ein neues Hindernis für die Fortbildung der in den fünf Provinzen begonnenen Organisation betrachten und ist der Ueberzeugung, daß die weitere Ausdehnung der Organisation erst nach Revision dieser Paragraphen wird erfolgen können.

Bei dieser Revision wird auch die Frage zu erledigen sein, ob die Aufsicht über die Standesbeamten nicht besser den Gerichten wie den Verwaltungsbehörden zu überweisen ist.

Nach dieser den Minister des Innern bloßstellenden Verlesung beschloß das Haus in ungewöhnlicher Erregung, die weitere Verhandlung bis zur nächsten Sitzung zu vertagen. Zu Anfang derselben, am 21. Februar, nahm der Ministerpräsident in begütigender Absicht zu folgender Aufklärung das Wort:

Ich habe meine Zustimmung zu der Vorlage, wie sie heute wiederum vor uns liegt, bereits Sonnabend in persönlicher Verhinderung durch einen Vertreter aussprechen lassen. Ich hätte deshalb keinen Grund, in die sachliche Diskussion von neuem einzutreten, und wenn ich dennoch das Wort ergreife, so geschieht es, um unrichtigen Auslegungen der hier in meinem Namen verlesenen, von mir aber nicht zum Verlesen, sondern zur Instruktion des Herrn Kommissars bestimmten Auslassung entgegen zu treten.

Ich war durch Zufall verhindert, diese Instruktion

mündlich zu erteilen, und mußte sie deshalb schriftlich geben, aber sie war nicht darauf berechnet, daß sie buchstäblich verlesen werden würde. Die irrtümlichen Eindrücke, die sich daran geknüpft haben und denen die Presse auch schon Ausdruck gegeben hat, beruhen wesentlich auf einer ungenauen Unterscheidung der Natur der Vorlagen, die eine parlamentarische Versammlung beschäftigen. Die ursprüngliche Vorlage der Regierung, so wie sie in Bezug auf diese Frage noch heut besteht in anderer Gestalt als die uns gegenwärtig beschäftigende, aber bisher die alleinige mit der Königlichen Sanktion bekleidete — die ursprüngliche Vorlage der Regierung geht aus einem Beschluß des Staatsministeriums hervor. Es wird angenommen, daß jedes Mitglied des Staatsministeriums die Einwendungen, die es dagegen haben kann, in dem Kreise des Staatsministeriums erledigt. Meinungsverschiedenheiten finden ja über die meisten Vorlagen statt, sonst gäbe es keine Abstimmung mit Majorität und Minorität. Die Verschiedenheit der Auffassung, auch die Verschiedenheit der Motive verschwindet aber, sobald die Vorlage mit der Königlichen Unterschrift bekleidet wird und dadurch die allerhöchste Sanktion erhält. Ein Staatsminister in Preußen ist ein Diener des Königs und kann gegen eine mit der Königlichen Unterschrift bekleidete Vorlage an sich nicht anders auftreten, als wenn er die Allerhöchste Genehmigung dazu hat oder berechtigt ist, sie vorauszusetzen, wenn er hinreichende Gründe dafür beibringt. Also, es ist ganz richtig, daß in der Regel über Vorlagen, die nomine Regis an die Landesvertretung gebracht werden, zwischen Ministern eine Meinungsverschiedenheit nicht mehr das Recht hat, zum Ausdruck zu gelangen, weil die König-

liche Unterschrift das Band bildet, welches durch diesen Ausdruck zerrissen werden würde. Bestehen können solche Meinungsverschiedenheiten ja dennoch, aber es ist notwendig, sie zu verschweigen. Nun hat sich, von dieser richtigen Voraussetzung ausgehend, das Vorurteil verbreitet, daß alle Vorlagen gleicher Natur wären. Das kann ich aber von einer Vorlage, die von seiten des Abgeordnetenhauses in das Herrenhaus gebracht wird, so unbedingt doch nicht zugeben. Als Königliche Vorlage besteht noch heute die ursprüngliche; sie ist noch nicht geändert und sie stimmt mit der Vorlage des Abgeordnetenhauses nicht überein. Nun muß aber auch in Bezug auf die Vorlagen, die aus dem Abgeordnetenhause kommen, im Ministerium eine Einigung beschafft werden; die Art des Geschäftsbetriebs zwischen den beiden hohen Häusern erschwert das indessen außerordentlich, wenn das Abgeordnetenhaus eine Vorlage drei Monate lang diskutiert und nachher in drei Tagen das Herrenhaus, einschließlich des Staatsministeriums, sich schlüssig und einig machen soll darüber, wie es diese Vorlage aufnimmt. Es ist dann menschlich, natürlich, daß über die Novationen, die vom Abgeordnetenhause kommen, auch selbst unter dem Staatsministerium Meinungsverschiedenheiten obwalten können, die in drei Tagen vielleicht erledigt werden können, wenn alle Staatsminister weiter gar nichts zu thun hätten, als sich damit zu beschäftigen. Die Zeit aber, die dazu notwendig ist, müssen manche, deren Ressorts sie hierauf nicht gerade anweisen, mit Mühe von anderen für ihr Ressort gerade dringlichen Arbeiten ersparen. Es kann also dann nicht nur eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Ministern bestehen, sondern es können namentlich, wie hier der Fall an-

scheinend vorliegt, die Motive, aus denen Jeder dennoch der Vorlage des Abgeordnetenhauses abweichend von der des Königs zustimmt, sehr verschieden sein. Der eine thut es vielleicht aus der Ueberzeugung, daß das Amendement des Abgeordnetenhauses, wenn nicht besser, so doch ebenso gut sei. Der andere thut es, um das Gesetz zustande zu bringen, indem ihm an sonst etwas mehr liegt; der dritte thut es, um eine ministerielle Krisis zu verhindern; der vierte thut es, wie ich, in der Hoffnung, daß die Zustimmung ihn nicht ewig bindet, in der Hoffnung auf eine Revision, die früher oder später einmal wird eintreten können. Zu diesem Behufe habe ich aus keinem anderen, wie sachlichem Beweggrunde das Bedürfnis gefühlt, bei meiner Zustimmung so zu sagen den Haken einzuschlagen, an den zukünftig die Revision dieser selben Bestimmung angeknüpft werden kann, sobald sie aus der ziemlich unschädlichen Wirksamkeit, in der sie sich in den fünf alten Provinzen befindet, zu der schwierigen auch auf die andern Provinzen übergeführt und erweitert werden soll. Das war, was ich mit meiner Erklärung zum Ausdruck bringen wollte. In welchem Stadium die Abgabe derselben in die Diskussion eingreifen, daß sie verlesen werden, was kurz vorher gesprochen sein würde, — das alles konnte ich nicht vorhersehen, und ich hatte in der That nicht erwartet, daß die Diskussion gerade die Wendung nehmen könnte, die ich nachher aus den Sitzungsberichten ersah, und die eine anscheinende Meinungsverschiedenheit zwischen zwei Ministern zum öffentlichen Ausdruck brachte. Ich sage anscheinend, denn zwischen den Voten beider Ministerien ist kein Unterschied. Beide stimmen der Vorlage zu, so wie sie uns damals hier beschäftigte, und so wie sie

heute wieder vorliegt. Auch in der Motivierung sehe ich einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen beiden nicht, nur eine Nüance, eine andere Schattierung. Der Herr Minister des Innern ist der Ansicht, daß die jetzige Einrichtung doch so sehr schlimm nicht sein könne, denn es seien keine Klagen aus den alten Provinzen, in denen sie bisher gilt, eingegangen. Der Herr Minister des Innern stimmt zu, weil die Sache so schlimm, wie man annimmt, doch nicht sei nach ihrer jetzigen Wirksamkeit. Der Ministerpräsident stimmt zu, weil er hofft, sie werde zukünftig besser werden. Beide sind der gleichen Meinung, daß das tolerari posse bestehe, vielleicht in einer Abstufung in Bezug auf das Urteil über das Maß des Unerwünschten, was mit dem tolerari verbunden ist; aber Beide sind in der Sache gleicher Meinung; ob der Herr Minister des Innern über die Wirkungen mit mir gleicher Meinung sei, die eine Ausdehnung auf Provinzen haben könnte, wo die politische Erregbarkeit oder Spannung der Meinungsverschiedenheiten der Parteien schärfer ist als bei uns auf dem Lande, — darüber hat er sich nicht ausgesprochen. Ich halte also die Folgerung, die von manchen gezogen ist, als ob innerhalb der Königlichen Staatsregierung eine prinzipielle Meinungsverschiedenheit obwalte, die eine Aenderung im Personalbestande notwendig mache, für unrichtig; wenigstens aus den Erscheinungen, die am Sonnabend zu Tage getreten sind, kann meines Erachtens dies, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, logisch nicht gefolgert werden. Ich kenne keine solche Meinungsverschiedenheit, keine solche Dissense im Schoße des Staatsministeriums, die Veränderungen in dessen Personalbestande notwendig machten. Ich muß mich auf den Kreis meines Wissens beschränken.

Ob sie dennoch existieren, das weiß ich nicht. Ich erstrebe weder eine Aenderung, noch wünsche ich sie; erfolgt sie, so wird Seine Majestät der König das Weitere zu entscheiden haben. Ich habe nur meine Stellung zur Sache, die durch eine Kette von Zufälligkeiten, die ich nicht vorhersehen noch berechnen konnte, vielleicht im irrtümlichen Lichte erscheinen könnte, hier darstellen und zugleich die Gelegenheit wahrnehmen wollen, auf den wichtigen staatsrechtlichen Unterschied aufmerksam zu machen, der zwischen Königlich sanktionierten Vorlagen, durch die jeder Minister gebunden ist, durch die Unterschrift seines Monarchen, und den zwischen den Häusern des Landtages hin und her geschobenen Voten des einen oder des andern existiert. Wenn bezüglich der letzteren nicht eine gewisse Latitüde der Ansichten, eine gewisse Zeit zur Verständigung gestattet wird, dann entziehen Sie die Entscheidung über die Unterschiede, die dabei obwalten, der eigentlich allein dafür kompetenten Hand des unter der Leitung Seiner Majestät des Königs beschließenden Staatsministeriums, dann legen Sie sie in die Hände einzelner Minister, ja sogar der Kommissarien derselben, die sie im Ausschuß vertreten. Das kann weder in der Verfassung, noch im Willen Seiner Majestät des Königs, noch in dem des Staatsministeriums liegen, und ich glaube auch nicht, daß darüber zwischen zwei Ministern des Staatsministeriums eine Meinungsverschiedenheit besteht, denn diese Folgerung fließt ganz unmittelbar aus den Grundgesetzen unseres Staats. Soll das Staatsministerium in der geschlossenen Eniheit auftreten, mit welcher es vor Sie tritt mit einer Vorlage, über die es sich im Sommer und vielleicht länger zu verständigen Zeit hat, so muß ihm mehr Zeit, als wir heut dafür haben, gelassen werden

zur Erwägung und Verständigung, oder das Maß kann nicht so scharf im einzelnen angelegt werden, wie es hier von der öffentlichen Meinung angelegt wird; man muß gestatten, daß die nötige Verständigung sich auch öffentlich erkennbar vollziehe, denn die Minister sind keine Maschinen und kein Bataillon, welches kommandiert werden kann; jeder will seine Ueberzeugung bezüglich der von dem Abgeordnetenhause gewollten Aenderung der Königlichen Vorlage in selbständiger Erwägung in sich bilden und für den Ausdruck fertig machen. Es muß, wenn dies stattfinden soll, eine andere Einrichtung in der Konkurrenz der beiden Häuser stattfinden, daß die Zeit, die eine Landtagssession dauert, also in der Regel vier bis fünf Monate, billiger verteilt wird (sehr richtig!) zwischen diesem Hause und dem andern. Es kann nicht verlangt werden, daß in den letzten acht Tagen einer Session alle die wichtigen Sachen, die das Abgeordnetenhaus den ganzen Winter über beschäftigt haben, in der kürzesten Zeit zwischen dem Herrenhause, zwischen dem Ministerium und wiederum dem Abgeordnetenhause noch zum Abschluß gebracht werden. Durch solches Verfahren, nicht durch die Stellung der Regierung zur Verhandlung, in der ich neulich hier gesprochen habe — durch ein solches Verfahren wird meines Erachtens die Würde dieses Hauses nicht genügend anerkannt und geschont, wie sie es verdient und wie sie das Recht hat (Bravo! Sehr wahr!), und ich werde dankbar sein und als Mitglied des Hauses, dem ich die Ehre habe anzugehören, jede Wünsche unterstützen, die zu diesem für die Fortbildung unseres ganzen Verfassungslebens schädlichen, aber eingerissenen Gebrauch eine Stellung nehmen. Ich muß aber leider gestehen, daß mir bisher schriftlich oder in amtlicher Form ein

Ausdruck der Unzufriedenheit dieses Hauses nicht vorgelegen hat. Es liegt ja hierin eine wohlwollende Schonung der Schwierigkeit, in welcher sich die Regierung dem andern Hause gegenüber befindet; aber ich verbinde mit meiner Aeußerung bei dieser Gelegenheit ausdrücklich die Zusage, daß ich als Mitglied des Hauses sowohl, wie des Staatsministeriums, den Schritten, die auf Aenderung, auf Abstellung dieses Uebelstandes gerichtet sind, meine volle Unterstützung leihen werde. (Bravo!)

Graf Brühl kam in einer Gegenrede auf das neulich verlesene Schriftstück zurück, das er als „eine Art von Kanzlerbotschaft" bezeichnete; die dadurch zum Ausdruck gebrachte wesentliche Meinungsverschiedenheit zwischen dem Minister des Innern und dem Ministerpräsidenten habe der letztere auch in seiner heutigen Rede in vollem Maße aufrecht erhalten. Darauf versetzte Fürst Bismarck:

Ich bin während der Rede des Herrn Vorredners vielfach zweifelhaft gewesen, ob er für oder gegen die heutige Vorlage, für oder gegen den entgegenstehenden Antrag plaidierte; ich habe aber das Gefühl gehabt, daß die Rede gegen mich, den Ministerpräsidenten, in ihrem Prinzip und ihrer Tendenz gerichtet war, und ich will deshalb nur zwei Wendungen richtig stellen, die der Herr Vorredner gebrauchte, und die ich für formell ungerechtfertigt halte.

Die eine ist die Wiederholung der Behauptung, daß zwischen dem Herrn Minister des Innern und mir eine Meinungsverschiedenheit bestände. Diese Meinungsverschiedenheit besteht über unser Votum nicht, und über Weiteres bin ich weder dem Herrn Vorredner noch der Oeffentlichkeit Rechenschaft schuldig; über Motive wird nicht abgestimmt; aus welchen Motiven ich mit dem Minister des Innern einig bin, gehört nicht zur Sache,

und nachdem ich hier ausdrücklich betont habe und das mit ein Hauptzweck meiner Erklärung war, daß materiell zwischen dem Minister des Innern und mir keine Meinungsverschiedenheit heute besteht, kann ich den Herrn Vorredner nicht für berechtigt halten, ausdrücklich zu erklären, sie bestände doch.

Nachher hat der Herr Vorredner unseren politischen Sprachgebrauch um ein geflügeltes Wort zu bereichern gesucht, indem er sich des Ausdruckes „Kanzlerbotschaft" bediente. Meine Herren, hier ist kein Kanzler, sondern der Ministerpräsident, der Diener des Königs von Preußen vor Ihnen. Der Ausdruck „Botschaft" ist im parlamentarischen Sprachgebrauch nur für Eröffnungen namens Seiner Majestät des Königs üblich und, wenn man mir die Anmaßung beilegt, daß ich Botschaften an eines der beiden Häuser des Landtages richten wolle und obenein in der Eigenschaft als Kanzler, so hat das einen Anklang an die Tendenzen, die ich in der Presse der Opposition und namentlich des Zentrums vielfach gefunden habe, die Tendenz zu insinuieren, daß ich mich in meiner Stellung überhöbe und Rechte in Anspruch nähme, die mir nicht zustehen. Die Stelle, wohin diese Insinuationen in der Hauptsache gerichtet sind, ist zum Glück vollständig unzugänglich dafür und gepanzert gegen solche Insinuationen. Niemand weiß genauer als Seine Majestät der König, daß er nicht nur keinen treueren, sondern auch keinen unterthänigeren Diener haben kann als mich, nicht bloß in meiner Eigenschaft als Beamter, Staats- und Reichsbeamter, sondern auch von Geburt ab in meiner Eigenschaft als Kurbrandenburgischer Vasall und obendrein Altmärker, als Mitglied einer Familie, die dem regierenden Hause so lange treu gedient hat, als wir

überhaupt das Glück haben, dasselbe als Landesherrschaft zu besitzen. Wenn der Herr Vorredner das Glück haben wird, das von sich sagen zu können, dann wird er auch gegen solche Insinuationen empfindlich sein.

Bei der Abstimmung über § 17 pflichtete auch Fürst Bismarck der grundsätzlich von ihm verworfenen Fassung des Abgeordnetenhauses bei. Nichtsdestoweniger beharrte Graf Eulenburg auf dem eingereichten Gesuch um seine Entlassung*).

---

*) Vgl. noch die Erklärung Bismarcks im Reichstag am 24. Februar, Band XI. S. 45.

III.

Die Reichstagssession von 1881—1882.

---

1. Der neue Reichstag vom November 1881.

(Die Kaiserliche Botschaft.)

Die Wahlen für die erste Session der 5. Legislaturperiode des deutschen Reichstages fanden am 27. Oktober 1881 statt; die Session wurde am 17. November auf Befehl des erkrankten Kaisers von dem Reichskanzler Fürsten Bismarck durch die Verlesung einer Allerhöchsten Botschaft eröffnet, aus welcher die für die folgenden Reden des Kanzlers maßgebenden Sätze hier mitgeteilt werden:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w. thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Wir haben den im vorigen Reichstage kundgegebenen Wünschen entsprechend den Reichstag noch im laufenden Jahre berufen, um seine Thätigkeit zunächst für die Feststellung des Reichshaushaltsetats in Anspruch zu nehmen. Der Entwurf wird dem Reichstage unverzüglich zugehen. Derselbe zeigt ein erfreuliches Bild der fortschreitenden

finanziellen Entwicklung des Reiches und der guten Erfolge der unter Zustimmung des Reichstages eingeschlagenen Wirtschaftspolitik.

Die Steigerung der den einzelnen Bundesstaaten vom Reich zu überweisenden Beträge ist erheblich höher als die Steigerung der Matrikularbeiträge. Daß der Gesamtbetrag der letzteren im Vergleich mit dem laufenden Rechnungsjahre eine Erhöhung erfahren hat, findet seine Begründung in Einnahmeausfällen und in Bedürfnissen, welche im Interesse des Reichs nicht abzuweisen sind.

Die Einigung, welche mit der Freien Stadt Hamburg über die Modalitäten ihres Einschlusses in das deutsche Zollgebiet erzielt worden ist, wird der Reichstag mit Uns als einen erfreulichen Fortschritt zu dem durch die Reichsverfassung gesteckten Ziele der Einheit Deutschlands als Zoll- und Handelsgebiet begrüßen. Die verbündeten Regierungen sind der Ueberzeugung, daß der Reichstag den Abschluß der deutschen Einheit nach dieser Seite hin und die Vorteile, welche dem Reich und seiner größten Handelsstadt aus demselben erwachsen werden, durch den Kostenbeitrag des Reichs nicht zu teuer erkauft finden und dem hierauf bezüglichen Gesetzentwurf die Zustimmung erteilen werde.

In dem Bestreben, die geschäftlichen Uebelstände zu beseitigen, welche sich aus der Konkurrenz der Reichstagssessionen mit den Sitzungsperioden der Landtage ergeben, hatten die verbündeten Regierungen dem vorigen Reichstag einen Gesetzentwurf vorgelegt, der eine Verlängerung der Legislatur- und Budgetperioden des Reichs vorschlug, über den aber eine Verständigung nicht hat erreicht werden können. Die geschäftliche Notlage der Regierungen und die Notwendigkeit, den Verhandlungen der gesetzgebenden

Körper des Reichs sowohl wie der Einzelstaaten die unentbehrliche Zeit und freie Bewegung zu sichern, veranlaßt die verbündeten Regierungen, der Beschlußnahme des Reichstags wiederum eine entsprechende Vorlage zu unterbreiten.

Schon im Februar dieses Jahres haben Wir Unsre Ueberzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsre Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsre Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In Unsern darauf gerichteten Bestrebungen sind Wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstags ohne Unterschied der Parteistellungen.

In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regierungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle mit Rücksicht auf die im Reichstag stattgehabten Verhandlungen über denselben einer Umarbeitung unterzogen, um die erneute Beratung desselben vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, welche sich eine gleichmäßige Organisation

des gewerblichen Krankenkassenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu teil werden können.

Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde. Immerhin aber wird auch auf diesem Wege das Ziel nicht ohne die Aufwendung erheblicher Mittel zu erreichen sein.

Auch die weitere Durchführung der in den letzten Jahren begonnenen Steuerreform weist auf die Eröffnung ergiebiger Einnahmequellen durch indirekte Reichssteuern hin, um die Regierungen in den Stand zu setzen, dafür drückende direkte Landessteuern abzuschaffen und die Gemeinden von Armen- und Schullasten, von Zuschlägen zu Grund- und Personalsteuern und von andern drückenden direkten Abgaben zu entlasten. Der sicherste Weg hierzu liegt nach den in benachbarten Ländern gemachten Erfahrungen in der Einführung des Tabakmonopols, über welche Wir die Entscheidung der gesetzgebenden Körper des Reichs herbeizuführen beabsichtigen. Hierdurch und demnächst durch Wiederholung früherer Anträge auf stärkere Besteuerung der Getränke sollen nicht finanzielle Ueberschüsse

erstrebt werden, sondern die Umwandlung der bestehenden direkten Staats- und Gemeindelasten in weniger drückende indirekte Reichssteuern. Diese Bestrebungen sind nicht nur von fiskalischen, sondern auch von reaktionären Hintergedanken frei; ihre Wirkung auf politischem Gebiete wird allein die sein, daß Wir kommenden Generationen das neu entstandene Reich gefestigt durch gemeinsame und ergiebige Finanzen hinterlassen.

Die Vorbedingung für weitere Beschlußnahmen über die erwähnten sozialen und politischen Reformen besteht in der Herstellung einer zuverlässigen Berufsstatistik der Bevölkerung des Reichs, für welche bisher genügendes und sicheres Material nicht vorliegt. Soweit letzteres im Verwaltungswege beschafft werden kann, wird es in kurzem gesammelt sein. Vollständige Unterlagen aber werden nur durch gesetzliche Anordnung, deren Entwurf dem Reichstage zugehen wird, zu gewinnen sein.

Wenn danach auf dem Gebiete der inneren Reichseinrichtungen weitgreifende und schwierige Aufgaben bevorstehen, deren Lösung in der kurzen Frist einer Session nicht zu bewältigen ist, zu deren Anregung Wir Uns aber vor Gott und Menschen, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg derselben, verpflichtet halten, so macht es Uns um so mehr Freude, Uns über die Lage Unsrer auswärtigen Politik mit völliger Befriedigung aussprechen zu können.

Wenn es in den letzten zehn Jahren, im Widerspruch mit manchen Vorhersagungen und Befürchtungen, gelungen ist, Deutschland die Segnungen des Friedens zu erhalten, so haben Wir doch in keinem dieser Jahre mit dem gleichen Vertrauen auf die Fortdauer dieser Wohlthat in die Zukunft geblickt, wie in dem gegen-

wärtigen. Die Begegnungen, welche Wir in Gastein mit dem Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn, in Danzig mit dem Kaiser von Rußland hatten, waren der Ausdruck der engen persönlichen und politischen Beziehungen, welche Uns mit den Uns so nahe befreundeten Monarchen, und Deutschland mit den beiden mächtigen Nachbarreichen, verbinden. Diese von gegenseitigem Vertrauen getragenen Beziehungen bilden eine zuverlässige Bürgschaft für die Fortdauer des Friedens, auf welche die Politik der drei Kaiserhöfe in voller Uebereinstimmung gerichtet ist. Darauf, daß diese gemeinsame Friedenspolitik eine erfolgreiche sein werde, dürfen Wir um so sicherer bauen, als auch Unsre Beziehungen zu allen andern Mächten die freundlichsten sind. Der Glaube an die friedliebende Zuverlässigkeit der deutschen Politik hat bei allen Völkern einen Bestand gewonnen, den zu stärken und zu rechtfertigen Wir als Unsre vornehmste Pflicht gegen Gott und gegen das deutsche Vaterland betrachten.

Urkundlich unter Unsrer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 17. November 1881.

(L. S.) Wilhelm.

von Bismarck.

---

2. Die Einverleibung Hamburgs in das Zollgebiet.

28. November 1881.

In seiner 4. Sitzung am 28. November trat der Reichstag in die erste Beratung des Gesetzentwurfs betr. den Beitrag des Reiches zu den Kosten des Anschlusses der Freien und Hansestadt Hamburg an das deutsche Zollgebiet. Zu dem Gesetzentwurf sprachen außer dem Finanzminister Bitter zunächst der

Abg. von Minnigerode für, die Abgg. Dr. Hänel und Dr. Barth gegen die Vorlage. Der Abgeordnete Dr. Windthorst wünschte zunächst eine sehr sorgfältige Vorberatung in einer Kommission, obgleich er von vornherein nicht sehr eingenommen für die ganze Sache erschien. „Was wir, so äußerte er, unmittelbar vor diesem Vertrage (über den Anschluß Hamburgs an das Zollgebiet) gesehen haben, war nicht erbaulich und dient nicht dazu, das Vertrauen zum Reich zu stärken. Denn wenn so der Starke gegen den Kleinen vorgeht, dann sieht es schlimm aus.“ Unmittelbar auf diese Wendung Bezug nehmend, erhob sich Fürst Bismarck:

Es war nicht meine Absicht, mich in dieser mehr technischen Frage an der Diskussion in diesem Stadium zu beteiligen, und es ist von meiner Seite gewagt, wenn ich es thue, da ich durch anderweitige dienstliche Beschäftigung verhindert war, den ersten Teil der Sitzung, nämlich die Aeußerungen der ersten Redner zu hören. Indessen ist meine Absicht zu schweigen erschüttert worden durch eine Aeußerung, die der Herr Vorredner that, indem er sagte in Bezug auf die Vorlage: wenn der Starke so vorgeht gegen den Schwachen, dann sieht es schlimm aus; das sieht aus, als ob innerhalb des Deutschen Reiches eine Vergewaltigung eines einzelnen Staates, und zwar eines der schwächeren, durch die Reichsgewalt vorläge, oder, da die Reichsgewalt auf dem Gebiete des Rechts nie als der Stärkere bezeichnet werden kann, da beide auf dem Rechtsboden stehen, als ob etwa die preußische Regierung mit einer Pression gegen die Hamburger, ihr verbündete Regierung vorgegangen wäre, die nicht in der notwendigen Konsequenz der Verfassung und ihrer Einrichtungen gelegen hätte. Aus der Rede des Herrn Vorredners und schon aus der Besprechung der ganzen Frage in den öffentlichen Blättern habe ich ersehen, daß die ganze Angelegenheit, wie mir scheint, zu

sehr von dem einseitigen hamburgischen Standpunkte aus betrachtet wird, aus dem Standpunkt der Frage: ist es für Hamburg nützlich oder nicht? und daß der Herr Vorredner zu der Konklusion kommt, daß, wenn es für Hamburg nützlich wäre, Hamburg auch allein die Kosten tragen möge, wenn es aber für Hamburg nicht nützlich wäre, dann sei es überhaupt nicht nützlich. Auch der Herr Vorredner, einer unsrer scharfsinnigsten Politiker, verschließt daher den Blick für das große Interesse, das das Reich seinerseits daran nimmt und nehmen muß, daß seine größte Handelsstadt von ihm nicht durch eine Zolllinie getrennt sei. Wenn Sie glauben, meine Herren, daß das eine gleichgültige Sache ist, so denken Sie sich doch einmal den Fall, daß alle unsre Häfen in Deutschland durch eine Zolllinie vom Binnenlande getrennt wären. Ich weiß nicht, ob es für die Häfen selbst ein Glück sein würde, ich glaube es nicht, denn ich habe gefunden, daß in ganz Europa diejenigen Hafenstädte, die mit Freihafensprivilegien gesegnet waren, auf die Dauer nicht daran festgehalten, ja, wenn nicht andre politische Vorteile und Bestrebungen sich damit kreuzten, sich bemüht haben, diese Privilegien als onerose mit der Zeit los zu werden. Aber denken Sie sich den Fall, daß auch Stettin, auch Danzig, auch Königsberg, alle unsre Handelsstädte vom Binnenland durch eine Zolllinie getrennt wären, daß alle unsre Handelsstädte Freihäfen im Sinne von Bremen und Hamburg und alle für uns Zollausland wären. Ist wirklich einer unter Ihnen, meine Herren, der behaupten will, daß das für das gesamte Binnenland eine gleichgültige Sache wäre, daß es nicht eine gewaltige Schädigung des Binnenlandes wäre, von dem direkten, unverzollten und durch keine Zolllinie

unterbrochenen Verkehr mit den sämtlichen Hafenstädten abgeschnitten zu sein? So aber liegt in Bezug auf Hamburg die Frage für das gesamte Elbegebiet, zu dem auch unsre Hauptstadt gehört, und noch weiter als für das Elbegebiet, denn der Rayon von Hamburg und die Fühlbarkeit der Blüte oder Nichtblüte des Verkehrs mit Hamburg erstreckt sich bis nach Bayern, tief nach Oesterreich hinein, umfaßt Schlesien, umfaßt mehr als der Stettiner Handel, kurz, das ganze Reich ist bei dem Hamburger Handel interessiert. Ich kann hier in den Beweis dieser Wahrheit nicht eintreten, ich glaube aber, sie liegt ganz offen auf der Hand, und es wird von niemand, wenn die Frage klar gestellt wird, so wie ich sie stelle, bestritten werden, daß das Reich selbst und das ganze Gebiet, auf das der Hamburger Handel sich erstreckt, ein sehr großes Interesse daran hat, mit seiner Haupthandelsstadt zu demselben Zollgebiet zu gehören. Ja, das Elbegebiet, das gesamte Hamburger Handelsgebiet, hat ein Recht darauf, daß die Stadt, deren Blüte auf dem Verkehr beruht, auf der Industrie dieses — ich nenne es einmal Elbegebiets, obschon es sehr viel weiter reicht, — nur auf der Basis dieses Gebiets kann eine Handelsstadt von 300000 Einwohnern an der Mündung dieses Stromes sich festsetzen und bestehen, es gehört zur Vervollständigung des ganzen Handels- und Wirtschaftssystems dieses gesamten Handelsgebiets der freie Verkehr, der Import und Export seiner Haupthandelsstadt. Ich muß daher bestreiten, daß das Reich kein Interesse hätte, irgend welche Summe zu bezahlen; ob sie zu hoch oder zu niedrig gegriffen ist, darüber kann ich nicht rechten, das sind Details, die sich meiner Entscheidung entziehen, die habe ich auch meinerseits unerwogen so annehmen müssen, wie

sie mir geliefert worden ist. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß uns alle Geldsummen heutzutage zum Nachteil des finanziellen Interesses, seit wir in Mark rechnen, viel höher erscheinen, als sie uns in Thalern erscheinen würden, und auch dadurch, daß man die ganze Summe als Kapital in Ansatz bringt, als Kapital, das angeblich in einer Summe aufzubringen und zu zahlen wäre. Wenn Sie die Rechnung in die uns allen nach langjähriger Gewohnheit noch vertraute Thalerrechnung umsetzen, so finden Sie, daß es sich um die Aufbringung von jährlich etwa einer halben Million Thalern, von 500,000 Thalern Zinsen handelt, 4 Prozent von dem Kapital, welches hier in 40 Millionen Mark ausgedrückt wird. Ist das wirklich ein so ungeheures Opfer für das Deutsche Reich, 500000 Thaler jährlich mehr aufzubringen, um mit seiner Hauptthandelsstadt in denselben Zollverein zu gelangen, um die Reichsverfassung in einem ihrer wichtigsten und früher immer vorzugsweise betonten Prinzipien, dem Art. 33, endlich auszuführen, ein einheitliches Zoll- und Handelsgebiet zu schaffen, um diese nationale Forderung zu verwirklichen und um diejenigen Zusagen einzulösen, die der Stadt Hamburg bei der Verhandlung über ihren Beitritt gegeben worden sind, daß, wenn sie genötigt sein würde, in Zukunft Entrepoteinrichtungen zu machen, daß dann das Reich einen wesentlichen Zuschuß dafür leisten würde? Ich erinnere mich, daß damals im Jahr 1867, wie hierüber verhandelt worden ist, gar kein Zweifel darüber bestand, daß die Freihafeneinrichtung, die zum Vorteil Hamburgs getroffen werden sollte, eine *provisorische* sei, durch die ein Uebergangsstadium — als solches betrachtete man es damals ganz zweifellos von beiden Seiten — den beteiligten, bis dahin mit dem Auslande

frei verkehrenden Städten erleichtert werden solle, und daß schon damals Anschläge gemacht wurden, was die Entrepoteinrichtungen ungefähr kosten könnten, ohne deren Herstellung die Einbeziehung Hamburgs in den Zollverein nicht thunlich sein würde, daß damals Summen von 6 Millionen Thalern genannt worden sind, Summen von 10 Millionen Thalern, und daß die Frage urgiert worden ist: werden diese Summen vom Reich allein zu tragen sein? — so lautete damals die Frage — oder wird das Reich zwei Drittel oder die Hälfte und Hamburg das Uebrige tragen? Auch Hamburg faßte damals die Einbeziehung als überwiegend im Interesse des Reichs und unsrer nationalen Entwicklung liegend auf und war der Meinung, daß ein Zuschuß von 6 bis 10 Millionen Thalern dann wohl geleistet werden würde. Es liegt also meinem Gefühl nach eine Art von Ehrenpflicht inmitten, die damals Hamburg gegenüber übernommen worden ist, allerdings in der Voraussetzung, daß auch Hamburg die Ehrenpflicht, die es meiner Ueberzeugung nach damals übernommen hat, halten und seinerseits den ersten Augenblick, wo das Freihafensystem bestand, und die Jahre, die seitdem verflossen sind, dazu benutzen würde, um das Endresultat vorzubereiten, die Zollscheidewand zwischen sich und der übrigen Nation fallen lassen zu können. Diese Pflicht ist allerdings von Hamburg nicht innegehalten. Wenn ich infolgedessen eine Pression mit berechtigten Mitteln geübt habe, und soweit ich sie geübt habe, so, glaube ich, ist es ungerecht, mich dafür anzuklagen; im Gegenteil, ich sollte dafür gelobt werden, wenn ich strebe im nationalen Sinn die nationalen Zwecke des Reichs zu Ende zu führen, und wenn ich dazu diejenigen gesetzlichen Mittel in Anwendung bringe, die

geeignet sind, Hamburg die Voraussetzungen in Erinnerung zu bringen, unter denen die Freihafenqualität damals bewilligt wurde. Wenn ich die außer Anwendung ließe, so würde ich meinerseits kein gutes Gewissen haben, wenn ich irgend eine Arbeit, irgend eine Ueberredung, irgend einen Druck, soweit er mir gesetzlich und verfassungsmäßig gestattet ist, unterlassen hätte, um das nationale Prinzip der Verfassung zur Durchführung zu bringen. Ein solcher Druck, meine Herren, — Sie werden sich erinnern, diejenigen, die politisch alt genug sind, um dabei mitgewirkt zu haben, daß der bei allen deutschen Staaten bis zu einem gewissen Grade zur Herbeiführung der Einigung notwendig war, und daß mit großer Lust und Liebe für die deutsche Einheit sehr wenig Staaten überhaupt derselben näher getreten, noch viel weniger sich den Konsequenzen, die sich aus derselben ziehen lassen, freiwillig und mit Lust und Liebe unterworfen haben. (Sehr richtig!) Verlangen Sie einen Kanzler, der das mit Ruhe ansieht, und der es nicht für seine Aufgabe erkennt, die Einheit des Reichs auch in diesen Beziehungen zu fördern, so müssen Sie einen andern haben, als ich bin, — von mir werden Sie das nie erreichen. Ich werde jede Pression, zu der ich gesetzlich berechtigt bin, um den Art. 33 der Verfassung zur Wahrheit zu machen, mit gutem Gewissen, mit der vollen Ueberzeugung, meine Pflicht zu thun, üben, und keine Mißbilligung von der Seite der Opposition wird mich darin irre machen! (Bravo! rechts.) Ich verlange dafür Anerkennung und nicht Tadel. — Es wäre ja für mich außerordentlich leicht, mir alle diese lästigen Geschäfte fern zu halten, wenn ich nicht von dem kategorischen Imperativ des Pflichtgefühls dahin getrieben würde, daß ich, soviel mir-

zu wirken noch vergönnt ist, — ich kann wohl sagen, so lange ich zu wirken noch genötigt bin, denn freiwillig thue ich es nicht, — daß ich meine Schuldigkeit thue, die bestehenden Reichseinrichtungen zu vollenden und zu befestigen, soviel bei meinen schwachen und abnehmenden Kräften ich noch die Mittel dazu habe. In den ersten fünfzehn Jahren meiner ministeriellen Thätigkeit, wenn ich die Konfliktszeit abrechne — oder auch ohne diese abzurechnen — ist meine Thätigkeit wesentlich durch die auswärtigen Aufgaben, in deren Bewußtsein ich mein Amt übernommen hatte, absorbiert gewesen. Ich habe diese Aufgaben als zu einem solchen Abschlusse, den sie in einem Menschenleben überhaupt erreichen können, geführt betrachtet, wie das Reich nicht nur durch seine großen Kriege befestigt, sondern auch durch die zehn Jahre, die darauf folgten, über die sehr gefährlichen und sehr schwierigen Wege, in denen wir von der Gefahr übermächtiger europäischer Koalitionen bedroht sein konnten, hinweggeleitet wurde, so daß diese Gefahr, wie Sie selbst das Gefühl davon haben, jetzt geschwunden ist; sie kann wieder auftreten, aber sie ist einstweilen beseitigt. Es ist uns gelungen, auch da, wo wir durch die Fertigstellung des Deutschen Reichs Verstimmung und Bitterkeit hinterlassen mußten, schließlich freundschaftliche Beziehungen, die weit über das, was wir zur Zeit des Deutschen Bundes besaßen, hinausreichen, herzustellen und zu gewinnen. Also meine Aufgaben, die ich mir vor meinem Diensteintritt auf dem auswärtigen Gebiet gestellt hatte, gaben mir in den letzten Jahren keine Berechtigung, keinen Vorwand mehr, meine Augen für die übrigen, für die mir auf dem inneren Gebiet erwachsenden Aufgaben zu schließen. Wenn ich dies ins Auge fasse unter dem Gesichtspunkt

der Frage: was kann ich thun, um bei einem demnächst vorauszusehenden Rücktritt oder Aufhören meiner Wirksamkeit das Reich gefestigter und vollendeter zu verlassen? so habe ich diese Aufgabe meines Erachtens niemals suchen können auf dem mir empfohlenen Gebiete, vielleicht eine Anzahl verantwortlicher Minister neben dem Reichskanzler zu schaffen — ich glaube, daß das umgekehrt das Reich wesentlich lockern und die Verantwortlichkeit für die Führung seiner Politik abschwächen würde —, sondern ich habe sie gesucht in der Verbesserung und Vervollkommnung der inneren Reichseinrichtungen, in Verbesserung unsrer wirtschaftlichen Zustände, in Verbesserung unsrer Finanzlage, in Befestigung unsres inneren Friedens und in Vollendung derjenigen Verfassungseinrichtungen, welche überhaupt noch unvollendet sind, und zu denen gehört auf das schreiendste und flagranteste der Artikel 33 der Verfassung, die Wohlthat eines einheitlichen Zoll- und Handelsgebiets, welche bisher der deutschen Nation nicht zu teil geworden ist. Daß ein Kanzler, welcher aus Pflichtgefühl alles thut und keine Anstrengung scheut, um diese Vollendung zu erreichen, im Reichstage einen energischen und die Grenzen des gewöhnlichen Parteikampfes überschreitenden Widerstand findet und gehindert wird, die nationale Aufgabe weiter zu führen, war mir damals unerwartet. Ich fand ursprünglich mehr Unterstützung, nicht bei den Regierungen, wie heut bei der hamburgischen, sondern umgekehrt im Parlament; heutzutage muß ich die Regierungen als die stärkeren Bürgschaften für die Erhaltung und Förderung der deutschen Einheit im Vergleich mit dem Parlament, mit dem Reichstage betrachten. (Oh! oh! links.) In der Durchführung der nationalen Einheit sehe ich mich durch die

Regierungen gefördert, aber durch den Reichstag gehindert, ohne Verschulden des Einzelnen, es liegt das an der Zerfahrenheit unsres Fraktions- und Parteilebens, und in der Neigung, die heutzutage vorherrscht, die Bestrebungen, die ein Reichskanzler zur Vollendung unsrer nationalen Aufgabe macht, als eine Bedrückung des Schwachen, als eine verfassungsmäßig unberechtigte Pression zu bezeichnen. Von dieser Neigung war in der Zeit, als wir zuerst die deutsche Einheit im norddeutschen Bunde sich anbahnen und bilden sahen, ganz und gar keine Rede; wenn damals ein Mitglied solche Schwierigkeiten gemacht hätte, wie sie jetzt in der Hamburger Frage gekommen sind: unter dem allgemeinen Unwillen hätte er schweigen müssen, meine Herren! (Oh! oh! links.) So weit sind wir zurückgeschritten in der Begeisterung für die deutsche Einheit! Und, meine Herren, Sie stellen, wie das Glück von Edenhall, diese deutsche Einheit auf harte Proben und scheinen mir bereit zu sein, sie auf noch härtere zu stellen. Die Folge von dem Parteihader, der uns zerreißt, sehen Sie darin, daß die Fraktionen, die dem Deutschen Reich notwendig ihrer ganzen Tendenz nach entgegenstehen, beispielsweise die polnische, die dänische, die welfische, die franzosenfreundliche, will ich sagen, in ihrer ganzen Ausdehnung wachsen, zunehmen und gedeihen. Das wäre noch vor fünfzehn Jahren nicht möglich gewesen. Es ist sehr leicht, die Regierung anzuklagen, es ist sehr leicht, deshalb zu sagen: nehmt liberale Minister, — nun, meine Herren, wir werden ja, wenn Sie bereit sind, darüber reden können, — dann wird man uns bereit finden! Ich bin überzeugt, es liegt nicht an der Regierung, sondern es liegt an dem Ueberwuchern des Parteihaders und des Fraktionshasses, wie er dem deutschen Charakter

eigentümlich ist. Wir haben ja acht Fraktionen, von denen keine einzige eine Majorität bilden kann, und von denen keine imstande ist, auch nur mit der nächst benachbarten gemeinschaftlich ein positives Programm aufzustellen; in der Negation dessen, was die jetzige Regierung, dessen, was ich in Bethätigung meines Pflichtgefühls und mit Aufopferung meiner besten Kräfte für die deutsche Nation unternehme, das zu verneinen, dazu ist eine große Majorität bald hergestellt; aber was können Sie denn Positives leisten? für welches positive Programm haben Sie eine Majorität in diesem Reichstag? Glauben Sie nicht das, was die Zeitungen irrtümlich von mir behaupten, daß mich in diesem Ausdruck der Besorgnis — ich kann wohl sagen des Unwillens über diese Anschauung der Gegenwart über meine Leistungen das Gefühl leitet, als ob ich persönlich verletzt wäre, als ob ich persönlich etwa einen Dank vermißte, auf den ich Anspruch gemacht hätte. Ich habe nie in meinem Leben auf Dank Anspruch gemacht, ich habe ihn nie erwartet, ich habe ihn auch nicht verdient, denn ich habe niemals um Dank gehandelt, sondern habe einfach meine Schuldigkeit gethan, niemand zuliebe, nichts weiter; und wer seine Pflicht thut, ist ein getreuer Knecht, hat aber keinen Anspruch auf Dank. Ein solcher Anspruch liegt mir außerordentlich fern. Ich habe gelernt, ohne den Dank der Welt zu leben, ich habe ihn erworben und verloren, ich habe ihn wieder gewonnen, ich habe ihn wieder verloren — ich mache mir gar nichts daraus, (Heiterkeit) ich thue einfach meine Pflicht. Wenn Sie irgend jemand für die deutsche Einheit Dank schuldig sind, so ist es der Kaiser und sein Heer: der Kaiser, der als König von Preußen seine Existenz, seine Krone dafür

einsetzte, das Heer, welches unter einer intelligenten Führung, aber auch mit großen Leistungen, wie sie selten sind, sich schlug; diesen sind Sie Dank für die deutsche Einheit und das Deutsche Reich schuldig, mir in sehr geringem Maße, und auf das geringe Maß, was etwa vorhanden ist, verzichte ich. Nehmen Sie an, daß der böhmische Krieg mißlang, daß dieser zur Entscheidung der deutschen Verhältnisse, zur Durchhauung des gordischen Knotens, in dessen Verschlingung wir seit langen Jahrhunderten lagen, leider notwendige Bürgerkrieg für Preußen verloren ging, so war ja ganz klar, daß ich, wenn ich überhaupt nach diesem Vorfall lebendig meine Heimat wiedergesehen hätte, der allgemeine Sündenbock war, der Verbrecher, der das Vaterland leichtfertig ins Verderben geführt hatte, und alle die Ovationen — das habe ich mir beim Einzuge von 1866 gesagt —, wäre es anders gegangen, wären in ihr Gegenteil umgeschlagen. Es drückte sich einer meiner Kameraden auf dem Schlachtfeld so aus: „Die alten Weiber hätten Sie zu Hause mit Besenstielen totgeschlagen.“ Das Verdienst nehme ich also nicht an, ich hatte meine Existenz, meine Ehre und Zukunft, mein Gewissen, möchte ich sagen, eingesetzt gehabt für das Gelingen dessen, was gelungen ist. Ich hatte meinem Herrn denselben Rat erteilt, der zum Guten ausgeschlagen ist, auch wenn er nicht so ausschlug. Nehmen Sie an, woran ich viel unschuldiger war, der französische Krieg mißlang, wie rasch wäre gesagt: daran ist allein der leichtsinnige Kanzler schuld, dessen politische Verirrungen, dessen Ehrgeiz allein hat das Vaterland in das Verderben dieses unglücklichen Krieges gestürzt! das allgemeine Verdammungsurteil wäre sehr rasch gewesen, wie ja jetzt schon die jüngsten Wendungen er-

kennen lassen, dazu kenne ich die öffentliche Meinung genug.

Also mein Verdienst und meine Bemühungen waren in beiden Fällen, wenn diese Kriege gelangen oder mißlangen, ganz dieselben, und mißlangen sie, gewiß wäre ich dann dem allgemeinen Haß und der Verfolgung, vielleicht Schlimmerem, zum Opfer gefallen. Nun sind sie gelungen, meine Herren, das ist das Verdienst des Heeres, mir ist niemand Dank schuldig, und wer von mir behauptet, ich erwarte ihn, der verleumdet mich, — ich habe meine Pflicht gethan und weiter nichts! (Bravo! rechts.)

---

3. Fürst Bismarck und die Fraktionen; der Dank der Nation.

28. November 1881.

Nach der vorstehenden Rede des Reichskanzlers nahm der Abg. Lasker das Wort: „Wenn der Herr Reichskanzler vor der Nation einen Rückblick auf seine Vergangenheit wirft, Anklagen der schwersten Art gegen die Nation und gegen den Reichstag erhebt, so ist es unsre Pflicht, darauf eine offene Antwort zu geben. Der Herr Reichskanzler beklagt sich, oder vielmehr er erwähnt es nur, daß er für seine große Thätigkeit keinen genügenden Dank erhalten habe. (Fürst Bismarck: Im Gegenteil!) Dann muß mich meine Niederschrift und mein Gehör getäuscht haben, lassen Sie mich dann unabhängig hiervon und vielleicht im Sinne mit dem Herrn Reichskanzler übereinstimmend feststellen, daß ich keinen lebenden Staatsmann kenne und vielleicht auch in der Geschichte keinen andern Staatsmann weiß, der so mit der Dankbarkeit der Nation überhäuft worden ist, wie der Herr Reichskanzler. Aber was wir nicht können, meine Herren: unsre gewissenhafte Pflicht dürfen wir nicht einen Augenblick beiseite setzen, um dadurch dem Herrn Reichs-

kanzler größere Befriedigung zu bieten, sozusagen eine Partei „Bismarck sans phrase“ zu bilden. . . . Der Herr Reichskanzler hat sich beklagt, die ganze „Degeneration“ des Reichstages in nationaler Beziehung rühre von dem Parteihader, der Zersplitterung der Parteien und der Anreizung der Leidenschaften her. Sollte der Herr Reichskanzler nicht selbst einen Teil der Schuld davon tragen, daß Festigkeit nur bei denen geblieben zu sein scheint, welche ihm Opposition leisteten? Der Herr Reichskanzler selbst hat die positiv wirkenden Parteien, die seine Unterstützung bildeten, auseinander getrieben, in der Hoffnung, eine liberal-konservative Mehrheit zu bilden. Hat nicht der Reichskanzler den Bann der Reichsfeindlichkeit zuerst über die große Partei des Zentrums ausgesprochen, belegte er nicht eine andre große Partei im Reich mit dem Namen einer republikanischen? Wenn man einer solchen Methode sich befleißigt, darf man sich nicht wundern, daß alles, was positiv und fest zusammenhält, im Laufe der Zeit zerbröckelt. Und diese Taktik geht immer weiter. Dagegen wollen wir eine positive Gestaltung, eine *große liberale Partei*. Der Reichskanzler erklärt jede Opposition für antinational. Was die mannigfachen und komplizierten Bedürfnisse des inneren Staatslebens betrifft, so kann der Herr Reichskanzler die Ordnung dieser Verhältnisse nicht aus seiner Person allein schöpfen; *ein* Mann allein ist nicht imstande, die Bedürfnisse des Landes ganz zu entwickeln, und die beste Weise ihrer Befriedigung zu bestimmen. . . . Möge mir der Herr Reichskanzler ein offenes Wort nicht verübeln: Was die deutsche Nation an Macht braucht, was sie an Klugheit braucht, um die Gelegenheit zu benutzen und Günstiges daraus zu ziehen, ist bei dem Herrn Reichskanzler sehr wohl vertreten, aber die ungeheure Summe sittlicher Momente, welche eine Nation nicht entbehren kann, um zu der ganzen Höhe ihrer Fähigkeiten zu gelangen, die kann nicht aus *einem* Kopfe genommen werden, sondern die Vertreter der Nation in ihrer Gesamtheit sind berufen, ein Spiegelbild von den ethischen Ansprüchen des Volkes zu geben. . . . Der innere Friede ist geschädigt, und nicht mit genügenden Bürgschaften versehen. Seine Wiederherstellung erwarten wir dadurch, daß die positiv wirkenden Parteien, auch die liberale Partei in ihrer Gesamtheit diese Arbeit in ihre Hand nehmen. Sind Irrtümer gemacht, so müssen wir dieselben wieder gut machen, vor allem sind die Grundlagen

des ewig leitenden Rechts auch als Richtschnur für die Gesetze aufzusuchen.“ Der Reichskanzler Fürst Bismarck hielt hierauf folgende Rede:

Der Herr Vorredner hat unsrer Diskussion noch eine weitere Unterlage untergeschoben, als sie, glaube ich, durch meine Rede hatte, und mich dadurch genötigt, auf einige seiner Anführungen noch zu erwidern.

Er fing an mit dem Irrtum, den er, wie ich hoffe, eingesehen hat, als hätte ich mich über Mangel an Dank beklagt, der mir zu teil geworden wäre für die einfache Erfüllung meiner dienstlichen Pflicht, während ich im Gegenteil hier glaube in den unzweideutigsten Worten, die der Herr Vorredner überhört haben muß, erklärt zu haben, daß mir viel mehr Dank zu teil geworden ist, als ich beanspruchen konnte und als ich je erwartet, ja ich kann wohl sagen gewünscht habe; es hat darin eine gewisse Uebertreibung stattgefunden und man hat viele Verdienste, die anderswo lagen, bei mir gesucht und bei mir anerkannt; aber ich weiß nicht, was der Herr Vorredner unter dem Danke, der mir im reichen Maße zugeflossen sein sollte, überhaupt versteht. Wenn er darunter materielle Güter versteht, die ich der Huld Seiner Majestät des Kaisers verdanke — (oh! links) — gut, ich entnehme hieraus, daß das ausgenommen ist, was mir sehr angenehm ist. Wenn er darunter Ehrenbezeugungen versteht — ich habe in Blättern, die dem Herrn Vorredner nahe stehen, unter andrem angeführt gesehen, ich wäre „mit Ehren und mit Gütern“ überhäuft worden, — die „Kölnische Zeitung“ sagte das (hört! hört! links), man hätte „mir Statuen geschaffen“. Meine Herren, meine Ehre steht in niemandes Hand, als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene,

die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig (Bravo! rechts), und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigentum, ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon glaube verdient zu haben, und verzichte auf jede Zugabe. Was aber die „Statuen" anbelangt, so muß ich ihm doch sagen, daß ich für diese Art von Dank gar nicht empfänglich bin. Ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich beispielsweise in Köln wäre, mit welchem Gesicht ich an meiner Statue vorbeigehen sollte (Heiterkeit); ich erlebe das mitunter in Kissingen, es stört mich in Promenadenverhältnissen, wenn ich gewissermaßen fossil neben mir dastehe. Ich glaube, man könnte ebensoviel von Orden sprechen u. s. w.

Der Herr Vorredner hat ferner behauptet, ich könne nicht verlangen, daß die Herren von der Opposition mir „ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung" opfern sollten. Wer verlangt denn das von Ihnen? Umgekehrt, Sie verlangen es von mir. Wie ist denn unser Verhältnis? Ich mache Vorlagen, und Sie sind in der Berechtigung, sie abzulehnen. Anstatt sie einfach abzulehnen, machen Sie mir die heftigsten Vorwürfe darüber, daß ich diese Vorlagen mache. Ich kann doch nur Vorlagen nach meiner Ueberzeugung machen. Sie verlangen also von mir, ich soll meine Ueberzeugung verleugnen und mich in irgend welchen Fraktionsdienst begeben und ich solle meine Vorlagen so einrichten, wie sie bestimmten Fraktionen willkommen sind, — und schreien über Gewalt, über Kanzlerdiktatur und Absolutismus, Kanzlerabsolutismus, Ministerialdiktatur und was dergleichen mehr ist, während ich mich doch auf das verfassungsmäßige Recht, ich kann wohl sagen, die verfassungsmäßige Pflicht be-

schränke, Ihnen Vorlagen nach Ueberzeugung zu machen, und Ihr Recht, sie zu kritisieren, zu amendieren, abzulehnen, zu verwerfen, noch niemals in Zweifel gezogen habe. In diesen Uebertreibungen über unsre Zustände, in diesen Redensarten von Absolutismus, von allen diesen Worten, die sich ja einstellen, wo Begriffe fehlen (oho! links), wie Reaktion, Absolutismus, Hausmeier und dergleichen (Heiterkeit), da fehlt bloß noch die gewöhnliche Litanei dahinter: Junker und Pfaffen, Erbunterthänigkeit, Jagdfrohnden und was dergleichen mehr ist, kurz und gut, die ganzen fossilen Ueberreste der — ich möchte sagen — Liasformation, um mit Scheffels Gedichten zu sprechen, des deutschen Liberalismus und des deutschen Philistertums in kleinen Städten, alle die Ungeheuerlichkeiten, die denen als möglich vorschweben, die werden mir gleich auf den Leib geredet, wenn ich einfach nach meiner Ueberzeugung Vorlagen mache, mit der bescheidenen Bitte, sie in Erwägung zu ziehen und, wenn sie Ihnen gefallen, sie anzunehmen, wenn sie Ihnen nicht gefallen, sie abzulehnen, und wenn Sie glauben, daß sich daraus etwas machen läßt, sie zu amendieren. Meine Ueberzeugungen soll ich aufgeben Herrn Lasker zuliebe. Ich gebe die Tendenz zu Absolutismus, zu Vergewaltigung fremder, verfassungsmäßig berechtigter Ueberzeugungen dem Herrn Vorredner einfach zurück. Die liberalen Fraktionen, oder besser die freihändlerischen Fraktionen wollen mir einfach verbieten, nach meiner Ueberzeugung Vorlagen zu machen, sie wollen, ich soll mit meinen Vorlagen als Knecht in Parteidienste treten von irgend einer Fraktion. Sie sind alle meine lieben Freunde (Heiterkeit), sobald ich einen Pakt mit ihnen schließen will und meine Person und meinen Einfluß zur Verfügung einer Fraktion stelle. Sie

haben mich aber alle angefeindet bis aufs Blut, von den Konservativen bis zu den äußersten Liberalen, das Zentrum nicht ausgeschlossen, sobald ich ihnen den Willen nicht thue; ich habe mit allen Fraktionen in meinem Leben, wie ich glaube, in Vertretung der Einheit und des Fortschritts der deutschen Nationalentwicklung zu kämpfen gehabt und bis aufs Messer — kann ich wohl sagen. Es ist mir kein Vorwurf, der mich persönlich kränken oder politisch diskreditieren könnte, von irgend einer Fraktion erspart worden, mit der ich gerade im Kampfe gelebt habe. Der Herr Vorredner hat also auf das Publikum den Eindruck machen wollen, als übte ich irgend einen Gewissensdruck dadurch, daß ich hier Vorlagen machte — ist der Ton unsrer Vorlagen etwa drohend, vergewaltigend mit irgend welchen verfassungswidrigen Mitteln? Sind Sie nicht vollständig im Genusse Ihrer Rechte, Ihre Kommissionen zu wählen, zu prüfen, zu verwerfen? ja, im Genusse des deutschen Urrechts, von den Ministern so schlecht zu sprechen, wie Sie wollen bei der Gelegenheit? es werden Ihnen ja gar keine Schranken gezogen.

Der Herr Vorredner führt als ein Moment gegen meine Bestrebungen den Ausfall der Wahlen an. Ja, meine Herren, auch wenn die Wahlen wirklich eine liberale Majorität an die Sonne gefördert hätten, so könnte ich deshalb doch meine Ueberzeugung nicht ändern, ich könnte zurücktreten, ich könnte fragen, ob die Herren nun bereit seien sich mit Seiner Majestät dem Kaiser darüber zu einigen, und ihr Programm selbst durchzuführen, aber meine *Ueberzeugung* würde doch dieselbe bleiben, und Sie könnten in der That eine wirkliche große Majorität gewonnen haben, so würde ich dennoch, solange ich Reichs-

kanzler bin, es für meine Pflicht halten, Ihnen dieselben Vorlagen zu machen, die ich Ihnen in dieser Session gemacht habe im Namen des Kaisers oder machen werde, und Ihren Ausspruch darüber, Ihre Anschauung in Ruhe zu gewärtigen; aber zur Beruhigung meines Gewissens brauche ich immer die Quittung Ihrer Ablehnung, und die können Sie mir ja geben, ich werde nicht einmal böse darüber sein. Aber ich glaube, der Herr Vorredner überschätzt die Bedeutung der Wahlen — ich meine die letzten — in ihrer Tragweite, und ihm sind die Ergebnisse nicht in allen ihren Phasen genau bekannt, sonst würde er sich doch darüber nicht täuschen, daß, ganz abgesehen von dem zufälligen Gesamtresultat von mehr als hundert Stichwahlen, wobei eine Zwangslage für die Wählenden geschaffen ist — ganz abgesehen von dem zufälligen Resultat der definitiven Wahlen doch auch ein kleines Gewicht darauf zu legen ist: wie viel Wähler haben denn bei der ersten Wahl, wo die Ueberzeugungen völlig frei zum Ausdruck kamen, sich für die eine oder andre Richtung ausgesprochen? Der Vorredner hat gemeint, die wirtschaftlichen Vorlagen wären von „der Nation" — ich weiß nicht, was er damit meint, vielleicht die Meininger Wähler, die ihn gewählt haben, — wären von „der Nation" verurteilt worden. Liegt denn in irgend einer Wahl eines Zentrumsmitgliedes, eines Konservativen, eines Freikonservativen, ja selbst eines Nationalliberalen notwendig eine Verurteilung der *wirtschaftlichen* Stellung der Regierung? In dieser liegt der politische Schwerpunkt. Eine solche Verurteilung liegt nur in den sezessionistischen Wahlen, weil die Herren *dieser* Fraktion ja den Freihandel und alle Gegensätze der Reformen, die ich anstrebe, an die Spitze ihres Pro-

gramms gestellt haben. Wenn wir prüfen, wie viele Wähler haben sich am 27. Oktober für die eine oder andre Seite ausgesprochen, so kommen wir zu dem merkwürdigen Resultat, daß die einzige größere Fraktion, die überhaupt einen Zuwachs an Stimmen erhalten hat, die deutschkonservative ist (Heiterkeit links). — Ja, meine Herren, lachen Sie nachher; wer zuletzt lacht, lacht am besten; warten Sie nur noch ein wenig. Ich kann Ihnen hier eine vergleichende Uebersicht der Abstimmung vom 27. Oktober geben. Es gibt wahlberechtigte Wähler im Deutschen Reich 9 Millionen rund. Von denen haben 1878 gestimmt 5760000; im Jahre 1881 trotz der leidenschaftlichen Agitation 2/3 Million weniger; 666000 Wähler mehr als im Jahre 1878 haben sich der Wahl überhaupt enthalten, sie konnten also bei keiner Fraktion gezählt werden. Von den zur Vergleichung kommenden Parteien will ich zuerst die zahlreichste erwähnen, die große liberale Partei; sie hat im Jahre 1881 am 27. Oktober 54000 Stimmen weniger bekommen als 1878. Da sehen Sie die Stimme der „Nation“. Die Nation, wo es sich um Majoritäten handelt, entscheidet auch mit einer Mehrheit von 1 gegen 1000 Stimmen. Die große liberale Partei ist also um 54000 Stimmen zurückgegangen in der Schätzung der „Nation“. Nach den amtlichen Nachrichten haben für das, was früher Nationalliberale, Fortschrittspartei und liberale Gruppe hieß, im Jahre 1878 54000 Wähler mehr gestimmt, als im Jahre 1881 für die liberale Gesamtheit, die heutzutage gebildet wird aus der liberalen Gruppe, den Nationalliberalen, den Sezessionisten und dem Fortschritt. Es ist also hier das Resultat nur das, daß die Nation der liberalen Partei in Erinnerung gegeben hat, sie möge

sich weniger mit politischen und mehr mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigen, indem sie ihr 54000 Stimmen weniger gegeben hat als das vorige Mal. In Bezug auf die Gesamtheit der Konstellation machte dies keinen Eintrag, es hat nur eine Verschiebung innerhalb der großen liberalen Partei nach links stattgefunden.

Die Möglichkeit, eine konservativ-liberale Majorität zu bilden, die ich zu meinem Ruhme erstrebt habe, und welchen Bestrebens ich mich nicht schäme, wie der Herr Vorredner anzunehmen schien, hat sich wesentlich verringert, indem das Schwergewicht innerhalb der großen liberalen Partei zu weit nach links hin ausgeschlagen ist. Ich will auf die Wahlen und auf die Einflüsse, die hierbei stattgefunden haben, heut nicht eingehen; die werden ein andres Mal besprochen werden, das wird sich finden. Die „liberale Gruppe“ ist zurückgegangen von 156000 auf 153000 Stimmen in der ersten Abstimmung, also unbedeutend, die Nationalliberalen sind zurückgegangen von 1330000 auf 640000. Da liegt hauptsächlich der Umschlag. Die Sezessionisten, die sich aussonderten aus den Nationalliberalen, weil ihnen die Nationalliberalen vielleicht zu national und nicht liberal genug waren, die bilden ja einen Teil dieses Ausfalles, ein andrer Teil mag anders weggegangen sein. Die Sezessionisten haben bei den Wahlen im Jahre 1878 noch nicht existiert und haben diesmal 370000 Stimmen bekommen, die früher in den nationalliberalen Stimmen enthalten waren. Der Fortschritt hatte 385000 Stimmen und hat jetzt 653000, also mehr 268000 auf Kosten seiner liberalen Kollegen. Die liberale Gesamtpartei hat gehabt das eine Mal, wo allerdings kleine Zifferirrungen möglich sind in den Einern, aber nicht weiter, rund 1750000 Stimmen vor 3 Jahren

und dieses Jahr 1 664 000, sie sind also in ein niedrigeres Hunderttausend gekommen, und, meine Herren, ich möchte Sie bitten, die Liberalen, diese Stimme der Nation doch wohl zu beherzigen, die Ihnen ans Herz legt, in sich zu gehen und zu überlegen, ob der Weg, den Sie wandeln, der richtige sei. Sie haben diesmal trotz einer gewaltigen Agitation in der Gesamtheit an Stimmenzahl 54 000 verloren; Ihren Hauptgegnern, den Deutschkonservativen, sind 120 000 Stimmen zugewachsen, sie sind von 13 Prozent der Wähler im Jahre 1878 auf 17 Prozent Wähler im Jahre 1881 gekommen. Und das ist die Partei, die der Herr Vorredner belehren will, sie solle die Stimme der „Nation" ihrerseits beherzigen und von dem Weg ablassen, auf dem sie wandelt! Das Zentrum, so blühend seine Macht ist, hat auch von der einen Wahl zur andern einen Verlust von 142 000 Urwählern zu verzeichnen; die Polen, die 4 Stimmen mehr hier unter uns haben, als sie früher hatten, haben 15 000 Urwählerstimmen verloren, sie hatten 210 000 vor 3 Jahren und haben jetzt 194 000. Die Sozialdemokraten — und da möchte ich die Herren doch bitten, zu erwägen, ob nicht eine kleine Vermutung dafür spricht, daß einerseits das Sozialistengesetz, andrerseits das Entgegenkommen der Regierung, um denjenigen, die der Verführung, der sozialdemokratischen Aufwiegelung ausgesetzt sind, ihre Existenz zu erleichtern, ob die beiden Elemente nicht zusammen etwas dabei thätig gewesen sind, wenn die Sozialdemokraten von 437 000 auf 311 000 gekommen sind; sie haben also 125 000 Stimmen verloren und haben noch 311 000, sie haben also 5/12 dessen verloren, was sie jetzt noch haben, — doch ich will mich hier in Rechnungen nicht einlassen — sie haben jetzt 311 000 und haben verloren

125 000. Die Volkspartei ist eine wesentlich neue Einrichtung, sie hat 37 000 Stimmen gewonnen. Im übrigen aber sind die einzigen, die aus der Wahlschlacht mit dem gehobenen Gefühl ihrer Anerkennung durch die Nation hervorgegangen sind, die Deutschkonservativen. (Heiterkeit links.) — Ja, Sie lachen darüber, aber das sind sehr schlagende Wahrheiten, denn die Ziffern sind amtlich, sie liegen unantastbar vor, es haben in der That bei der jüngsten Wahl 120 000 Urwähler mehr für die Deutschkonservativen gestimmt als bei der Wahl von 1878, die Partei hat also einen eminenten Fortschritt gemacht. Die gesamten Liberalen haben einen zwar kleinen, aber immerhin einen Rückschritt gemacht, und Sie wissen, daß eine Majorität von 10 050 gegen 10 049 immer Majorität bleibt; die Liberalen aber sind um 54 000 Stimmenlängen in der letzten Wahl geschlagen. Das konstiert amtlich.

Das wollte ich auf die „Stimme der Nation" erwidern, mit solch pomphaften Redensarten muß man nicht zu freigebig sein, wenn man nur an der Spitze von einigen Tausend Meininger Wählern steht.

Der Herr Vorredner hat ferner verstanden, ich hätte behauptet, im Jahre 1867 hätte niemand wagen dürfen, mit einem solchen Widerstand gegen nationale Bestrebungen aufzutreten, wie ich es im vorigen Jahre hier in der Diskussion über die Vervollständigung der nationalen Zollpolitik gefunden habe. Das habe ich nicht gesagt, ich habe behauptet, man hätte es nicht gewagt, dieses „dürfen" ist eine kleine Verschärfung meiner Aeußerung, die ich nicht annehmen will. Die Hamburger Debatte im vorigen Jahre, — der Widerstand, den ich gegen die nationalen Zollbestrebungen, gegen die Zolleinheit im vorigen Jahre bei den Debatten gefunden habe mit den

Mitteln, die dabei angewandt sind, wäre 1867 nicht möglich gewesen, der wäre bei dem damals heiß brennenden nationalen Gefühl erstickt und beseitigt worden, das behaupte ich auch noch heute. Wir sind zurückgegangen, wir sind heruntergekommen und wissen, wenigstens viele von uns, selber nicht wie. Mir aber ist es klar, daß wir heruntergekommen sind; das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben.

Der Herr Vorredner hat ferner wiederholt die Andeutung eines andern Vorredners, als hätte ich eine „Pression" gegen Hamburg ausgeübt, als ob Hamburg mit Gewalt gemaßregelt wäre. Ja, welche Gewalt denn? Dergleichen Worte sind leicht lanciert, und man glaubt dann, daß irgend etwas Unrechtes passiert ist. Die Gewalt, die ich geübt habe, die ich pflichtmäßig geübt habe, besteht darin, daß ich dem Staate Hamburg erklärt habe: sobald ihr das nach unsrer ersten Abrede provisorische Abkommen als ein definitives behandeln wollt, dann müssen alle diejenigen Gutmütigkeitskonzessionen, die wir euch in der Rechnung gemacht haben, daß dies ein Provisorium sei, und daß ihr uns freiwillig und ehrlich mit dem Definitivum entgegenkommen würdet, um Art. 33 der Verfassung zur Wahrheit zu machen, die müssen dann in Wegfall kommen. Das ist auch noch heute meine Ueberzeugung, daß solche anomalen Einrichtungen, wie wir sie in Hamburg provisorisch getroffen haben, nicht bestehen können, sobald es sich um definitive Einrichtungen handle. Das Reich und der größte Staat im Reich, Preußen, können nicht die Verantwortlichkeit übernehmen, eine unvollkommene Ausführung der Verfassung durch ihre Konnivenz zu unterstützen, und wenn die Versagung

dieser Konnivenz oder der Fortsetzung dieser Konnivenz eine „Pression“ ist, dann bleibe ich stets bereit, sie zu üben. Ich erinnere nochmals daran, daß die Pressionen in den Jahren 1866 und 1867 ganz andrer Natur gewesen sind; wenn die geheimen Akten darüber mal zu Tage kommen würden, so würden Sie dies daneben eine sehr unschuldige Sache finden gegen das, was notwendig war, um die deutsche Einheit überhaupt zu schmieden. Zur Beseitigung dieser vorübergehenden Erleichterung des Uebergangszustandes ist das Reich vollkommen berechtigt, und ich protestiere gegen den Ausdruck „Pression“, gegen den Ausdruck „starke und schwache“. Ich thue auch in dieser Frage einfach meine Schuldigkeit als Reichskanzler, und die werde ich auch künftig nach vollen Kräften thun, um den Art. 33 zum Abschluß und zur Erfüllung zu bringen. Es ist mir eine Freude, dabei die Unterstützung der hamburgischen Regierung gefunden zu haben, die ihrerseits einsichtig genug ist, um den Vorteil und die Interessen ihres Staates richtig zu beurteilen, und deshalb sagte ich vorher, ich habe in der Förderung der deutschen Einheit in den letzten Jahren mehr Unterstützung bei den Regierungen als beim Reichstage gefunden. Vergegenwärtigen Sie sich nur den Kampf über Hamburg im vorigen Jahre hier; der hat mich eigentlich viel mehr entmutigt als die letzten Wahlen. Wenn ich sah, welche Leute und mit welchen Argumenten sich dagegen wehrten, daß eine ganz zweifellos nationale Einrichtung ihrer Vollendung entgegengeführt werde, so kann ich sagen, das war ein trauriger niederschlagender Eindruck, den ich aus diesen Reichstagsverhandlungen damals mitgenommen habe, wo die Fraktionslandsmannschaft weit über die deutsche Landsmannschaft ging.

Der Herr Vorredner hat geklagt über diplomatische Geheimnisse, er hat angenommen, daß das, was ich vorhin über die Hamburger Verhandlungen bei Einrichtung der Verfassung gesagt hätte, nicht öffentlich gemacht worden wäre, und der Herr Vorredner hat daraus, daß das nicht öffentlich wäre, eine Berechtigung geglaubt ableiten zu können, die Regierung ohne Sachkenntnis, ohne Kenntnis dieser Vorgänge angreifen zu können. Meine Herren, es ist das ein Prinzip, welches ich nicht zugeben kann; über Dinge, die man nicht weiß, soll man lieber schweigen, nicht aber sagen: hätte ich das gesagt, würde ich nicht so gesprochen haben. Es hat keine Geheimniskrämerei von unsrer Seite stattgefunden. Ich glaube mich vielmehr zu erinnern, daß ich dasselbe, was ich heute darüber sagte, und was Herr Lasker nicht kannte, schon einmal auf dieser Stelle gesagt habe, — ich meine, daß ich bei der vorjährigen Hamburger Debatte davon gesprochen habe und außer mir andre, auch 1867; ich glaube sogar, daß ich die Summen von sechs und zehn Millionen schon damals genannt habe, — ich werde Recherchen darüber anordnen; aber ein Geheimnis lag nicht vor. In vielen Recueils hätte der Herr Vorredner das lesen können: wenn er nicht genug liest, dann sollte er auch weniger reden. Es ist das kein Geheimnis gewesen.

Der Herr Vorredner hat mir vorgeworfen, daß ich die Fraktionen in ihrem soliden Bau zerstört hätte. Ja, ich habe jede Fraktion schon bekämpfen müssen, jede Fraktion, sobald ich mich ihrer Unterstützung bedient habe, hat bald die Neigung gehabt, die kaiserliche sowohl wie die königlich preußische Regierung in ihren Dienst zu nehmen. Die konservative Fraktion hat damit angefangen und hat mir die Bundesgenossenschaft aufgesagt, als ich ver-

langte, daß die Politik im Rate des Königs und nicht in der Fraktion gemacht werde. Mit der Zentrumsfraktion bin ich durch die historische Entwicklung, weniger durch meine Schuld, als die Herren annehmen, wesentlich durch die Polonisierungsversuche in unsern polnischen und schlesischen Landesteilen, in einen Kampf geraten, der an Bitterkeit nichts zu wünschen übrig läßt, der aber sofort besänftigt worden wäre, sobald ich mich erboten hätte, in den Dienst der Fraktion zu treten. Von seiten der nationalliberalen Fraktion habe ich wesentliche Unterstützung gehabt, bis die Herren fanden, ihres Unterstützens der Regierung wäre nun genug, sie wollten, ich sollte nun die Fraktion unterstützen. So drehte sich die Sache im Jahre 1878. Ich will diesen dolorem heute nicht erneuern, das führte uns zu weit in der späten Stunde, aber ich konstatiere nur vor dem Lande: nicht ich habe die nationalliberale Fraktion angegriffen, sondern sie hat mir das Bündnis aufgekündigt und hat mich erst dilatorisch, dann kühl, dann abwehrend und feindlich behandelt. Dabei ist es namentlich der Führer, der letzte Vorredner, der Herr Abgeordnete Lasker gewesen, der wesentlich meine Beziehungen zur nationalliberalen Partei untergraben hat durch die Art seiner Opposition, durch die Tragweite seiner Opposition, durch den Ton, den er öffentlich hier gegen mich anschlug — ich erlaubte mir damals den Ausdruck „abkanzeln“, den ich nicht wiederholen will, sondern nur als historische Reminiscenz, — und demnächst ist ein Blatt, was ich den Totengräber der Partei nenne, die „Nationalzeitung“, an der Entfremdung schuld. Ich habe schon einmal über den verderblichen Einfluß dieser Zeitung hier geklagt, aber bei den Herren, deren Interessen sie zu vertreten vorgab,

keinen Anklang damit gefunden. Der Bruch vollzog sich damals, als mir im preußischen Landtag die natürlichsten Dinge abgeschlagen wurden, die nachher andern mit Leichtigkeit bewilligt wurden, lediglich um auf mich einen Druck zu üben, damit ich mich fügen sollte; als man mir damals auch jeden Beistand bei der Neubildung des Ministeriums versagte und ein gewisses Fraktionsverbot ausgegangen war, mit mir in Verhandlungen zu treten (Heiterkeit); als man mir die erste sozialistische Vorlage ablehnte und als man, sobald die Wahlen eröffnet waren, aus Zorn über die Auflösung, mich feindlich angriff, wogegen ich mich natürlich wehrte. Die Herren sind darin noch gerade, wie alle Menschen sind: jedermann glaubt, sein Schlag sei erlaubt, aber daß der andre sich wehrt und wiederschlägt, gilt nicht. Ich bin nur defensiv verfahren gegen die nationalliberale Fraktion. (Heiterkeit.) Ich bin mit derselben in eine mir nicht erwünschte, von mir nicht erstrebte Stellung gekommen. Die Gefälligkeit, daß ich durch die Auflösung eine Rücksicht auf diejenigen Herren nahm, die gegen die erste Sozialistenvorlage gestimmt haben, ist unverstanden geblieben. Ich konnte dem Anstandsgefühl nicht zumuten, daß dieselben Herren, ohne durch die Läuterung einer Neuwahl gegangen zu sein, nun wenige Monate später gerade das Gegenteil von ihrer Abstimmung bethätigen sollten, nachdem inzwischen nur der Unterschied vorlag, daß von zwei Mördern der zweite Erfolg gehabt hatte und der erste nicht. Ich konnte doch nicht glauben, daß dieser rein äußerliche Erfolg die Ueberzeugung der abstimmenden Herren hätte ändern können. Ich mußte annehmen, daß die Ueberzeugung in der Erkenntnis unsrer Situation, wie sie sich bei der Hödelschen Vorlage ausgesprochen hatte, den

Herren überhaupt und bleibend eigentümlich war. Es war von meiner Seite ein Entgegenkommen, für das ich Dank verdient hätte, wenn ich ihnen Gelegenheit gab, geänderte Ansichten durch die Neuwahl und die Meinung der Wähler zu motivieren. Ich habe das schon damals in den Konseilsitzungen ausgesprochen, daß ich den Herren Gelegenheit gab, sich durch das Bad einer Neuwahl die Möglichkeit des Wechsels ihrer Ansicht anzuschaffen, — das liegt in den Akten vor. Ich habe damals erklärt, es sei eine Zumutung, die man den Herren nicht machen kann, daß sie, ohne daß sie ihre Wähler befragen konnten, nun das Gegenteil von dem votieren sollen, was sie bei der Hödelschen Vorlage mit großer Majorität votiert hatten; — es war eine Minorität von nur 75 damals, die für die Annahme des Sozialistengesetzes stimmte. — Für diese Gefälligkeit, die ich hatte, Ihnen das Geschäft der Zustimmung zu erleichtern, habe ich allerdings wenig Dank gefunden.

Wenn ich mit dem Fraktionswesen im Kampf gewesen bin, dann ist es immer in Vertretung des Reichs gegen die Fraktionen, des nationalen Patriotismus gegen den Fraktionspartikularismus gewesen. Nach meiner Ueberzeugung — Sie mögen ja eine andre haben — sucht jeder bisher die Nation nur in seiner Fraktion und hat die Ueberzeugung, daß die Nation nur von seiner Fraktion gut regiert werden würde. Dabei hat aber keine Fraktion die Möglichkeit, eine Majorität zu bilden, auch keine hat hinreichende Bundesgenossen, mit denen sie ein positives Programm aufstellen könnte. Es wäre unter solchen Umständen jede patriotische Rücksicht dafür sprechend, daß Sie den Besitzstand des Reichs, für den Sie keinen Ersatz bieten können, einstweilen respektieren

und nicht in der Weise, wie es in der Presse, in Wahlen und Wahlprogrammen geschehen ist, versuchen, mich persönlich zu diskreditieren in meiner Stellung und dieselbe zu untergraben und mir zu verleiden.

Wenn ich vorhin sagte, ich mache auf Dank keinen Anspruch, so habe ich damit doch nicht sagen wollen, daß ich nicht ein gewisses Wohlwollen in der deutschen Nation erwartet hätte, eine nachsichtige und wohlwollende Beurteilung; auch die Statue, die mir in Köln gesetzt ist, hatte mir durch den Ausdruck des Wohlwollens, der darin lag, einen angenehmen Eindruck gemacht. Nachdem mir aber dieses Wohlwollen in Wegfall gekommen, und vielmehr diese Leistung mir vorgehalten worden ist als eine Quittung dafür, daß ich meinen Dank weg hätte, da hat eine Statue für mich auch keinen Wert mehr, und ich würde kein gutes Wort geben, um deren Abbruch zu widersprechen. Und so geht es auch mit den Eindrücken, die ich von den Wahlen gehabt habe — nicht das Ergebnis der Wahlen hat mich entmutigt, denn auf dergleichen war ich gefaßt. Es war ja für mich ein außerordentlich günstiges (Heiterkeit), daß die Leute, die mich unterstützen, um 120 000 Stimmen zunahmen, und diejenigen, die teils entschieden, teils ab und zu mich bekämpfen, um 54 000 Stimmen abnahmen; mehr kann man in dieser schlechten Zeit wohl nicht verlangen, und nicht das ist es, was mich schmerzt. Aber die Art von bitterer Bosheit, von Geifer, Gift und Galle, die über mich ausgeschüttet ist in den Wahlprogrammen und Wahlreden, das hat mir einen verletzenden und, ich darf wohl sagen, niederschlagenden Eindruck gemacht. Ich bin auf so viele verleumderische Hetzereien meiner Person gegenüber nicht gefaßt gewesen, wie sie ausgesprochen worden

sind, und zwar nicht bloß von Leuten niederen Bildungsgrades, sondern von solchen, die hoch in der Bildung und auf andern Gebieten hoch in Ansehen stehen und die mich verleumden, als ob ich dem Absolutismus zustrebte, und die mir Verfassungsbruch — also Lügen, Heuchelei — öffentlich vorwerfen, recht gebildete Leute, die über eine zweitausendjährige Vergangenheit ein historisches Urteil sich beilegen, was doch einigermaßen an Glaubwürdigkeit verliert, wenn man sieht, wie sie blind für die Erscheinungen der Gegenwart sind.

Der Herr Abgeordnete Lasker hat also meine Thätigkeit auf dem auswärtigen Gebiet auch anerkannt, hat mir aber die Befähigung auf dem Gebiet der inneren Politik gänzlich abgesprochen und hat seine Befriedigung darüber geäußert, daß ich ja bereit wäre, mich auf das Altenteil des Auswärtigen zurückzuziehen. Ich möchte doch bitten, darüber nicht mit so voller Sicherheit schon einen Schluß zu ziehen (Heiterkeit); — ich warte ab, wie sich die Abstimmungen bei uns gestalten werden, denn auf bloße Wahlprogramme und Wahllisten hin kann ich keine definitive Entschließung fassen und dem Kaiser die Unterlage für solche machen. Ich muß abwarten, wie sich die Abstimmungen hier gestalten, dann erst werde ich mich über die Zukunft äußern können. Aber ich möchte doch wissen, warum mir der Herr Abgeordnete jedes Urteil über innere Politik abspricht. Er hat gesagt, ein Mann kann nicht alles beurteilen. Ja, das möchte ich ihm zurückgeben; es giebt keine Sache, über die wir nicht sichere und kompetente Urteile von dem Abgeordneten Lasker hier schon gehört hätten. Sollte ich nicht das auch können, was der Herr Abgeordnete Lasker kann? Ich halte mich nicht für begabter als den Durchschnitt der Menschen,

aber auch nicht für unbegabter. Ich glaube, was eure Alba können, das kann auch Karl, nicht mehr. Der Herr Abgeordnete möge mir die Vergleichung seiner mit Alba verzeihen; allein er glaubt alles beherrschen zu können, er giebt hier ein sicheres Urteil als Abgeordneter über jede Frage, innere und äußere; seine Reden sind schneidig und vernichtend für den andersdenkenden Gegner, er hat ein Urteil über alle inneren Angelegenheiten und auch noch dazu auf einem Gebiete, auf dem ich mir niemals angemaßt habe mitzureden, auf dem juristischen Gebiet, — sein umfassender Geist stellt damit den meinigen in Schatten; ich aber bin seit 20 Jahren als Ministerpräsident und Kanzler genötigt, mich mit allen inneren Fragen zu beschäftigen, meine Unterschrift dazu zu geben und sie also, soviel ich Zeit hatte, zu prüfen; da möchte ich ihn doch um die Nachsicht bitten, daß auch meine gegen die seinige weit zurückstehende und von Hause aus geringer veranschlagte Befähigung durch diese zwanzigjährige Schulung und Disziplin eine gewisse Gewohnheit des Urteils über diese Dinge erlangt hat, und daß ich sein Verdikt über meine Unfähigkeit, mit der ich geboren bin, ja vollständig annehme, aber doch durch mein Amt ein Menschenalter hindurch gezwungen gewesen bin, mich mit manchen Dingen auch im Innern vertraut zu machen; ich habe manches gehört, ich lese mit Nutzen (Heiterkeit), — kurz ich habe mich gezwungenerweise etwas vorgebildet, auch für die Beschäftigung mit der inneren Politik; ich bin auch durch meine Vergangenheit in der Lage gewesen, Landwirtschaft und Fabriken zu betreiben, ich habe die Welt von sehr vielen verschiedenen Seiten sehen können, von oben und aus der ländlichen Einsamkeit her, der Herr Abgeordnete kennt sie nur aus der Studierstube,

und ich möchte bitten, daß er mir gestattet, auch wenn ich zu weiter nichts brauchbar bin, doch der Anwalt des praktischen Lebens bei ihm zu sein. Grau, möchte ich ihm sagen, ist die Theorie, und grün allein des Lebens goldner Baum, unter dem ich meine Erfahrungen gesammelt habe. Außerdem kann niemand über sein Vermögen und seine Kräfte hinaus; wenn ich unzulänglich bin, so schaffen Sie mir meinen Abschied, aber „in Gnaden", vom Kaiser, dann lasse ich Sie Ihre ganze innere Politik selbst besorgen. Es handelt sich bei uns nur um Meliorationen, um keinen notwendigen Zwang der Aenderung. Die Meliorationen, die ich vorschlage, wenn Sie sie nicht wollen, wenn Sie keine Vollendung unsres Zollsystems wollen, wenn Sie keine Verbesserung der Armenpflege wollen, keine Erleichterung von Gemeindelasten und von direkten Abgaben, wenn Sie die Zölle abschaffen wollen und dafür die Klassensteuern verdoppeln und verdreifachen, so thun Sie es doch, ich werde sie hoffentlich bezahlen können und ich werde den status quo aushalten, ich mag Minister sein oder nicht Minister sein. Wenn Sie unsre Vorlagen ablehnen, so werden die Meliorationen, die die Reichsregierung nach dem Willen Seiner Majestät des Kaisers anstrebt, unterbleiben müssen; dabei ist von Tyrannei und Absolutismus nicht die Rede; aber die Verantwortung dafür, daß diese Meliorationen unterbleiben, weise ich von mir ab, und meine ganze öffentliche Thätigkeit wird dahin gerichtet sein, die Verantwortlichkeit dahin abzulenken, wohin sie gehört. (Bravo! rechts.)

Der Abgeordnete Lasker erwiderte in persönlicher Bemerkung: „Der Herr Reichskanzler hat unter Bezugnahme auf die Kölnische Zeitung, welche mir ‚nahe stehe', wie er sich ausdrückte, an-

genommen, ich hätte mir einen Ausdruck der Kölnischen Zeitung aneignen wollen, daß die Nation an Gütern und Ehren den Reichskanzler reich bedacht habe. Ich erkläre zunächst, daß ich in keiner Beziehung zur Kölnischen Zeitung stehe, und wenn der Herr Reichskanzler die politischen Verhältnisse genau kennte, würde er wissen, daß die Kölnische Zeitung vermutlich ihm viel näher steht als mir. Und sachlich wäre ich nicht imstande, jenen Satz mir anzueignen; es würde meinem Gefühl nicht entsprochen haben, an derartiges zu denken, als ich vom Danke der Nation sprach. Alsdann hat der Herr Reichskanzler in längerer Ausführung sich dagegen gewandt, daß ich ihm in Angelegenheiten der inneren Politik jedes Urteil abgesprochen hätte, und hieran anknüpfend hat der Herr Reichskanzler in humoristischer Weise seine Ueberlegenheit dargestellt. Ich habe weder jene Worte gebraucht, noch den untergelegten Sinn mit meinen Worten verbinden wollen."

Der Gesetzentwurf über den Hamburgischen Zollanschluß wurde zunächst an eine Kommission von 21 Mitgliedern verwiesen.

---

4. Ueber Wahlstatistik und Parteiverhältnisse.

29. November 1881.

In der 5. Reichstagssitzung am 29. November wandte sich bei der Beratung des Etats für das Reichsamt des Innern der deutschfreisinnige Abgeordnete Rickert gegen die Aeußerungen des Reichskanzlers (vgl. die vorige Rede) zur Wahlstatistik, welche das wunderbare Ergebnis habe, daß die einzigen, die aus der Wahlschlacht siegreich hervorgegangen, und zwar, wie der Herr Reichskanzler sagte, „mit dem gehobenen Gefühl der Anerkennung durch die Nation", die Deutschkonservativen seien. Er, der Abgeordnete Rickert, bestreite nun die Authenticität der vom Reichsanzeiger und der offiziösen Presse gegebenen Wahlzahlen, welche vielmehr manche Unrichtigkeiten aufwiesen. Unter andern hätten die sogenannten Sezessionisten nicht 370000, sondern 430000 bis 450000 Stimmen erhalten. „Beiläufig gesagt, wäre es gut, wenn dieser uns gegebene Spottname keinen Eingang in die Akten des Reichstages fände; wir sind liberale Männer, und heißen in den Akten des

Reichstages Mitglieder der liberalen Vereinigung. Ich möchte wohl, daß dieser vom Volke wenig verstandene Name nicht auch in unsre Diskussionen geworfen werde, und würde mir daher die höfliche Bitte erlauben, daß für uns hier wenigstens dieser Spottname nicht gelte." Während dieser Rede war der Reichskanzler in den Saal getreten und hatte seinen Platz am Tische des Bundesrats neben dem Staatssekretär v. Bötticher eingenommen. Der letztere führte darauf zunächst aus, daß die amtlich mitgeteilten Wahlzahlen des Reichsanzeigers auf Grund der Berechnungen des statistischen Amtes erfolgten; die Parteibezeichnung „Sezessionist" sei in verschiedenen Publikationen von den Parteifreunden des Abgeordneten Rickert selbst angewendet worden. Hierauf nahm Fürst Bismarck das Wort:

Ich erlaube mir die Aeußerung meines Herrn Nachbarn noch in einem Punkte zu vervollständigen, in Anknüpfung an die wenigen Worte, die ich von der Aeußerung des Herrn Vorredners gehört habe. Derselbe zog die Authenticität des Reichsanzeigers in Zweifel. Das mag dahingestellt sein. Es handelt sich hier nicht um die, sondern, wie wir soeben gehört, um die Authenticität der Angaben der Wahlkommissarien, resp. des statistischen Bureaus. Er behauptete, daß die Partei, für welche er den Namen „Sezessionisten" perhorresziert — ich habe aber nicht genau vernommen, wie die Herren eigentlich künftig genannt zu werden wünschen, ich bin gerne bereit, jeden Namen zu gebrauchen, — also er behauptet, daß seine Fraktion seinen Nachrichten zufolge über 400000 Stimmen gehabt hätte und nicht 370000. Meine Herren, ich bitte doch sich zu erinnern, daß ich gestern einmal gesagt habe: in Bezug auf die Details bis in die Einer hinein kann ich nicht einstehen, — ich habe runde Summen überhaupt gegeben; aber daß ich außerdem ausdrücklich bevorwortet habe die Wahlen vom 27. Oktober. Es haben hundert Stichwahlen stattgefunden. In den

Stichwahlen befindet sich aber der Wähler in einer Zwangslage, er kann nicht frei für den Mann seiner Wahl stimmen, er ist genötigt, für einen von zweien zu stimmen, von denen ihm der eine weniger als der andre unlieb ist, aber vielleicht beide unlieb. Die Stichwahlen fälschen deshalb das ursprüngliche Bild der Stimmung der Gesamtheit der Wähler; ein solches kann nur entnommen werden aus der Wahl, die am 27. Oktober stattgefunden hat, und über die lautet die amtliche Ziffer, welche auf die Herren von der Partei des Herrn Redners gefallen ist, 370000. Sie ist nachher durch die Notlage der Wähler in den Stichwahlen auf 420000 gewachsen. Auch diese Statistik habe ich hier vollständig. Das ist aber etwas ganz andres, da haben eine Menge vielleicht für die Sezessionisten gestimmt, weil diese Partei ihnen noch vorzuziehen schien im Vergleich zu der andern, für die allein sie die Wahl hatten, aber durchaus nicht, weil sie von Hause aus dieser — freihändlerischen Partei, wie ich sie nach meiner Auffassung einmal nennen will, zugethan waren und für dieselbe gestimmt haben würden, wenn sie freie Wahl gehabt hätten.

Ich möchte Sie bitten, solche amtliche Angaben nicht so ohne weiteres anzuzweifeln und als der Verifikation bedürftig hinzustellen. Sie haben es mir im vorigen Jahre hier und in der Presse vorgeworfen, wenn ich die Amtsführung in verschiedenen Städteverwaltungen kritisiert und angezweifelt habe; aber von Ihnen werden doch auch die amtlichen Wahlkommissäre, die ihrerseits amtliche Berichte erstattet haben, so hingestellt, als ob ihre Nachrichten an und für sich verdächtig wären und nicht so ohne weiteres angenommen werden könnten, als ob das statistische Bureau eine politische Tendenz hätte, die

bei der Reichsstatistik nie vorgekommen ist, — bei andern Statistiken mag dies allerdings der Fall gewesen sein. (Hört, hört! links.) In die Reichsstatistik hat sich diese Neigung nie eingeschlichen, und ich bitte daher, bis auf weitere Feststellungen diese Angaben als amtliche anzunehmen und die amtlichen Leistungen bei der Reichsbehörde nicht in dieser Weise in Zweifel zu ziehen, ohne weitere Unterlagen dafür zu haben, als die Verdrießlichkeit über die Resultate. (Heiterkeit.)

---

5. „Der Herr Ministerpräsident hat gesagt“; Fortschrittspartei — Hemmschuhpartei.

29. November 1881.

Der Abgeordnete Rickert bemerkt nach der vorstehenden Rede u. a.: „Der Herr Ministerpräsident beliebte uns mit einem andern Ausdruck zu bezeichnen: Die freihändlerische Partei — ich für meine Person lehne diesen Ausdruck gar nicht ab; es hat eine Zeit gegeben, in welcher der Herr Ministerpräsident als Vorkämpfer für unsre Freihandelspolitik mit Herrn von Minnigerode zusammen eingetreten ist, und wir sind nicht in der Lage gewesen, unsre Meinungen und Ueberzeugungen so schnell zu ändern. Wenn die Bitte, welche wir an Sie gerichtet haben, von dem Ausdruck „Sezessionisten“ Abstand zu nehmen, keinen Anklang findet — wir heißen im offiziellen Verzeichnis des Reichstages „liberale Vereinigung“ — so ist das Ihre Sache, ob Sie dieselbe erfüllen wollen oder nicht. Ich habe für jetzt nur noch den Wunsch, daß es uns ermöglicht werde, durch unser Bureau eine Unterlage für die Wahlstatistik zu schaffen, wie das preußische Abgeordnetenhaus es sich nicht hat nehmen lassen, eine solche durch sein Bureau aufstellen zu lassen. Ich habe kein Mißtrauen gegen die amtliche Statistik, sondern wünsche nur, daß uns die Möglichkeit der amtlichen Kontrole gegeben

werde, und nehme an, daß es dem Herrn Reichskanzler nicht beikommen werde, uns diese Kontrole zu versagen." Der Reichskanzler:

Ich kann nur die Versicherung wiederholen, daß dieses Material dem Reichstag vorgelegt werden und alles darüber mitgeteilt werden wird, was wir haben. Ich ergreife nur nochmals das Wort, um den Herrn Vorredner und den Reichstag darauf aufmerksam zu machen, daß selbst diese kurze inzidentelle Debatte nicht vorübergehen kann, ohne daß sie benutzt wird, um gegen mich persönlich (Lachen und Widerspruch links) und gegen meinen politischen Charakter Insinuationen zu richten. Sie haben eben gehört, der Herr Vorredner hat mir vorgehalten, er gehöre im Vergleich mit mir nicht zu den Leuten, die ihre Ueberzeugung rasch wechseln. Er hat gesagt, ich sei früher Freihändler gewesen; er macht mir den Vorwurf, daß ich meine Ueberzeugung mit leichtfertiger Schnelligkeit wechselte, — ist das etwa kein persönlicher Vorwurf? weshalb also diese unartikulierten Töne, mit denen Sie meine Beschwerden darüber soeben begrüßten? Der Vorwurf ist höchst persönlich und sachlich vollständig überflüssig. Es kommt nicht darauf an, was für eine Sorte Mensch ich bin, ob ich leichtfertig oder zuverlässig bin, es kommt darauf an, ob meine Vorlagen gute und richtige sind; die haben Sie zu prüfen. Ich muß aber seit zwanzig Jahren immer hören: „der Herr Ministerpräsident hat gesagt". — Nun, mag er Unsinn geredet haben, es fragt sich immer nur, ob seine Vorlage gut ist; sachliche Diskussion ist beinahe nie gewesen. Es ist immer bei der Kritik meiner Person verblieben, bei dem Versuch, mich in Widerspruch zu bringen mit meiner Vergangenheit. Ich könnte dem Herrn

Vorredner darauf antworten: delicta juventutis meae ne memineris! denn es ist schon lange her. Aber ich will lieber wiederholen, — was ich in Bezug auf diesen Punkt schon öfter gesagt habe, und was damit endlich abgethan sein könnte, so daß ich bitten darf, doch der Versuchung zu widerstehen, die Debatte immer wieder auf das persönliche Gebiet zu lenken und an mir selbst herumzumäkeln und herumzunörgeln. Ich habe schon gestern wiederholt, ich habe schon oft gesagt: ich bin die ersten fünfzehn Jahre meiner ministeriellen Thätigkeit von der auswärtigen Politik absorbiert gewesen und habe es gar nicht für meinen Beruf gehalten, mich um die innere Politik des Reichs wesentlich zu bekümmern, auch nicht die Zeit dazu gehabt, ich habe angenommen, daß das Innere in guten Händen wäre. Nachher bin ich, da mir die Hände, die ich für gut hielt, abhanden kamen, genötigt gewesen, mir die Sache selbst anzusehen und habe gefunden, daß, wenn ich bis dahin in verba magistri geschworen hatte, die thatsächlichen Resultate den Voraussetzungen nicht entsprechen, die unsrer Gesetzgebung zu Grunde gelegen hatten. Ich habe den Eindruck gehabt, daß wir unter dem seit 1865 eingeführten Freihandelsystem der Auszehrung verfielen (sehr richtig! rechts), die durch den Blutzufluß der Fünfmilliardenkontribution einige Zeit aufgehalten wurde, und daß es notwendig sei, hier eine Remedur eintreten zu lassen. Meine Herren, ich will Ihnen wünschen — Sie werden vielleicht einmal eine fortschrittliche Regierung haben, — daß Sie dann Staatsmänner finden, die nie mit sich selbst in Widerspruch getreten sind, auch wenn Sie zwanzig Jahre weit zurückgreifen, und die mit einer übermenschlichen Sicherheit und Weisheit von Haus aus vor zwanzig Jahren schon

erkannt haben, wie sie nach zwanzig Jahren über die Dinge, wie sie dann liegen, denken würden. Das würden aber eben Leute sein, die mit ihrer Zeit nicht fortgeschritten sind, die aus ihrer Zeit nichts gelernt haben, (sehr richtig! rechts) wie ich überhaupt den Eindruck habe, daß die Fortschrittspartei — und die ihr nahe verwandte, für die ich immer die richtige Bezeichnung vergesse — ihren Namen des Fortschritts mit Unrecht trägt; die Reichspolitik schreitet fort, geht mit ihrer Zeit; die Fortschrittspartei würde eher den Namen Hemmschuhpartei verdienen (Heiterkeit), sie negiert, was die Regierung bringt, und bringt ihrerseits nichts, weil sie nichts weiß. (Bravo! rechts.)

---

6. Weitere Bemerkungen zu den Wahlen.

29. November 1881.

Der Abgeordnete Richter (Hagen) bezeichnete die letzten Worte des Reichskanzlers als „so allgemeine Redensarten", die vielleicht vor den Wahlen einen gewissen Zweck gehabt haben möchten, auf welche aber nach denselben zu antworten eigentlich überflüssig wäre. Der Reichskanzler zuerst habe die Worte „Freihandel" und „freihändlerisch" in diese Frage hineinpointiert und dadurch die Aufmerksamkeit auf allgemeine Gesichtspunkte hingeleitet. . . . Er selbst, der Kanzler, gibt zu, sich früher nicht eingehend mit der wirtschaftlichen Frage beschäftigt zu haben. Hat er erst nach 1875 mit dem Studium derselben begonnen? (Fürst Bismarck: Ja!) Dann beweist gerade die rasche auffallende Wandlung der Ansichten, daß auch der Herr Reichskanzler einem Wechsel derselben unterworfen ist. Vielleicht ist es daher nicht vergeblich, von dem jetzt gut informierten an den in Zukunft noch besser zu informierenden Reichskanzler zu appellieren. . . ." Was die Sache selbst betreffe, so seien die Schlüsse, welche der Reichskanzler namentlich zu Gunsten der Deutschkonservativen aus den Wahlen ge-

zogen habe, falsch. Denn er begehe den großen Irrtum, diejenigen Stimmen, etwa 30000—40000, welche das Zentrum gutmütigerweise in einigen Wahlkreisen den Deutschkonservativen zugewendet habe, nun den letzteren als direkten Zuwachs anzurechnen. Es komme das aber, wie gesagt, nur von der Gutmütigkeit der Zentrumspartei, die beschlossen habe, in für sich selbst aussichtslosen Wahlkreisen von der Aufstellung eigener Kandidaturen Abstand zu nehmen. Der Hauptfehler in der Rechnung des Reichskanzlers liege darin, daß er seiner besten Truppe, der Freikonservativen, der Reichspartei, gar nicht gedacht habe. (Dieselbe hatte im ersten Wahlgange von 49 Wahlsitzen 24 verloren.) Die beiden konservativen Parteien aber seien so verwandt miteinander, daß sie sich in ihrer politischen Stellung dem Reichskanzler gegenüber nur unterschieden, wie Füsiliere und Musketiere in Bezug auf das Lederzeug. Was aber würde man sagen, wenn sich ein General nach einer Schlacht freue, daß er bei den Füsilieren wenig Verlust gehabt habe, während doch die Musketiere beinahe aufgerieben seien? Der Redner bat schließlich den Herrn Reichskanzler zur Vervollständigung seiner gestrigen Mitteilungen um Angabe der „Verlustlisten“ für die freikonservative Partei. Auf diese unverkennbar spöttische Anzapfung erwiderte der Reichskanzler:

Ich möchte zuvörderst, um auf meine Beschwerde von vorher zurückzukommen, an den Reichstag appellieren, ob in der eben gehörten Rede vom Anfang bis zum Ende — mit Ausnahme des Schlusses allenfalls — etwas andres als eine Kritik meiner Person und ausdrückliche Absehung von dem Sachlichen, von dem wir reden, vorhanden war. Ich weiß wirklich gar nicht, wovon Sie reden werden, wenn ich plötzlich in einer Versenkung verschwinde. (Heiterkeit.) Dann bietet die Diskussion kein Objektiv; der Kugelfang, zu dem ich gewissermaßen diene, an dem jeder seine üble Laune ablagert in persönlicher Kritik gegen mich, fällt dann fort, und die Herren werden dann genötigt sein, aufeinander Feuer zu geben, wenn niemand mehr zwischen ihnen steht, während sie

sich jetzt an die Person des Reichskanzlers halten dafür, daß er nicht gerade bei der Fraktion des Redners Dienste nimmt. Die Vertretung sachlicher Vorlagen, die sachliche Vertretung der eignen Ansichten, der eignen Pläne, der eignen Ziele, kommt dabei ganz zu kurz. Man hat über die positiven Ziele, zu denen die Fortschrittspartei schließlich hinauskommen will bei dieser Art zu verfahren, niemals etwas erfahren; sie hat von Hause aus, wie es scheint, über keine Sache eine feste positive Meinung, über kein Ziel, das sie verfolgt, sondern sie bildet sich eine Meinung erst im Widerspruch gegen die der Regierung, — es ist immer die entgegengesetzte; wenn die Regierung ihre Meinung verschweigt, dann werden die Herren in einiger Verlegenheit sein, was für eine Meinung sie ihrerseits haben. Ich will nur konstatieren, daß auch diese Rede wieder vom Anfang bis zum Ende sich mit meiner Person und nicht mit der Sache beschäftigt, und werde Gelegenheit nehmen, das noch öfter zu konstatieren, wo ich es wieder finde, daß die Aufgabe der Redner hier darin besteht, bloß weiter zu verfahren auf der Basis, die mir seit achtzehn Jahren in der Stimme des Herrn Professor Virchow vor den Ohren gegenwärtig ist: „Der Herr Ministerpräsident hat gesagt!“ Darauf basiert dann die ganze Rede. Nun gut! Sie werden unter Umständen einen Ministerpräsidenten oder einen Reichskanzler haben, der gar nichts sagt, und das wird vielleicht günstig sein, damit Sie sich weniger mit der Person beschäftigen.

Ich habe ausdrücklich gesagt: fünfzehn Jahre hat mich die auswärtige Politik absorbiert; die Ziffer des Jahres 1877, die ich genannt habe, habe ich aus Gründen, die mir bekannt sind, ausdrücklich als eine entscheidende, einen Abschnitt bildende betrachtet für meine

diplomatischen Aufgaben, aber zugleich als eine solche, wo mir die Not des Landes, das Ausblasen aller Hochöfen, das Zurückgehen des Lebensstandes, der Industrie, der Arbeiter, das Darniederlegen aller Geschäfte äußerlich so nahe trat, daß ich mich um diese Dinge bekümmern mußte. Wenn der Herr Vorredner meint, daß ich seit der Zeit, also in vier Jahren, darüber nicht so sehr viel gelernt haben könnte, so muß ich ja in meiner Bescheidenheit das zugeben, ihm gegenüber ebenso gut wie gestern dem Herrn Abgeordneten Lasker gegenüber, daß ich nicht die angeborene Sicherheit habe, alles von Hause aus zu wissen; aber mit vierjähriger ehrlicher Arbeit kann man, wenn man an der Spitze der Geschäfte steht, sich immer einige zutreffende Ansichten bilden, namentlich wenn man vorher fast lebenslang auch in der Mitte des praktischen Lebens gestanden hat, was von den Herren nicht gesagt werden kann, deren Lebensaufgabe es ist, ihre Meinung in Schrift und in der Presse und auf der Tribüne zwar zu vertreten, aber sie nicht dadurch zu berichtigen, daß sie selbst im Volke leben, — ich verstehe darunter, daß sie selbst produzierend mitwirken, daß sie die Leiden und Freuden des arbeitenden und produzierenden Volkes an sich selbst mitempfunden haben, — dabei erkennt man mehr als aus der bloßen Büchergelehrsamkeit, was dem Volke fehlt.

Der Herr Vorredner hat ferner den Wunsch ausgesprochen, die Wahlziffer der Freikonservativen zu kennen. Ich werde diesen Wunsch sofort erfüllen, berichtige aber doch zuerst die Tendenz meiner ganzen gestrigen Aeußerung, daß die Deutschkonservativen gewonnen haben. Das war ja nur eine beiläufige Bemerkung von mir, meine Hauptabsicht war nur, dem Selbstgefühl, welches

bei den Liberalen den Ausdruck fand in der Rede des Herrn Abgeordneten Lasker: wir sprechen hier im Namen der Nation, wir vertreten die Nation, wir wissen, was die Nation will, ihr übrigen habt also stille zu sein, die Nation will dies und das — einen kleinen Dämpfer aufzusetzen, indem ich den Liberalen nachwies, daß sie 54000 Stimmen verloren haben. Das werden auch die amtlichen Untersuchungen bestätigen in der Gesamtheit der Ziffern der Wahlen am 27. Oktober. Daß daneben die Freikonservativen ebenfalls verloren haben, thut mir außerordentlich leid, ändert aber nichts daran, daß die Liberalen in ihrer Gesamtheit auch verloren haben. Die deutsche Reichspartei hat in der Wahl von 1878 gehabt 785000 Stimmen und in der Wahl vom 27. Oktober 347000, sie ist also von 14 Prozent der Wählerschaft von 1878 auf 7 Prozent der Wählerschaft von 1881 zurückgegangen. Ja, meine Herren, das zeigt Ihnen nur, daß im parlamentarischen Leben die Mittelparteien auf der Defensive stehen und deshalb im Nachteil sind. Ja, im Festungskrieg — denn was ist das parlamentarische Leben anders als die Belagerung dieser Festung hier? — (Heiterkeit) sind die defensiven Parteien immer zuletzt im Verlust, wie bei jeder Festung von dem Ingenieur berechnet wird, wann sie kapitulieren wird müssen; — daß wir werden kapitulieren müssen, das ist nun glücklicherweise nicht der Fall, wegen der Fehler in der Belagerung (Heiterkeit); aber daß die Mittelparteien verlieren und die extremen gewinnen, lehrt die Geschichte überall. Die Leitung der liberalen Partei gleitet immer und überall mehr und mehr nach links hinüber und wird auch bei uns noch mehr nach links gleiten; es wird sich immer noch einer finden, der Herrn Richter noch überrichtert

und der dann die Führung haben wird, weil er sozusagen auf der Bank noch einen höheren Sprung ausführt, und so werden Sie allmählich dem sehr nahe kommen, was Sie mit so vieler Entrüstung von sich weisen: der Lösung der ganzen Entwickelung, die wir in Frankreich ja schon mehr als einmal erlebt haben und der Sie, wie ich gestern aus Ihrer Entrüstung ersehen habe, unbewußt entgegengehen, aber meines Erachtens unaufhaltsam zugleiten, der Lösung, die in Frankreich stattgefunden hat, weil die Mittelparteien allmählich ausgemerzt werden. Wenn z. B. die ganze parlamentarische Situation mehr nach rechts hinüberglitte, so wäre die größte Gefahr meines Erachtens, daß schließlich die Führung den extremen Rechten anheimfallen würde, wie wir das zuzeiten auch schon gehabt haben, also etwa denjenigen „Konservativen", die ich auch, wie ich gestern sagte, in die Liasformation verweisen muß, die in einem mir früher nicht bekannt gewesenen Blatte — ich glaube, es heißt „konservative Monatsschrift" — unter der Leitung eines Verwandten des früheren Kreuzzeitungsredakteurs Nathusius ihr Wesen treibt. Auch die würde, wenn die Konservativen in einer kämpfenden Opposition wären, allmählich die Führung erlangen als die extremste Partei. Es ist ein großer Schaden für die Zukunft des Reichs, für die Befestigung desselben, daß die beiden Mittelparteien, die freikonservative und die nationalliberale, so viel an ihrem Bestande verloren haben, so viel weiter links hin abgegeben haben; das kann ich als Reichskanzler und als Patriot nur bedauern. Wenn der Herr Vorredner angeführt hat, in der Zahl der Konservativen sei eine erhebliche Anzahl von Zentrumsstimmen mit einbegriffen, weil viele Gesinnungsgenossen des Zentrums

für die Deutschkonservativen gestimmt hätten, so mag das ja der Fall sein. Aber ich möchte fragen, — ich kenne die Transaktionen so genau nicht —: hat denn nicht auch eine erhebliche Anzahl Deutschkonservativer für die Zentrumskandidaten gestimmt? Es sind Transaktionen gemacht, die wahrscheinlich auf Gegenseitigkeit beruhen. Ich weiß nicht, wer besser dabei weggekommen ist, aber wahrscheinlich hätten die Transaktionen von einer Seite nicht stattgefunden, wenn diese Seite gefürchtet hätte, dabei zu kurz zu kommen. Es wird erlaubt sein, dies anzunehmen.

Wenn der Herr Vorredner sagt, daß in den Stichwahlen manche Konservative für die Sozialdemokraten gestimmt hätten, so ist nach meinen statistischen Nachrichten von diesem Vorwurf jede Fraktion betroffen, keine ist ausgenommen, sie haben alle unter Umständen für Sozialdemokraten gestimmt, respektive deren Stimmen für sich in Empfang genommen. (Zuruf.) Ich habe darüber noch Aktenstücke, die ich noch vervollständigen werde, über die Natur der Geschäfte, die dabei gemacht sind in bestimmten Lokalen. Wir werden darüber weiter sprechen können.

Also die Wirkung meiner gestrigen Ausführungen in Bezug auf die Zifferangabe ist auch durch den Herrn Vorredner nicht mit Recht in Zweifel gestellt, wohl aber nehme ich Akt davon — und werde jede weitere Rede darüber wiederum kontrolieren —, daß er sich auch in dieser Rede lediglich mit meiner Person und nicht mit der Sache beschäftigt hat. (Bravo! rechts.)

7. Fürst Bismarck ein Monarchist, kein Absolutist.

29. November 1881.

Die Fortschrittspartei mochte den langwierigen Kampf noch nicht beendigen. Der Abgeordnete Dr. Hänel warf dem Reichskanzler vor, er habe wiederum den Angriff gegen die Fortschrittspartei und die Freihändler vom Zaune gebrochen, ohne daß ihm jemand Veranlassung dazu gegeben habe. „Wenn der Herr Reichskanzler diese Methode verfolgt, wenn wir sehen, wie sein mächtiger Einfluß auf die offiziellen und offiziösen Blätter wirksam ist, in welcher Weise er persönlich durch Briefe und Telegramme in das Parteigetriebe eingreift, wenn er auf Grund seiner Stellung nichts anders so scharf pointiert wie den bewußten oder unbewußten Republikanismus der Fortschrittspartei, wie die Schädigung, welche diese Fortschrittspartei dem Kaiser und Reich zugefügt — ja, meine Herren, dann muß ich einfach sagen: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! .... Wieder hat uns der Herr Reichskanzler eine schöne Prophezeiung gemacht: wir würden von Extrem zu Extrem getrieben und schließlich französische Zustände anbahnen, d. h. in Deutschland und Preußen die Republik zu begründen suchen. Diese Prophezeiung aber ist so alt wie der Gedanke des konstitutionellen Systems und von allen Feinden des letzteren stets gemacht worden. Jeder Absolutist, jeder Diktator, jeder Imperator, jeder groß dastehende Staatsmann, der diktatorische Gelüste hat, hat behauptet, wie das konstitutionelle System im allgemeinen, so müsse auch notwendig seine Durchführung im einzelnen zum Republikanismus führen. Schon als der Freiherr vom Stein die Städteverordnung einführen wollte, waren es die Absolutisten, die Junker vom reinsten Wasser, welche erklärten: Das ist der reine Republikanismus, mit welchem die preußische Monarchie nicht bestehen kann. Dieser diktatorische Geist macht dem Herrn Reichskanzler jeden wahren Konstitutionalismus verdächtig, und niemals hat sich dieser diktatorische Geist klarer gezeigt als gestern.... Ich klage den Herrn Reichskanzler an, daß er es versucht, das Ohr des Monarchen andern Parteirichtungen zu verschließen. Das thut er, indem er durch seine Organe Angriffe gegen uns in Formen schleudert, welche beweisen, daß er gerade dieses und kein anderes Ziel verfolgt. Ich klage ihn an, daß er das Ohr des

Monarchen uns, den wahrhaft Liberalen verschließt, indem er dieselben einer Schätzung unterzieht und diese Schätzung öffentlich, sogar in diplomatischen Aktenstücken vertritt, die allerdings, wenn sie irgend wahr wäre, geeignet wäre, uns das Ohr des Monarchen zu entfremden, die aber in sich unwahr ist. Wir haben so gut wie jede andre Partei das Recht auf das Ohr des Monarchen, weil wir sicher sind, ausschließlich auf der Verfassung zu stehen, ausschließlich zu stehen — soweit das Gemütsleben hier in Betracht kommt — auf der Treue gegen unsern Kaiser!" Reichskanzler Fürst Bismarck:

Der Herr Vorredner hat damit begonnen, mir vorzuwerfen, daß ich mit meiner Ansicht, daß die Fortschrittspartei unbewußt republikanischen Zielen entgegengleite, dieselbe irrtümliche Prophezeiung ausgesprochen hätte, wie sie zu jeder Zeit, wo sich das, was er „wahres konstitutionelles Leben" nennt, entwickelt hatte, von seiten der Reaktion, des Absolutismus, ausgesprochen worden sei. Ich bin weder Reaktionär, noch Absolutist, ich halte den Absolutismus für eine unmögliche Sache; aber ich halte mich an unsre geschriebenen Verfassungen, die wir in Deutschland und in Preußen besitzen, die mir genügen, die aber von dem parlamentarischen System, wie es dem Herrn Vorredner vorschwebt, nichts enthalten. Die preußische Verfassung behandelt die drei Faktoren der Gesetzgebung auf gleichen Fuß, nicht etwa die Regierung und die beiden Häuser, sondern den König und die beiden Häuser, und die Reichsverfassung gibt nicht der Reichsregierung, von der hier immer die Rede ist, sondern dem Kaiser ganz bestimmte Rechte. Die Politik, die da getrieben wird im Reiche, ist von mir als Reichskanzler zu verantworten, aber sie bleibt deshalb doch die Politik des Kaisers; ich vertrete die Politik des Kaisers, bin verantwortlich für dieselbe, und der sachliche Kampf gegen

die Politik des Kaisers wird mich immer bereit finden, diese Vertretung zur Wahrheit zu machen und die Verantwortlichkeit für die Politik des Kaisers zu übernehmen. Ihr Prinzip aber ist insofern nicht das monarchische, als dem, was der Herr Vorredner unter „wahrem Konstitutionalismus“ versteht, zur ersten Grundlage das kluge Wort dient, welches die englische Aristokratie nach der großen Revolution, um ihre Herrschaft zu befestigen, erfunden hat: the king can do no wrong; dann kann der König aber gar nichts thun, wenn er kein Unrecht thun kann; den König mundtot zu machen, den König als eine Waffe für die Erhaltung der Herrschaft der englischen Aristokratie zu ihrer Verfügung zu behalten, ihn zu sequestrieren, das ist der Sinn davon; seine Beziehungen zum Volk in ihrer Gewalt zu haben, sie nicht zu stark und mächtig werden zu lassen, sich möglichst zwischen König und Volk zu schieben, über seine Unterschrift zu disponieren, — denn die braucht das englische Volk, um zu gehorchen: noch heute glaubt es nicht, wenn nicht „Victoria“ darunter steht; die Unterschrift ist unentbehrlich. Das war vom Standpunkte der herrschsüchtigen Aristokratie eine weise Einrichtung, daß sie den König obsolet werden ließ, seine Unterschrift aber zur Verfügung behielt. In England hat sich diese Tradition entwickeln können; bei uns aber ist es nicht möglich. Wir unterscheiden uns von England dadurch, daß wir eine geschriebene Verfassung haben, die ganz klar die Rechte des Königs und Kaisers in Deutschland und Preußen, in Bayern und Sachsen, in Württemberg und in allen übrigen Staaten definiert, und daran allein habe ich mich zu halten. Danach muß ich erklären, daß ich auf dem Standpunkt durchaus nicht stehe, als ob der Kaiser im

Deutschen Reich nicht zu seinem Volke sprechen dürfte, nicht zur Nation. Daß ich mich mit meiner Namensunterschrift als verantwortlich einstelle, daß ich bereit bin, die Meinung, die der Kaiser ausspricht, zu vertreten, das ändert an der Thatsache gar nichts, daß dies die berechtigte, verfassungsmäßige Aeußerung des Kaisers ist. Es heißt in der Verfassung: der Kaiser macht Anordnungen und Verfügungen, und in solchen besteht eben die kaiserliche Politik im ganzen, und für diese habe ich die Verantwortlichkeit zu tragen und trage sie gern, weil meine Ueberzeugungen mit denen meines hohen Herrn durch langjähriges Zusammenleben und von Hause aus, schon vor dem Vereinigten Landtag von 1847, wesentlich zusammenfielen. Es bedurfte für mich nicht einmal des Gefühls des Unterthanen gegenüber seinem hundertjährig angestammten Herrscher, um mich dem kaiserlichen Gedanken zu beugen. Das Verhältnis ist durch die Verfassung das, daß die Politik des Kaisers nicht ins Leben treten kann, wenn der Kanzler nicht durch seine Kontrasignatur die Verantwortlichkeit dafür übernimmt, also entweder sein Einverständnis oder seine Bereitwilligkeit, sie zu vertreten, aus andern Gründen, weil er es nicht für tanti hält, um deshalb dem kaiserlichen Willen zu widersprechen, dadurch dokumentiert. Wenn der Kaiser einen Kanzler hat, der das, was die kaiserliche Politik ist, nicht kontrasignieren will, so kann er ihn jeden Tag entlassen. Der Kaiser hat eine viel freiere Verfügung als der Kanzler, der von dem Willen des Kaisers abhängig ist. Der Kanzler kann ohne die kaiserliche Genehmigung keinen Schritt thun, und wenn er einen Schritt thäte, so würde er nach unsern dienstlichen Begriffen eine Art Prävarikation treiben, eine Art Mißbrauch des Amts,

indem er der Kenntnis des Kaisers etwas entzieht, um eine von der kaiserlichen unabhängige Politik zu üben. Das würde bei uns dienstlich bis zu dem Grade gemißbilligt werden, daß es bei den strengen Ansichten des Kaisers vielleicht die Entlassung des Kanzlers nach sich ziehen würde. Also während der Kaiser eine freie Bewegung in der Politik hat, indem er den Kanzler wechseln und die monarchische Autorität ihm gegenüber eintreten lassen kann, namentlich wenn ein Kanzler etwa lebhaft an seinem Posten hängen sollte, kann der Kanzler seinerseits auch nicht einen einzigen Schritt thun, kann ich hier keine Meinung vertreten, für die ich nicht des Einverständnisses Seiner Majestät sicher bin oder es vorher eingeholt habe. Ich kann keinen Antrag einbringen, für den ich nicht die kaiserliche Unterschrift habe; und wenn Sie glauben, daß diese Unterschrift immer leicht zu haben ist, so sind Sie in einem großen Irrtum. Ich vertrete die kaiserliche Politik, und ich bin bei den vielen Aeußerungen, die über die kaiserliche Botschaft gefallen sind, nicht zum Wort gekommen, deshalb konstatiere ich erst hier meine Ueberzeugung: es wird Ihnen nicht gelingen, dem Kaiser Wilhelm im Deutschen Reich zu verbieten, daß er zu seinem Volke spricht. Den Kaiser Wilhelm nach zwanzig Jahren unsrer Geschichte mundtot zu machen, — das ist ein ganz vergebliches Beginnen. Wie wollen Sie dem Monarchen, der auf seine Verantwortung und Gefahr die große nationale Politik gemacht hat, die Möglichkeit abschneiden, eine eigne Ueberzeugung zu haben und, wenn er sie hat, sie auszusprechen; wie wollen Sie einem Könige verbieten, über die Geschicke des Landes, welches er regiert, eine eigene Meinung zu haben und sie zu äußern! Wenn die andre Ansicht richtig

wäre, so wäre es gleichgültig, wer regierte. Wo kommt es denn in Preußen her, daß die Regierung des hochseligen Königs nach ganz andern Prinzipien geleitet wurde als die des jetzigen, wenn nicht eine königliche, eine monarchische Politik der ganzen Sache erst den Trieb und Stempel aufdrückte? In demselben Sinne will ich gleich eine meiner Notizen antizipieren, die ich mir gemacht habe erst am Ende der Rede des Herrn Vorredners. Er sagt, der Monarch ist der feste Punkt. Nun, meine Herren, glauben Sie doch nicht, daß ich Ihnen diene! Ich diene dem Kaiser, dem festen Punkt, den Sie anerkennen; das ist das Motiv, welches mich 1862 unter sehr schwierigen Verhältnissen, unter großen Bedrohungen meiner persönlichen Sicherheit, meines Vermögens — ich meine gesetzlichen Bedrohungen — in den Dienst gezogen hat, daß ich sah, mein angestammter Herr brauchte einen Diener, und fand ihn nicht; da habe ich gesagt: hier bin ich. (Bravo! rechts.) Ich fand keinen, der es mir vormachen wollte, und sehr wenige, die es mit mir haben versuchen wollen. Es ist dasselbe Prinzip der angeborenen Unterthanen- und Vasallentreue und Dienstbereitschaft, die mich vor zwanzig Jahren bewog, alle übrigen Rücksichten beiseite zu lassen und dem König mich zu Diensten zu stellen. Das ist auch noch heute die Basis meiner Politik. Diese Gesinnung — ich hoffe nicht, daß sie mit mir ausstirbt, aber so lange ich lebe, wird es einen Royalisten und einen sicheren Diener des Kaisers geben. (Bravo! rechts.) Der Herr Vorredner sagt, ich hätte dem Volk das Ohr des Kaisers verschlossen. Glauben Sie doch nicht, daß der Kaiser ein Mann ist, der sich die Ohren zuhalten läßt von einem andern; der Kaiser kennt vollkommen die Situation, kennt vollkommen

die Gefahren, die ihm von der extremen Entwickelung des Liberalismus drohen; er hat mit zu offenen Augen die 85 Jahre seines Lebens die Verhältnisse beobachtet. Wäre aber die Möglichkeit vorhanden, daß Sie das Ohr des Kaisers finden könnten mit Gedanken, die ich für gefährlich halte für die Monarchie, so wäre es meine Pflicht, Sie daran nach Möglichkeit zu verhindern. Ich wüßte aber nicht, wie ich es anstellen könnte; sollte ich Seiner Majestät die Zeitungen vorenthalten? Außerdem, meine Herren, haben Sie ja das große Sprachrohr hier; warum, — wie der Herr Abgeordnete Windthorst mit Recht sagte — anstatt meine Person zu kritisieren, stellen die Herren denn nicht Anträge öffentlich? Sie könnten eine Adresse an Seine Majestät beantragen, Sie könnten einen Antrag hier einbringen, der Kaiser möge diesen unheilvollen Kanzler, der seine, des Kaisers, Ohren dem Volke verschließt, entlassen. Ich will den Antrag mit Vergnügen befördern; will einer der Herren eine Adresse einreichen, ich will sein Introdukteur sein, Sie sollen meiner Unterstützung nicht entbehren, wenn Sie glauben, daß der Kaiser die Wahrheit nicht erfährt. Ja, in der öffentlichen Presse da macht sich das ganz schön: „das Ohr des Kaisers dem Volke zu verschließen“. Ich habe allerlei Reminiscenzen aus der Zeit der ersten revolutionären Bewegungen im Jahre 1830 und 1848; da schwirrte es mir vor den Ohren, daß die Minister angeklagt wurden, daß sie dem Volke „das Ohr des Monarchen verschlössen“. Das sind Dinge, die ich als Student erlebte; ich habe sie auch in späterer Zeit, 1848, gehört. Meine Herren, das gehört in unsre Zeit wirklich nicht mehr hinein, das sind unpraktische Worte, die keinen Wert mehr haben (Heiterkeit), so lange Sie nicht

entsprechende Anträge hier, wo Sie dazu berechtigt sind, ausdrücklich stellen, die Ihrer Meinung Ausdruck geben. Der Kaiser liest die Verhandlungen, — da reden Sie doch nicht davon, daß ich dem Kaiser das Ohr verschließe; so weit reicht meine Macht nicht.

Der Herr Vorredner erklärte jene Prophezeiungen bezüglich des Nachlinksgleitens in immer beschleunigterem Tempo, die früher wohl ausgesprochen sind, für falsch. Ja, dem Herrn Vorredner kann doch nach seiner Stellung zur Universität und zur Wissenschaft unmöglich unbekannt sein, wo diese Prophezeiungen sich auf das glänzendste bewahrheitet haben: es sind stets die Girondins gewesen, die den Staatswagen bis an den Rand des Abgrundes schoben, sie haben überall die konstitutionelle Entwickelung fördern wollen in demjenigen liberalen humanen Sinne, wie es dem Herrn Vorredner vorschweben mag, sind aber schließlich immer über ihr Ziel hinaus geraten. Es sind immer Leute gewesen, die sich beispielsweise auf einen Potsdamer Zug gesetzt haben, während sie nur bis Kohlhasenbrück wollten, und denen der Schaffner sagt: der Zug hält da niemals; so meinen sie: er hat bisher da zwar nie gehalten, wird aber vielleicht heute da halten. So werden sie nicht nach Kohlhasenbrück gelangen, sondern darüber hinaus nach Potsdam. So ist es auch in der Politik; der Liberalismus gerät immer weiter, als seine Träger wollen. Sie können die Wucht von 40 Millionen, einmal in Bewegung, nicht anhalten, wo Sie wollen. So ist es in Frankreich gegangen. Ist denn nicht in Frankreich eine erbliche, tausendjährige, solid erbaute Monarchie mit manchmal sehr verständigen Verfassungen, die das Ergebnis von 1789 und später waren, vorhanden gewesen mit allen möglichen Sorten der

Monarchie, mit dem Kaisertum, mit der Restauration? Ist der Weg aber nicht unaufhaltsam an der Hand der äußersten konstitutionellen Linken in die republikanische Bahn geglitten? Und haben Sie irgend welche Voraussicht, daß in nächster Zeit eine Monarchie dort wieder möglich sein werde? und halten Sie das Untergehen einer erblichen, angestammten Monarchie für das französische Land und das französische Volk nicht für ein Unglück? Ich weiß nicht, ob Sie es thun. Ich halte es dafür.

In andern Ländern, außer Frankreich, haben wir allerdings das gleiche geschichtliche Experiment, ich möchte sagen die konstante Praxis der Vorsehung, nicht in gleichem Maße sich verwirklichen sehen, weil nicht alle Länder so selbständig und unbeeinflußt sich entwickeln, wie Frankreich. Nehmen Sie unsre beiden kleineren Nachbarstaaten Belgien und Holland. Ja, wenn diese von der Größe Frankreichs wären, von gleicher Selbständigkeit in ihrer politischen Entwickelung, dann weiß ich nicht, ob sie noch innerhalb des Stadiums der Monarchie sich befinden würden. Nehmen Sie Italien: haben wir da nicht die Republik vorübergehend teilweise — ich weiß nicht ob im Einverständnis der Gesamtheit — schon gehabt? Jedenfalls spukt sie in vielen Köpfen, und man ist dort dem deutschen Fortschritt schon voraus. Können Sie irgend welche Garantie für die Zukunft übernehmen, namentlich wenn Gott die Dynastie, die auf wenigen Augen steht, nicht im Leben erhielte? sind Sie gewiß, daß die Prophezeiungen, die der Herr Vorredner für falsch erklärt, dann sich dort nicht verwirklichen könnten? Das ist unmöglich vorherzusagen. Ist der Weg, den Italien seit zwanzig Jahren gegen dieses Ziel hin zurückgelegt hat,

nicht erkennbar, und ist nicht der Endpunkt — ich will nicht behaupten, daß es ihn erreicht — ist dieser Endpunkt nicht erkennbar? Ist dort nicht von Ministerium zu Ministerium der Schwerpunkt immer mehr nach links geglitten, so daß er, ohne ins republikanische Gebiet zu fallen, nicht mehr weiter nach links gleiten kann? Haben Sie nicht in Spanien temporär die Republik gehabt, ja sogar verschiedene Arten von Republiken, die sich unter einander bekämpften? Haben Sie denn nicht in Deutschland, in Baden, sobald der Fortschritt sich selbst überlassen war, und so lange der preußische Militarismus dem nicht einen Damm entgegensetzte, — haben Sie nicht in Baden zur Zeit von Struve und Hecker dieselbe Bereitwilligkeit gesehen, die liberalste Monarchie über Bord zu werfen und die Republik zu proklamieren?

Also so ganz windig und unberechtigt sind die Prophezeiungen, die der Herr Vorredner in seinem Ton der sichersten Ueberzeugung als frivol und unhaltbar hinstellte, doch nicht. Die Geschichte spricht für mich. Die Doktrinäre der Wissenschaft hat sich durch den Mund des Vorredners gegen mich geäußert. Ich halte mich an die Geschichte. Und, meine Herren, über diese Dinge — ich kann Ihnen ja das nicht beweisen, ich bin auch nicht hier, um in die Beweisführung einzutreten, sondern um Zeugnis zu geben; ich lege Zeugnis für meine Meinung ab. Ich bin in einer Stellung, wo ich beobachten kann, ich habe wenigstens in der auswärtigen Politik, wie Sie mir zugestanden haben, zwanzig Jahre lang den Beweis geliefert, daß meine Augen nicht ganz blind sind für die Eventualitäten, denen die Geschichte uns entgegenführen kann. Also mit dem Gewicht meiner Erfahrung und Stellung spreche ich als Zeuge mich dahin aus, daß meiner

Ueberzeugung nach die Politik der Fortschrittspartei uns der Republik langsam näher führt, — nicht die jetzigen Herren, ich bin weit entfernt, die Herren dessen zu beschuldigen, ich glaube, sie bleiben der Monarchie treu; aber die Stellung, die sie sich für Minister denken, ist nicht die Art Stellung, die die Monarchie von ihren Ministern verlangt und verlangen muß, wenn sie bestehen will. Darum zweifle ich Ihren aufrichtigen Willen, die konstitutionelle Monarchie in ihren äußersten liberalen Grenzen zu verwirklichen, noch in keiner Weise an; ich glaube nur, Sie beherzigen die Lehren der Geschichte nicht, Sie drücken die Augen denselben gegenüber zu; Sie werden nicht imstande sein, die Maschine aufzuhalten, wenn sie da angekommen ist, wohin Sie sie geleitet haben, — der Weg wird abschüssig, und Sie sind nicht imstande, der gewaltigen Last von 45 Millionen auf Kommando Halt zu gebieten, — das können Sie nicht, es wird Sie überwältigen und fortreißen. Es wird, wie ich hoffe, so nicht kommen, — es könnte aber sein, ich spreche nur das Ergebnis meiner politischen Erfahrung und Beobachtung aus, — dazu bin ich berechtigt, es kann ein irrtümliches sein, aber es ist meine Ueberzeugung.

Dann hat der Herr Vorredner auch wieder Worte der Kritik meiner Persönlichkeit und meiner Bestrebungen gesprochen — es ist also, wenn ich nicht irre, die Rede Numero 4, die ich in meine Sammlung aufnehmen kann —, indem er mich anklagte, daß ich eine Diktatur anstrebte oder übte. Ich habe gestern schon gesagt: für Sie, meine Herren, ist Nichtherrschen immer schon Unterdrückung durch eine Diktatur, und wenn ich mich darauf beschränke, Vorlagen zu machen, die Ihnen nicht gefallen, heißt es Diktatur. Wenn ich von meiner Zunge denselben

Gebrauch mache, wie Sie, und meine Meinung auch verteidige, welche der Ihrigen widerspricht, so heißt es Diktatur. Das heißt doch mit andern Worten: wer nicht will, was wir wollen, ist ein Diktator, der alle freie Ueberzeugung unterdrückt, denn wir allein besitzen das Monopol der freien Ueberzeugung, und unsre Ueberzeugung nicht anerkennen, sich unsrer Herrschaft nicht unterwerfen, das ist Diktatur. Ja, womit soll ich mich denn beschäftigen, wenn ich Ihnen keine Vorlagen mache? Müssen die immer gerade so beschaffen sein, wie es Ihnen gefällt? Ich habe neulich noch im kleineren Kreise eine Reminiscenz aus meinem Leben erzählt, daß ein witziger alter Herr, der Baron Rothschild in Paris, von einem Geschäftsfreunde gefragt wurde: Herr Baron, was denken Sie über amerikanische Häute? Rothschild drehte sich um und sagte über die Schulter: Herr Meyer, was ist meine Meinung über amerikanische Häute? Soll ich nun vielleicht auch, wenn ich Steuervorlagen mache, fragen: Herr Bamberger, was ist meine Ansicht über Zölle? (Heiterkeit.) Das können Sie nicht von mir verlangen, ich kann nur *meiner* Meinung Ausdruck geben, und wenn Sie einen Kanzler brauchen, der gar keine hat, — ja, meine Herren, Sie können ja die Entwickelung der Geschäfte zur vollständigen Stagnation bringen, Sie brauchen nur zu allem Nein zu sagen; gut, dann wird die Regierung sich auf die Vorlage des Budgets beschränken können, und wenn wir das Budget vereinbart haben, werden wir nicht weiter zusammen kommen und lassen dem Reichstage Ruhe bis zum Februar 1883; dann wird eben Ruhe, Sie werden gar keinen Streit haben, Sie werden nicht den Verdruß haben, daß ich vor Ihnen hier abweichende Meinungen entwickele, es wird eben eine Stagnation in

den Reichsgeschäften eintreten. Ob das für die Entwickelung des Reichs nützlich ist, das überlasse ich Ihnen, — meiner Gesundheit wird es jedenfalls nützlich sein.

Der Herr Vorredner hat mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich nicht die Parteien zu nützen wüßte zum Heil des Ganzen, — ich glaube, er sagte, die großen Strömungen in der öffentlichen Meinung oder in den Fraktionen nicht zu pflegen wüßte, in der Nation, die großen Strömungen. Ja, meine Herren, ich sehe von diesen großen Strömungen nichts, ich sehe nur eine Masse von kleineren. Eine große kann ich nur eine solche nennen, die das Maß einer Majorität überschreitet. Ich sehe, glaube ich, acht oder zehn größere oder kleinere Fraktionen: Sie haben da die Konservativen, die Freikonservativen, Sie haben das Zentrum, Sie haben die Nationalliberalen, Sie haben die Partei, die der Herr Abgeordnete Windthorst nicht liberal nennen wollte (Heiterkeit), Sie haben den Fortschritt, — dies sind sechs, Sie haben dann eine recht beträchtliche Zugabe noch, die bei diesen schwankenden Majoritäten die Zunge der Wage in der Hand halten: da sind die Polen, das sind sieben; da sind die Elsässer — das sind acht. Wir haben das aufgehende Gestirn der Volkspartei noch nicht erwähnt — die könnte man sehr wohl als die neunte ansehen —, und die Sozialdemokratie, die recht stark ist und jeder einzelnen liberalen Fraktion die Wage hält, das wäre die zehnte. — Wie soll ich denn diese großen Strömungen nun pflegen? Ja, der Anspruch steht mir wohl gegenüber, und ich bin ja nicht kurzsichtig genug, um den nicht zu erkennen. Die stärkeren Fraktionen stellen an mich den Anspruch, ich soll ihnen nicht nur meine Person, sondern das kaiserliche Gewicht zur

Verfügung stellen für ihre Fraktionszwecke, dann würden sie wohl auskommen können und mit mir zusammen wirtschaften. Ja, wenn das meine Ueberzeugung wäre, wenn meine Ueberzeugung mit einer dieser Fraktionen vollständig übereinstimmte, so würde ich mich gern der Fraktion anschließen und würde aus meinem Herzen keine Mördergrube machen, vorausgesetzt, daß ich voraussähe, mit dieser Fraktion kann ich mein Jahrhundert in die Schranken fordern, und die ist stark genug, um das Deutsche Reich mit ihrer Hilfe zu festigen, auszubilden, zu regieren. Wo ist denn aber die Fraktion, an deren Spitze, oder, wie Sie sagen würden, in deren Gefolge ich dies leisten könnte? Zeigen Sie mir die, und dann will ich sie als große Strömung behandeln, ich würde sie studieren und mit ihr in Beziehung treten. Jetzt ist mir aber die schwierige Aufgabe zu teil geworden, zwischen allen Parteien, die sich gegenseitig ohne Sieg bekämpfen bis aufs Blut, zu balancieren und zu lavieren und die Regierung in solcher Lage, ohne besondere Krisen, so lange zu führen, wie ich sie geführt habe. Das ist eine Leistung, der Sie Anerkennung zollen sollten. Ich habe schon vor recht langer Zeit, im Jahre 1847 auf dem Vereinigten Landtage, einmal meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß das englische System der Majoritätsregierung ein ganz zweckmäßiges sei, so lange es nur Whigs und Tories, so lange es nur zwei Fraktionen in der Hauptsache gegeben habe, die untereinander abzählen, wer die Majorität hat, und sobald abgezählt ist, heißt es „Ablösung vor", und das Ministerium geht ab, und das andre tritt vor. Das spielt sich leicht ab und ist, was die Franzosen nennen „le jeu de nos institutions". Ich habe schon gesagt im Jahre 1847, warten wir ab,

bis wir verschiedene Parteien in England haben. Schon wenn Sie drei Parteien haben, ist das Rezept nicht mehr durchführbar; wenn Sie aber fünf haben, wie sie eine Zeitlang bestanden haben, so wird es ganz unmöglich; ich sagte damals, dann sind nur Koalitionsministerien möglich; solchen sind dann weite Gebiete der Politik, die der Regelung bedürfen, zu betreten verboten, weil auf ihnen die Koalition sich löst. Solche Koalitionsregierungen sind also notwendig schwache. Bei uns aber liegt eine Notwendigkeit dafür nicht vor, weil es ganz unmöglich ist, eine Majorität zu bilden; auch die Koalition würde dazu nicht führen. Sie glauben vielleicht, durch Neuwahlen, wenn also ein liberales Ministerium jetzt ans Ruder käme und auflöste und mit dem ganzen Hochdruck des Einflusses der Wahltechnik, deren Geheimnis die Herren besitzen, nun auf die Wahlen wirkte, daß Sie dann eine volle und große liberale Majorität haben würden. Es ist ja möglich. Sie haben den Beweis aber noch nicht geliefert, und ich glaube, Sie überschätzen den Regierungseinfluß. Die Herren sind darin im Irrtum: Wenn einige aus ihrer Mitte Minister würden, so würden sie zunächst den Widerstand derjenigen ihrer eignen Fraktion, die nicht Minister geworden sind, zu bekämpfen haben. Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß Sie die Majorität, wenn Sie dieselbe überhaupt erreichen, was ich nicht glaube — die Maschine ist dazu nicht stark genug — wenn Sie im Volk Majorität erreichten, so würden Sie dieselbe doch nur so lange besitzen, wie Sie in der Opposition sind; Sie würden mit derselben das Ministerium, so lange es sich dazu hergiebt, bedrücken und beeinflussen können, das ist ja wohl möglich. Aber sobald Sie Minister werden, würden diejenigen von Ihnen

die Minister geworden sind, sofort mit der nota levis oder mehr behaftet werden, die nach dem Begriffe eines deutschen Liberalen jedem Minister anklebt. (Widerspruch links.) Ihre bisherigen Genossen würden es für Schmach halten, eine ministerielle Partei zu sein; sie würden von der Unmöglichkeit, eigne Ueberzeugung aufzugeben, reden, von Byzantinismus, Adulation, — was ist da alles zu hören gewesen, — das würde sofort in der eignen Partei ihren alten Führern der Bruder dem Bruder vorwerfen. Die Meinung, daß ein Parteiführer glaubt, er könne seine Fraktion als Minister mit in die Regierung nehmen, und sie werde ihn auch da unterstützen, ist eine ganz irrtümliche, und wer das glaubt, der kennt die Deutschen nicht, und mag er achtzig Jahre alt sein. Ich habe darüber meine Erfahrung, da ich mit allen Fraktionen über das Thema in Kampf gewesen bin. Wenn ich mit zehn Fraktionen und in den schwierigsten Verhältnissen, häufig mit Sturm und Wind, so lange zu kämpfen gehabt habe, und wenn ich da die Regierung zwischen zehn Fraktionen im Kampf habe führen können, ohne daß es zu weiteren Zwistigkeiten als zum Auswechseln böser Worte gekommen ist, meine Herren, das hat man mir wenig gedankt. Es war das eine angreifende Arbeit. Diese hätte ich aber nicht leisten können, wenn ich mich *einer* Fraktion so zu Diensten hätte geben wollen, wie es ab und zu von der einen wie von der andern beansprucht worden ist. Denn der Anschluß an die eine Fraktion involviert den Bruch mit der andern, und die Schmach, ministeriell zu sein, wird jedem vorgeworfen, der mit dem Minister stimmt. Dieses Vorurteil findet ja auch an meinen besten und nächsten Freunden in der konservativen Partei, der mein eigner Bruder angehört

und meine nächsten Verwandten angehören, vollen Anklang; sie sagen mir: glaube doch nicht, daß wir ministeriell seien, eine solch demütigende Meinung von uns muß man nicht haben, wir sind unabhängige Leute, die eine eigne Meinung haben. Wo es für eine Schande gilt, ministeriell zu sein, da ist eine konstitutionelle Regierung eine vollständige Unmöglichkeit. Ich habe oft Engländer gesprochen, die dem Parlament angehörten, und die mir sagten in Bezug auf irgend eine bestimmte Maßregel: ich halte diese Maßregel für thöricht, für gefährlich und für unglücklich, aber der Minister, der die Partei führt, der Führer der Partei hat es gewollt, er muß die Verantwortung dafür übernehmen, — ich glaube, er begeht eine Thorheit. Ja, meine Herren, zu dieser Entsagung werden Sie den deutschen Partikularismus, der sich in dynastischen Ländern, in Reichsdörfern wie in Reichsstädten, in Häusern, in Farben, in Fraktionen verkörpert oder Dorf gegen Dorf abschachtelt, wo jeder in seiner stolzen Unabhängigkeit allein die Meinung sich nach seinem Kopfe bildet, — dazu werden Sie es bei uns nie bringen, und deshalb glaube ich, daß wir nicht zu der Regierungsform, die dem Herrn Abgeordneten Hänel vorschwebt, befähigt sind. Ich habe in allen diesen Kämpfen nur eine einzige Magnetnadel gehabt, die mich leitete. Das war das: was ich in jedem Falle für das Reichsinteresse erkannte, das habe ich vertreten, mochte die Fraktion, die ich dabei bekämpfen mußte, mir nahe stehen oder nicht; eine andre Aufgabe kann ich mir auch künftig nicht stellen. Daß ich dabei meine Position habe wechseln müssen, war natürlich; das lag aber nicht an einem Wechsel meiner Ueberzeugungen, sondern an der Notwendigkeit, zu thun, was unter so oder so veränderten

Umständen für das Reich zu thun war. Die Versatilität lag auf der Seite der Fraktionen, nicht bei mir; sie sind alle allmählich weiter nach links geglitten, so daß sie mit dem, womit sie im Jahre 1866 noch zufrieden waren, heute nicht mehr zufrieden sind, sie verlangen heute mehr. Seitdem haben wir einen weiten Weg zurückgelegt. Sie haben jede einzeln den Punkt, bis zu dem ich mit ihnen gehen konnte, überschritten, und jetzt suche ich zu hemmen und zu halten. Es liegt also die Versatilität nicht an mir, sondern an den Fraktionen. Denken Sie zurück, was war früher Liberalismus? Zu den Zeiten, wo wir alle schon im Parlamente waren, da waren Fraktionen wie Camphausen und Beseler, die sogenannten Altliberalen, schon der schärfste Ausdruck der Opposition, vor deren Blick jeder Minister, der zu den Höflingen der Majorität gehörte, den seinigen niederschlug. Wo ist die Herrlichkeit geblieben? Jetzt gelten die Altliberalen für Reaktionäre, für einen überwundenen Standpunkt der großen liberalen Partei gegenüber, und so werden hinter dieser immer wieder neue Größen auftauchen, die das, was Sie, meine Herren, schließlich als Aeußerstes erreicht haben, als Ausgangspunkt für neue Forderungsbestrebungen betrachten. Das können Sie nicht ändern, und deshalb seien Sie doch mit dem Vorwurf, daß ich veränderlich in meiner Ueberzeugung wäre, etwas sparsamer. Es kommt mir das gerade so vor, als wenn man meinem verehrten Freunde, dem Grafen von Moltke, hier vorwerfen wollte: warum haben Sie nicht in der Schlacht von Sedan dasselbe Manöver wie in der Schlacht von Mars la Tour ausgeführt? Das ist auch eine Inkonsequenz, die man von einem so einsichtigen Strategiker nicht erwartete. Er wird sagen: der Fall lag eben anders,

der Feind stand anders, er schoß mit andrem Material. So ist es auch bei mir, verlangen Sie von mir keine Konsequenzmacherei, sondern ich führe die Regierung nach meiner Ueberzeugung, die immer auf seiten des Reichs und nie auf der Seite einer Fraktion stehen wird. (Bravo! rechts.)

Nach verschiedenen Bemerkungen mehrerer Abgeordneter, namentlich des Abgeordneten Richter, welcher den Ausdruck vom „Hausmeiertum des Reichskanzlers“ wiederholte, das aber nicht aufkommen würde, wurde diese Debatte endlich geschlossen und das Kapitel des Etats, an welches sie sich geknüpft hatte: Gehalt eines Direktors im Auswärtigen Amt, bewilligt.

---

8. Die Beziehungen des Reiches zum römischen Stuhl.

30. November 1881.

Bei der Beratung des Etats für das Auswärtige Amt am 30. November 1881 stellte der Abgeordnete Virchow an den Reichskanzler eine Anfrage über das Verhältnis der Verhandlungen mit Rom. Mit Vergnügen sähe man, daß der Herr Reichskanzler den Frieden nicht bloß in Europa, sondern in der Welt im allgemeinen fördere, eine lebhafte Unruhe bestehe für die Zukunft gegenwärtig nur über einen Punkt, und es scheine ihm, dem Abgeordneten Virchow, im Interesse des Landes zu liegen, wenn der Herr Reichskanzler, in Beziehung auf das, was die Stellung des Papsttums und den Papst speziell betreffe, einiges mitteilen wollte. Fürst Bismarck erteilte hierauf folgende Auskunft:

In dem Budget, über das wir diskutieren, befindet sich eine Position, welche zu einer Interpellation über Beziehungen des Reichs zum Papst Anlaß geben könnte, nicht. Ich kann jedoch dessenungeachtet die Anfrage des Herrn Vorredners dahin beantworten, daß Verhand-

lungen des Deutschen Reichs mit dem römischen Stuhl überhaupt nicht stattfinden. Ich kann seine Ansicht nicht teilen, daß es dem Lande oder dem Reiche nützlich wäre, die Beziehungen, in denen beispielsweise das Königreich Preußen, auch andre Bundesstaaten, zu Rom steht, hier zum Gegenstand der Diskussion zu machen. Die konfessionellen Fragen gehören nicht zu den unter Art. 4 der Reichsverfassung aufgeführten, und ich halte es für nützlich, den Streit darüber auf diejenigen Grenzen zu beschränken, in die er sachlich möglicherweise eingegrenzt werden kann. Die Beziehungen, die dem Herrn Vorredner vorschweben, sind wohl nicht die des Reichs, sondern die Preußens, und ich wäre gern bereit, näher auf die Frage einzugehen, wenn er mir im preußischen Landtage eine ähnliche Anfrage vorlegte; dann würde ich über die Absichten der preußischen Regierung dort Auskunft geben. Der König von Preußen sowohl, wie andre Mitglieder des Reichs — ich meine wie andre Bundesstaaten — haben ein wesentliches Interesse oder fühlen die Pflicht, können sie fühlen, und der König von Preußen fühlt sie, jedenfalls die Interessen ihrer katholischen Unterthanen in Rom auch vom Standpunkte der weltlichen Gewalt wahrzunehmen, und deshalb ist die Absicht, demnächst in das preußische Budget eine Position einzufügen, die den Zweck hat, direkte Beziehungen und Verhandlungen über die vielen Personal- und andern Fragen, die vorkommen, über viele Lokalfragen, auch über wichtigere und prinzipiellere Fragen, wieder direkt möglich zu machen. Die Aufhebung derjenigen Gesandtschaft, die von Preußen auf den Norddeutschen Bund und dann noch auf das Deutsche Reich übergegangen war, die früher in Rom bestand, hat an und für sich prinzipielle Gründe, die mit

dem, was man Kulturkampf in Preußen nennt, in einem logischen Zusammenhange ständen, nicht. Sie werden sich aus den Verhandlungen erinnern, daß wir damals empfindlich berührt wurden durch die Tonart der Sprache, die von Rom aus in Bezug auf die preußische Regierung, respektive den Kaiser, der ja gleichzeitig König von Preußen ist, geführt wurde, und daß das der Grund war, warum wir zuerst die Verhandlungen abbrachen und demnächst die Gesandtschaft nicht wieder in Ansatz brachten. Dieses Motiv der Verstimmung unsrerseits ist seitdem weggefallen. Wir stehen in den höflichsten und freundlichsten Beziehungen mit dem jetzigen Inhaber des römischen Stuhles, und es liegt kein Grund mehr vor, die Interessen der katholischen Unterthanen der einzelnen Staaten nicht wahrzunehmen. Wenn diese Aufgabe nach meiner Auffassung zunächst durch den preußischen Staat mehr als durch das Deutsche Reich zu erfüllen ist, so leitet mich dabei kein prinzipielles Bedenken, sondern nur die Logik der geschäftlichen Lage. Das Reich hat die konfessionellen Fragen und den Schutz der Eingesessenen der einzelnen Länder, die Vertretung und Befürwortung ihrer Interessen in Rom, die ja von evangelischen und katholischen Staaten seit Jahrhunderten immer stattgefunden hat, in einer eingestandenen oder offiziösen Form, — das Reich hat sie unter seinen Attributionen in der Verfassung nicht aufgezählt. Es würde das an sich kein Hindernis sein, da auch andre Landesinteressen, die mehreren Bundesstaaten gemeinsam sind, wie diese, unter Umständen durch Beamte des Reichs wahrgenommen werden, und das Interesse, mit dem höchsten Priester der katholischen Kirche, welcher ein so wesentlicher Teil der deutschen Unterthanen angehört, direkt zu verhandeln, ist

geschäftlich nicht nur in Preußen vorhanden, es ist in allen deutschen Staaten vorhanden, welche katholische Unterthanen haben. Von Bayern wird es durch einen eignen bayerischen ständigen Gesandten wahrgenommen, und logisch zunächst lag mir die Lösung der Sache in der Form nahe, daß der König von Preußen die Interessen seiner Unterthanen selbst wahrzunehmen habe. Das würde nicht hindern, wenn beispielsweise, was bisher nicht der Fall gewesen ist, in Sachsen, in Württemberg, in Baden, in Hessen die gleiche Auffassung der Dinge bestände, daß dieselbe Vertretung auch von seiten des Reichs stattfinden könnte, nicht als eine Vertretung bei einer auswärtigen Macht, sondern als eine Vertretung bei dem Haupte einer Kirche. Ich habe mir dabei die Frage vorgelegt: Kann ich die katholische Kirche in Deutschland als eine ausländische Institution betrachten, die dem rein diplomatischen Verkehr unterworfen ist? Ich habe geglaubt, diese Frage verneinen zu sollen. Ich rechne die Bekenner der katholischen Kirche zu unsern gleichgestellten Landsleuten und die Institution der katholischen Kirche in Deutschland mitsamt der päpstlichen Spitze, die zu ihr gehört, für eine einheimische Institution der deutschen Bundesstaaten, respektive des Deutschen Reichs, und insofern komme ich infolge der Logik der Thatsachen, nicht durch irgend ein Prinzip, immer nur dahin, daß ich die Einzelvertretung zunächst indiziert halte, daß ich aber die Gesamtvertretung derjenigen Bundesstaaten, die hierin ein gleiches Interesse haben, durch das Reich nicht ausgeschlossen finde. Die schwebenden Verhandlungen haben bisher keine Tragweite, die selbst den Herrn Vorredner beunruhigen könnte. Wir wünschen, daß nicht bloß im Reiche, welches keinen Kulturkampf hat, sondern auch in den einzelnen Bundesstaaten

wir dem Frieden näher und näher kommen und so nahe kommen, wie es irgend mit der traditionellen und seit Jahrhunderten den Gegenstand des Kampfes bildenden staatlichen Unabhängigkeit, auf die der Staat bestehen muß, verträglich ist. Diese Quadratur des Zirkels wird sich in Vollkommenheit niemals lösen lassen und hat sich nie lösen lassen, aber wir hoffen, daß ein für beide Teile annehmbarer modus vivendi durch eine direkte Vertretung bei Rom möglich und nützlich ist. Wir haben bisher diese Vertretung im Sinne und im Namen des Einzelstaates Preußen ins Auge gefaßt; wir könnten aber von dort, wenn es der Wunsch der übrigen Regierungen notabene ist, die darüber doch zuerst zu befinden haben, wie sie ihre Interessen vertreten sehen wünschen, — wir könnten aus dieser Situation, wie wir sie erstreben, in jedem Jahre und an jedem Tage leicht in die der Reichsvertretung übergehen.

Ueber den materiellen Stand der Verhandlungen mit dem römischen Stuhle hier Auskunft zu geben, beabsichtige ich nicht; ich teile, wie gesagt, die Ansicht des Herrn Vorredners nicht, daß es dem Reiche oder dem Lande nützlich wäre, wenn ich es thäte.

---

9. Die Beilegung des Kulturkampfes.

30. November 1881.

Der Abgeordnete Virchow beklagte sich nach der vorstehenden Rede des Reichskanzlers, er komme ganz unwillkürlich zu der Rolle eines „Säemannes von Unfrieden". Er habe geglaubt, durch die Gelegenheit, die er dem Kanzler bot, sich über die Sache auszusprechen, den Frieden im Lande auszubreiten. Früher bezeichnete es der Herr Reichskanzler als eine der schlimmsten Ge-

fahren, daß das Zentrum religiöse und politische Tendenzen vermische — gegenwärtig, und zwar gerade in dem Augenblick, wo die Heißsporne von der protestantischen Seite dazu übergehen, sich mit den Herren vom Zentrum zu verbinden, scheine die Erinnerung des Kanzlers in dieser Beziehung etwas schwächer geworden zu sein. Allerdings werde das ganze politische Leben mit diesen Religionskämpfen vergiftet, und keine Debatte könne mehr geführt werden, ohne Berührung des Kulturkampfes, bloß weil es der Zentrumspartei gefalle, sich als kirchliche Partei im politischen Leben geltend zu machen. Für die Folgen, welche der Kulturkampf angenommen habe, könnten die Freisinnigen nicht verantwortlich gemacht werden, wenn sie auch für die Kulturkampfsgesetze gestimmt hätten. Auch er, der Redner, habe dafür gestimmt, aber freilich in dem Glauben, der Reichskanzler würde konsequenter sein, als er es gewesen sei, würde auf das Zivilstandsgesetz auch Gesetze über die wirkliche Befreiung von Schule und Kirche folgen lassen, so daß im Deutschen Reiche sich alle Religionsbekenntnisse friedlich neben einander entwickeln könnten. Aber nicht nur diese Hoffnung sei zu nichte geworden, man gehe jetzt schon so weit, die diplomatische Vertretung Deutschlands beim Papste wieder herzustellen, ja, es sei sogar die Aussicht eröffnet worden, den Papst mit der ganzen Kurie ins Land zu bekommen. — Fürst Bismarck antwortete:

Der Herr Vorredner hat ja vollständig recht, wenn er sagt, daß dieser Kampf, den er selbst Kulturkampf genannt hat, seine wesentliche politische Seite hat. Die römische Kirche ist von jeher nicht bloß eine geistliche und kirchliche, sondern auch eine politische Macht gewesen, und der Herr Vorredner hat uns darüber nichts Neues gesagt, die wir unsre deutsche Geschichte tausend Jahre rückwärts kennen. Das Papsttum ist, wie jede Kirche gelegentlich, eine sehr starke politische Macht gewesen. Rein konfessionelle Kämpfe würde ich überhaupt nicht führen; wenn der politische Beisatz, die Machtfrage, nicht wäre, eine Machtfrage, die auch in der vorchristlichen Zeit sich zwischen Königen und Priestern kenntlich gemacht

hat, — wenn die nicht da wäre, würde ich ja mit einer solchen Entschiedenheit in diesen Kampf nicht eingetreten sein, da ich konfessionelle Stellungen nicht bekämpfe.

Der Herr Vorredner hat mir vorgeworfen und hat auch darin wieder den üblichen Mangel an Konsequenz bei mir entdeckt, daß ich diesen Kampf nicht fortgesetzt hätte, daß ich ihn eine Zeit hindurch mit Lebhaftigkeit betrieben und nachher fallen gelassen hätte. Nun, jeder Kampf hat seine Höhe und seine Hitze, aber kein Kampf im Innern zwischen Parteien und der Regierung, kein Konflikt, kann von mir als eine dauernde und nützliche Institution behandelt werden. (Heiterkeit links.) Ich muß Kämpfe führen, aber doch nur zu dem Zweck, den Frieden zu erlangen; diese Kämpfe können sehr heiß werden, das hängt nicht immer von mir allein ab, — aber mein Endziel ist dabei immer doch der Friede. Wenn ich nun glaube, in der heutigen Zeit diesem Frieden mit mehr Wahrscheinlichkeit näher zu kommen, als in der Zeit, wo des Kampfes Hitze entbrannte, so ist es ja an sich meine Pflicht, dem Frieden meine Aufmerksamkeit zuzuwenden und nicht weiter zu fechten, bloß um zu fechten gleich einem politischen Raufbold (Heiterkeit), sondern ich fechte, um den Frieden zu erlangen. Kann ich ihn haben, kann ich auch nur einen Waffenstillstand, wie wir deren ja gehabt haben, die Jahrhunderte hindurch gedauert haben, erlangen durch einen annehmbaren modus vivendi, so würde ich pflichtwidrig handeln, wenn ich diesen Frieden nicht acceptieren wollte. Aber selbst wenn ich händelsüchtiger wäre und den Kampf fortsetzen wollte, so würde ich das haben aufgeben müssen, nachdem die Bundesgenossen, mit denen ich in Gemeinschaft damals gefochten habe, mich verlassen haben oder für ihre weitere Unter-

stützung Preise gefordert haben, die ich im Rückblick auf das Reich und das Land Preußen nicht gewähren konnte. Es berührt das ja dieselben Fragen, über die wir gestern reichlich diskutiert haben. Wenn ich zuletzt durch die Bewegungen und Verschiebungen, welche innerhalb der liberalen Parteien vorgehen, die mir damals beistanden, jetzt aber nicht mehr, in die Alternative gestellt werde, zwischen einer Annäherung an das Zentrum und einer Annäherung an den Fortschritt zu optieren, so wähle ich aus staatsmännischen Gründen das Zentrum. (Hört! links.) Das Zentrum kann für den Staat sehr unbequem werden und ist es geworden, aber nicht so gefährlich, wie meines Erachtens der Fortschritt werden kann, (Unruhe links) — wenigstens in den deutschen Provinzen nicht, in Polen ist es anders. Da wähle ich als Politiker, der zu einem Urteil, zu einer Meinung verpflichtet ist, notwendig das kleinere Uebel, wenn es eins ist — ich will damit keine unhöfliche Bezeichnung verbinden — was mir das kleinere erscheint. Ich will sagen, ich wähle die Seite, durch welche meiner Ansicht nach das Staatsschiff weniger periklitiert, sondern nur in seiner Steuerung einigermaßen geniert und gehemmt wird, ohne geradezu Gefahr zu laufen. — Sie sehen, ich lege auch hierin meine Ansicht offen dar, und ich bitte, Sie an das gestrige Bild erinnern zu dürfen, daß, wenn ich im Kampf gegen die Parteien und gegen die ununterbrochen sich drehenden Strömungen und Wirbel der Parteien am Steuerruder des Staates stehe, ich nicht alle Jahre, alle Tage und in jedem wechselnden Moment wie ein theoretischer Narr dasselbe thun kann, was ich vor fünfzehn Jahren etwa gethan habe, während eine vollständig veränderte Situation da ist, und der Kampf, den ich pflicht-

mäßig vielleicht, ich weiß nicht wieviel Jahre und, ich gestehe gern ein, mit der mir eignen Lebhaftigkeit geführt habe, jetzt meines Erachtens nicht mehr notwendig ist. Ich ordne diese meine Lebhaftigkeit, wie ich glaube, immer, vielleicht nach meinem gestern getadelten Temperament mitunter nicht schnell genug, doch dem mich beherrschenden Gesetz der salus publica bereitwillig unter. (Bravo rechts.)

---

10. Das Zentrum und die Fortschrittspartei in ihrer Stellung zur Regierung.

30. November 1881.

Den Vorwurf der Inkonsequenz erhob auch der fortschrittliche Abgeordnete Dr. Hänel gegen den Reichskanzler. „Wenn, führte er aus, der Herr Reichskanzler uns versichert hat, daß ihm aus allgemeinen politischen Erwägungen die Unterstützung des Zentrums wertvoller sei als die unsrige, so ist das eine Thatsache, die wir seit einem Jahre wissen; seit einem Jahre wissen wir, daß gerade in diesem Punkte die Politik des Reichskanzlers eine wesentlich veränderte ist.“ Fürst Bismarck:

Ich muß mich von neuem gegen den ungerechten Vorwurf eines willkürlichen oder schnellen Wechsels meiner Ueberzeugungen verwahren, der in keiner Rede von jener Seite gestern und heute mir erspart geblieben ist, und den ich in keiner Rede vorübergehen lassen werde, ohne ihn zu berichtigen. Der Herr Vorredner hat gesagt, meine Stellung zu den Parteien sei von mir wesentlich verändert worden. Er hat das mit Bezug auf meine Aeußerung gesagt, daß ich von den Bundesgenossen, die ich gehabt hätte, verlassen worden sei. Zu diesen Bundesgenossen habe ich nun die Fortschrittspartei niemals

zählen können. Der Herr Vorredner wird wohl nicht von mir behaupten können, daß in meinem ganzen politischen Leben ein Moment existierte, wo ich mich in irgend einer Intimität mit der Fortschrittspartei befunden hätte, die ich hätte aufgeben können. In allen meinen Bestrebungen, und zum Teil erfolgreichen, im preußischen Landtag und im deutschen Reichstag habe ich immer und unwandelbar die Fortschrittspartei zu Gegnern gehabt. Sie hat immer versucht, das zu verhindern, was ich erstrebt habe; ich habe sie immer auf der gegnerischen Seite gefunden. Ich kann mich also in der Beziehung nicht geändert haben; Sie haben mich die Farbe der Unterstützung, die ich aufgegeben haben soll, nie kennen lernen lassen. Der Herr Vorredner hat also unrecht, zu sagen, ich hätte erklärt, oder es läge überhaupt vor, daß ich, zwischen der Unterstützung der Fortschrittspartei und der Unterstützung des Zentrums wählen sollend, die des Zentrums vorzöge. Ich darf gar nicht sehr wählerisch sein in den Unterstützungen; ich bin verpflichtet, wenn ich das Wohl des Reichs erstrebe oder zu erstreben glaube, die Unterstützungen anzunehmen, die mir gewährt werden. Ich sage nur, wenn ich mich in einem gewissen Maße zu einer Heerfolge mit einer Fraktion engagieren soll, daß ich dann die Wege des Zentrums für weniger reichsgefährlich halte, als die der Fortschrittspartei, weniger gefährlich für unsere monarchische Ordnung. Die Unterstützung des Zentrums habe ich selten gehabt, aber doch in einer sehr wichtigen Frage, in der Zollfrage, und von da ab wurde die Aenderung in der Haltung der liberalen Fraktionen zu mir definitiv, die im Frühjahr 1878 begann, wo man mich für die Unfolgsamkeit strafte und mir Sukkurs entzog, mich politisch auszuhungern bemüht war,

um mich folgsam zu machen. Das wurde dadurch besiegelt, daß im Jahre 1879 mit den Liberalen über diese Zollsache nicht zu verhandeln war, ohne, wie ich vorhin sagte, einen Preis dafür zu zahlen, den ich nicht geben wollte, während das Zentrum auf bloß sachlichem Grunde seine Unterstützung anbot (Widerspruch links), ohne andre Bedingungen, als formelle zu stellen. Ja, meine Herren, man gewinnt auf eine Regierung nicht Einfluß dadurch, daß man sie bekämpft, reizt, beschimpft, sondern man gewinnt Einfluß dadurch, daß man sie unterstützt. Diejenigen Regierungen, die für den Druck, für Grobheit, möchte ich sagen, empfänglicher sind, als für Unterstützungen, taugen überhaupt nicht viel. (Heiterkeit.) Das sind, wie ich sie gestern nannte, die Höflinge der Majorität, die Registratoren der Majorität. Solche Leute können Sie in untergeordneten Schichten finden, die bloß fragen: wie fällt die Majorität aus, der werden wir gehorsam sein ohne Kopfzerbrechen; es wird abgezählt: 150 gegen 140, — was nun dem Staate nützlich ist, darüber bildet man sich kein Urteil, das hängt allein von der Majoritätsfrage ab. Es wird abgezählt, das ist so ungemein bequem, dazu brauchen Sie keine Männer von Fähigkeit, von Diensteifer oder von derjenigen Sachkenntnis, die auch an mir von Ihnen so sehr vermißt wird, dazu brauchen Sie mich nicht, dazu brauchen Sie einfache Protokollführer der Majorität, denn der Byzantinismus ist in unsern Zeiten nie so weit getrieben worden, als in der Anbetung der Majoritäten (sehr wahr! rechts); und die Leute, die der Majorität unter Umständen fest ins Auge sehen und ihr nicht weichen, wenn sie glauben im Rechte zu sein, die finden Sie nicht sehr häufig, aber es ist immerhin nützlich,

wenn der Staat einige davon in Vorrat hat. (Bravo! rechts.)

Wenn ich vorher von der Unterstützung gesprochen habe, die ich früher hatte, und die ich verloren habe, so habe ich damit gar nicht die Fortschrittspartei gemeint, sondern die nationalliberale Partei. Allmählich ist in ihr der linke Flügel der stärkere geworden, vielleicht ist er auch der beredsamere, und die Beredsamkeit hat ja ein viel größeres Gewicht, als sie eigentlich in politischen Dingen verdiente; denn es ist nicht immer geschrieben, daß der beste Redner auch der beste politische Urteiler wäre. Ich habe das schon im vorigen Jahre zu sagen Gelegenheit gehabt, und ein Ministerium, zusammengesetzt aus lauter Leuten, die auch nur so viel sprechen, wie ich, würde schon dadurch unbrauchbar sein. (Heiterkeit.) Ich fühle, daß ich darin sündige; ich verlasse keine Sitzung ohne eine gewisse Beschämung, daß ich eine erhebliche Zeit meiner und andrer mit Reden, die die Sache selbst weiter nicht fördern, verbracht habe. Aber, meine Herren, Sie können von mir als Minister doch nicht verlangen, daß ich hier dabei sitze — und hier bleiben muß ich, weil mein Etat zur Beratung steht — und nun ruhig mit anhöre, daß jeder Redner seine sachlichen Darlegungen mit einigen Hieben gegen den Reichskanzler, seine Vergangenheit, das, was er gesagt hat, das, was von ihm zu erwarten ist, verbindet, und ich soll mich ruhig schlagen lassen! Das bin ich nicht gewohnt; ich schlage wieder, wenn ich geschlagen werde. (Heiterkeit.) Dann heißt es in den Blättern, der Reichskanzler allein habe — darüber ist alles einig — die Debatte von dem sachlichen Gebiete auf das persönliche geführt. Ich muß dagegen sagen: dazu habe ich mich nicht vermietet, daß

ich mich injuriieren lasse, sondern ich wehre mich und antworte; aber dann suchen Sie die Ursache, warum die Sachlichkeit aufhört, in den Spitzen und Hieben, die gegen mich eingeflochten werden in den sachlichsten Debatten. Lesen Sie doch den Ursprung unsrer dreitägigen Debatte hier nach! Wie bin ich denn hereingezogen? Immer durch die Spitzen, die gegen mich geschleudert werden; ehe ich wußte, was die Tagesordnung war, habe ich schon solche Angriffe abzuwehren gehabt. Das werde ich immer thun. Sie können mich bis zu einem gewissen Grade ermüden und aufreiben, aber so lange meine Kräfte reichen, fechte ich, und ich bitte Sie doch auch, daß Sie nicht bloß die Leistungen der Abwehr und der Verteidigung zählen und öffentlich besprechen, sondern auch die Angriffe. Das ist ja bei den Kämpfen unter erwachsenen Leuten zwar seltener als unter den andren Teilen unsrer Familien der Fall, daß jeder sich nur der Schläge erinnert, die er empfängt, aber nie derer, die er gegeben hat. (Sehr richtig! rechts.)

---

11. Zur Entstehung des Zivilehegesetzes.

30. November 1881.

Auf die Bemerkung des Abgeordneten v. Kleist-Retzow, das Zivilehegesetz sei seiner Zeit dem Reichskanzler gerade von fortschrittlicher Seite „aufgedrungen" worden, erwiderte dieser:

Ich will nur eine faktische Angabe meines verehrten Freundes, welcher soeben die Tribüne verläßt, richtig stellen.

Die Zivilehe, sagte er, sei mir durch eine Fraktion aufgedrängt worden. So hängt es faktisch nicht zusammen, und der Herr Vorredner würde den richtigen Zu-

sammenhang erfahren haben, wenn nicht etwa damals — wie er schon darauf anspielte — die politischen, die diplomatischen Beziehungen zwischen uns abgebrochen gewesen wären. Ich bin nicht durch eine Fraktion, sondern durch meine damaligen Kollegen im preußischen Ministerium zu diesen Konzessionen bewogen worden, — (hört! hört! rechts) die mir erklärten, sie würden zurücktreten, (hört! hört! rechts) wenn ich die Unterzeichnung weigerte. Da ich in Varzin krank lag, zum Teil krank über den damaligen Konflikt, den ich mit der konservativen Partei hatte und nicht im stande war, Seiner Majestät dem Könige von dort aus ein anderes Ministerium zu bilden, so mußte ich sagen, in diesem Augenblick halte ich das Uebel eines Ministerwechsels für ein größeres, und habe so, nachgebend, meine von Berlin aus wiederholt urgierte Zustimmung erteilt.

Die berührten Vorgänge beziehen sich auf das Jahr 1873; das Zivilehegesetz wurde dem preußischen Landtage am 10. Dezember 1873 vorgelegt, am 20. resp. 24. Februar 1874 vom Herrenhause und Abgeordnetenhause angenommen und im März 1874 publiziert..

---

12. Die Vorbildung zum Konsulardienst.

30. November 1881.

Bei der Beratung des Etats der Gesandtschaften und Konsulate, ebenfalls in der 6. Sitzung des Reichstages, sprach der Abgeordnete Sonnemann bezüglich der Vorbildung zum Konsulatsdienste den Wunsch aus, die Konsulatskandidaten, wenn sie ihre akademische Ausbildung vollendet und die erste Prüfung bestanden haben, sollten dann zwei Jahre an einem Fabrikort oder in einer Hafenstadt praktisch in einem Geschäft thätig sein, um sich praktisch mit dem Geschäftsleben bekannt zu machen, ähnlich wie die

Referendare zwei Jahre bei den Gerichten arbeiten müßten; auf diese Weise würde man bald tüchtig vorgebildete Konsuln bekommen. Fürst Bismarck ging bereitwillig auf diesen Gedanken ein:

Ich bin zu überrascht über die seltene Thatsache, mich mit dem Herrn Vorredner über eine Frage in voller Uebereinstimmung zu befinden, um nicht dieser Ueberraschung Ausdruck zu geben.

Der Vorschlag, den er am Schlusse seiner Rede machte, ist von mir bereits vor Jahr und Tag für den Reichsdienst überhaupt angeregt worden. Ich bin nur durch Krankheit und Ueberhäufung mit andern Geschäften verhindert worden, ihm soweit Folge zu geben, daß er in die Oeffentlichkeit zu bringen war, vielleicht auch dadurch, daß, außer mir, der Gedanke keinen sehr lebhaften Anklang in den amtlichen Kreisen gefunden hat; aber ich werde ihn nicht aufgeben und ihn in der Art verfolgen, daß im Reichsdienst für dasjenige, was ich im allgemeinen die Assessorenqualität nenne, für welche sich im auswärtigen Dienste Korrelate befinden, eine zeitweise Beschäftigung im praktischen Leben notwendig wird, und fast gerade mit den Worten, wie der Herr Vorredner, habe ich diesem meinem Gedanken Ausdruck gegeben, daß in einem kaufmännischen Geschäft, in einem industriellen oder Bankgeschäft, in einem überseeischen Konsulat, in einer Landwirtschaft, kurz in einem Zweige der praktisch produzierenden Lebensthätigkeit die Beamten mindestens ein Jahr lang beschäftigt gewesen sein sollen, bevor sie sich zum Examen melden, und daß dieses Stadium, diese Form der praktischen Vorbereitung in die Bestimmungen aufgenommen werden, die bisher darüber gelten, sollte auch deshalb die eigentliche Bureauarbeit, die bisher zur Vorbereitung erforderlich ist, um ein Jahr

vermindert werden. So viel ich weiß, — und das hat mich eben ermutigt — habe ich bisher auf dem Reichsgebiet darin ziemlich freie Bewegung, welche im preußischen Dienst für das Ministerium nicht vorhanden ist, und ich glaube deshalb, daß die Herren in kurzer Zeit wenigstens Entwürfe als praktisches Ergebnis der seit Jahr und Tag von mir angeregten Vorbereitungen kennen lernen werden.

In demselben Sinne wie der Abgeordnete Sonnemann gab der Abgeordnete Kochhann (Landsberg) die Frage zu erwägen, ob es nicht gut wäre, daß geeignete Persönlichkeiten, welche technische Hochschulen besucht haben, den deutschen Konsulaten in New-York, London und Antwerpen oder noch weit besser unsern großen Gesandtschaften in Washington, Brüssel, Paris und London zugeteilt würden. Ihnen würde die Aufgabe obliegen, über alle neuen Erfindungen und Entwickelungen auf industriellem Gebiet sofort Bericht zu erstatten, und diese Mitteilungen müßten dann in geeigneter Form zur Kenntnis des größeren Publikums gelangen. Auch diesem Gedanken erteilte der Reichskanzler seine Zustimmung:

Ich teile die Auffassung des Herrn Vorredners und bemerke, daß ich nach dieser Richtung hin über das Stadium dieser Anregung bereits hinausgegangen bin, und wenn Gesundheit und Zeit es gestatten, hoffe ich auch, damit ins Leben treten zu können, ehe der Reichstag wieder zusammentritt, und ich betrachte die Aeußerungen der letzten beiden Vorredner zugleich als eine Aufforderung an mich und alle meine Mitarbeiter, die Bestrebungen nach dieser Richtung hin zu aktivieren. (Bravo!)

Einer abfälligen Bemerkung des Abgeordneten Bamberger zu den Aeußerungen des Reichskanzlers stellte der Staatssekretär v. Bötticher nachfolgende Ausführung entgegen: „Gewiß ist es ganz richtig, daß jemand, der zwei Jahre in einem industriellen Geschäft thätig ist, dadurch noch nicht befähigt wird, die Leitung

des Geschäfts zu übernehmen und alle Ereignisse und Wege, welche in der Praxis beobachtet werden müssen, richtig zu berechnen und ihnen folgen zu können. Gleichwohl aber ist es von großem Werte, wenn jemand, der, sei es an der Zentralstelle, sei es auf einem Posten, auf welchem es der Wirkungskreis seines Amtes mit sich bringt, berufen ist, die Bewegungen des Verkehrs zu beobachten und zu beurteilen, in der Praxis, wenn auch nur zeitweise, gestanden hat. Ich glaube, dies wird von keiner Seite verkannt werden, und ich hoffe, daß wir dazu übergehen werden, ein solches praktisches Vorbildungsstadium im Reiche obligatorisch zu machen. Es ist auch schon die Rede davon gewesen, daß man in der preußischen Verwaltung gleiche Bahnen wandeln will." (Beifall.)

---

13. Die Errichtung des Volkswirtschaftsrates für das Deutsche Reich.

1. Dezember 1881.

Der Reichskanzler hatte in dem am 27. Januar zusammengetretenen preußischen Volkswirtschaftsrat die Errichtung einer entsprechenden Institution für das Reich in Aussicht genommen (vgl. die Rede unter Nr. 1) und dieselbe während des Jahres so weit gefördert, daß bereits in dem nächsten Reichshaushaltsetat die Summe von 85000 Mark für denselben eingesetzt werden konnte. Die Position gelangte in der 7. Sitzung am 1. Dezember 1881 zur Plenarberatung; Abgeordneter v. Benda als erster Redner sprach sich im Namen der nationalliberalen Partei gegen die beabsichtigte neue Reichseinrichtung aus; die Partei sei bereit, wenn die Regierung für die Vorbereitung der Gesetzgebung Informationen durch Vernehmung von Sachverständigen wünsche, die Mittel dazu für alle gegebenen Fälle und einzelnen Fragen zu bewilligen, die Partei sei aber gegen die Institution als eine dauernde und organische, wie sie durch die Aufnahme in den ordentlichen Etat begründet werde. Man sei dabei keineswegs von der Voraussetzung ausgegangen, als könne eine mißbräuchliche Verwendung stattfinden, aber es herrsche auf Grund vielfacher Erfahrungen die Ueberzeugung, daß eine solche Versammlung ansehnlicher Personen, denen

man das Gefühl einer großen Bedeutung ohne die Empfindung der Verantwortlichkeit für ihre Beratungen und Beschlüsse beilege, sehr leicht und fast unaufhaltsam auf Abwege gerate, und daß sich sehr leicht ein gewisser Kastengeist ausbilde, der nicht nur für die Gesetzgebung, sondern auch für die Regierung selbst unbequem und störend werde. Er, der Redner, erinnere in dieser Beziehung an Erfahrungen aus andren Ländern, z. B. aus Frankreich, ja sogar aus Preußen, wo das Landesökonomiekollegium dem Minister Friedenthal, als es über seine Kompetenzen hinausging, Veranlassung gab, es in verschiedene Sektionen zu zerlegen und diese in Verbindung mit dem deutschen Landwirtschaftsrat zu bringen. Endlich existierte auch bereits eine große Anzahl von Organen der Selbstverwaltung, insbesondere gerade dieser deutsche Landwirtschaftsrat, welcher unter der vorzüglichen Leitung des Herrn von Wedell-Malchow erhebliche Dienste für die Gesetzgebung geleistet habe, so daß dadurch die Erfüllung der hier beabsichtigten Ziele vollkommen verbürgt sei. Dies seien die einfachen, jeder politischen Färbung fernstehenden, rein sachlichen Gründe, welche den Redner und seine (nationalliberalen) Freunde zur Ablehnung dieser Position veranlaßten. Reichskanzler Fürst Bismarck:

Ich erlaube mir, gegen diesen Antrag auf Ablehnung meinerseits die Annahme nochmals mit denselben Gründen wie das vorige Mal zu empfehlen, und möchte doch davor warnen, daß die Herren nicht hinter einfachen Bestrebungen, die Geschäfte zu erleichtern, stets politische Motive wittern. Der Herr Vorredner sagte, er wiese alle politischen Unterstellungen zurück. Ich thue das meinerseits auch. Der Gedanke, damit das parlamentarische Gewicht zu schwächen, hat uns außerordentlich fern gelegen, als wir in Preußen die analoge Einrichtung ins Leben zu rufen suchten; wir haben einfach gefühlt, daß wir für unsre Vorlagen nicht überall die hinreichende sachliche und vielseitige Vorbereitung gehabt hatten. Es ist uns das ja auch sehr lebhaft hier zu Gemüte geführt worden, daß unsre Vorlagen unvoll-

kommen, unvollständig sind; man hat sie, wie die Lehrer eine Schularbeit kritisieren, hier von Hause aus so bezeichnet: die Arbeit sei schlecht, sie müsse neu gemacht werden. Nun, die Regierung glaubt ja nicht alles zu verstehen. Wenn man so lange wie ich in ihr thätig gewesen ist, so drängt sich einem notwendig mit der Zeit die Ueberzeugung auf, daß die Art, wie Gesetzentwürfe entstehen, eine mangelhafte ist, weil den Regierungsorganen und Ministerien bei der Ueberlastung mit Arbeiten, die aus der alljährlichen Konkurrenz der parlamentarischen und der administrativen Aufgaben entstehen, die Zeit zu genauer Selbstprüfung nicht übrig bleibt, — und außerdem, wenn sie die Zeit dazu hätten, so haben sie nicht immer alle Kenntnisse. Es hat das zur Folge, daß die Gesetzesvorlagen sehr häufig nichts andres sind, als das Ergebnis der Ueberzeugung eines einzelnen vortragenden Rats, der gerade das Departement unter sich hat, es vorzugsweise pflegt, es wahrscheinlich auch versteht, aber doch einseitig, vom grünen Tisch aus auffaßt, weil er mit den Arbeiten des praktischen Lebens als Ministerialrat nicht die notwendigen Beziehungen hat. Viele von diesen Herren haben, wenn sie in diese Stellung kommen, irgend ein Lieblingsprojekt in ihrem Fache liegen, und ihr Chef verweigert ihnen, vielleicht mehrere Jahre hindurch, die Gefälligkeit, diesen Lieblingsgesetzentwurf sich anzueignen und in die Oeffentlichkeit zu lancieren; schließlich wird er weich, und der Verfasser hat die Freude, sein Werk in die Oeffentlichkeit gehen zu sehen. Er ist Spezialist, er hat das Werk mit Sachkunde, aber doch vom einseitigen und theoretischen Standpunkte ausgearbeitet; sein Chef ist nicht einmal Spezialist. Nun wird das Werk beispielsweise in das preußische Staatsministerium

eingebracht, — ja, da ist im allgemeinen in Fachsachen doch bei den Ministern dasjenige kollegialische Vertrauen vorhanden, daß man glaubt, der Ressortkollege wird die Sache hinreichend sorgfältig geprüft haben; die andern Herren — ich spreche rein aus Erfahrung — haben große Pakete von Unterschriften daneben, manche haben ja hunderte von Unterschriften täglich zu leisten, ein Paket schwindet, das andre wächst auf der andern Seite; währenddessen ist in ununterbrochen gleichem Tone der Vortrag des beteiligten Ministerialrats hörbar; der Vorsitzende ist vermöge seiner Pflicht, die Debatte zu leiten, genötigt zuzuhören, kann aber den 120 Paragraphen in ihren Einzelheiten nicht folgen. — Im ganzen wird der Gesetzentwurf im Ministerium angenommen im Vertrauen auf die Sachkunde und die sorgfältige Prüfung des Ressortministers, während dieser wieder überzeugt ist von der Sachkunde seines tüchtigen Rats, der sich jahrelang damit beschäftigt hat. Die Arbeit mag vielleicht vom Standpunkt des einzelnen eine ganz gute sein, aber sie leidet an ihrer Einseitigkeit. Wir glauben im Staatsministerium nicht, daß uns über alle Fragen, die vorkommen können, die Sicherheit des Urteils angeboren ist; wir haben das Bedürfnis, uns zu informieren, und ich möchte doch glauben, die parlamentarischen Versammlungen sollten dieses Bedürfnis auch einigermaßen haben; sie sind ja natürlich von Hause aus, da sie von der Nation gewählt werden, viel erleuchteter als die Minister, die nur von dem Monarchen gewählt werden (Heiterkeit); aber auch Sie können unmöglich in der Kürze der Zeit, in dem Drange der Geschäfte, in dem Ueberwuchern der anderweiten sachlichen Geschäfte, mitunter auch in den Friktionen und Kämpfen mehr politischer Art, wie sie vor-

kommen, — es kann unmöglich jeder einzelne von den vier Hunderten in jede Sache so eindringen, daß ein klarer Fingerzeig von wirklich sachkundiger Seite nicht auch ihm erwünscht sein sollte. Mir scheint dies so natürlich, daß ich in die Notwendigkeit gerate, politische Motive unterzuschieben und an die Befürchtung zu glauben, als wenn durch die Konkurrenz Sachkundiger die parlamentarische Autorität gefährdet wäre, als wenn eine Rivalität eintreten könnte, während wir nur ein Hilfsorgan für alle Faktoren der Gesetzgebung damit anstreben, was Ihnen in gleichem Maße dienstbar sein soll. Sie können und sollten unter Umständen beschließen, die Sache pro informatione an eine solche Enquete durch Sachkundige zu verweisen. Daß Sie dazu eine ständige Institution haben, halte ich um deswillen für nützlich, weil nur diejenigen Erwählten oder Ausgesuchten aus den wirtschaftlichen Verhältnissen, welche sich eingearbeitet haben in solche Sachen, nur die, welche auch durch ihre Annahme des Mandats zu erkennen gegeben haben, daß sie Zeit und Lust dazu haben, — weil nur diejenigen überhaupt sich damit so befassen, daß in der oft kurzen Zeit eine geschäftlich hinreichend geformte Aeußerung ohne viel Diskussion abgegeben wird. Sind das eine Zeitlang hintereinander immer dieselben Leute, so werden sie eine gewisse Praxis in der Behandlung dieser Sachen und dadurch eine Abkürzung ihrer Diskussion haben, die man vermißt, wenn man eine einmalige allgemeine Enquete veranlaßt, wo man sich beliebig ohne den mindesten Fingerzeig jedesmal die Sachkundigen aussuchen und einberufen soll, von denen man gar nicht weiß, ob sie bereit und geneigt sind, dergleichen anzunehmen.

Es ist der Regierungen Wunsch, der Ihnen heute

wieder von uns entgegengebracht wird, und der so dringend auf unsern Ministern lastet, daß er in jeder Session Ihnen wieder entgegentreten wird. (Heiterkeit. Hört, hört! links.) — Ja, meine Herren, es handelt sich doch nicht um Ihre Bedürfnisse hier, da Sie alles selbst wissen. Es handelt sich um die Bedürfnisse der Regierung; die weiß nicht alles. Daß Sie uns die Mittel versagen, Ihnen sorgfältig allseitig geprüfte Vorlagen zu bringen, ist in der That eine außerordentliche Härte und eine Hemmung der Staatsmaschine und des einen Gliedes der Gesetzgebung, welches mit Ihnen zusammen arbeiten soll. Sie sollten uns helfen, uns aufzuklären, Sie sollten mit Freuden das Bekenntnis der Regierung ergreifen, daß die Regierung nicht allwissend ist und nicht in bureaukratischer Allmacht vom beschränkten Unterthanenverstand — wie das früher geschehen sein soll — spricht, sondern sich an diesen Unterthanenverstand vertrauensvoll wendet. (Bravo! rechts.) Dieses Vertrauen fehlt Ihnen, meine Herren. Darum liegt eine Verachtung des Volks und des praktischen Lebens in Ihrer Weigerung. (Oh, oh! links.) Sie sollten uns doch dieses Hilfsmittel nicht versagen. Wenn Sie es uns versagen, erwarte ich auch, daß Sie künftig die Kritik über unvollkommen ausgearbeitete Vorlagen — die uns zuerst auf diesen Gedanken gebracht hat, weil wir innerhalb der bureaukratischen Sphäre beim besten Willen und bei der besten sorgfältigsten Besetzung nicht alle die Auskunft haben können, die wir brauchen — daß Sie diese Kritik künftig aufgeben. Sie sollten uns doch entgegenkommen und überhaupt die wirtschaftlichen Ziele mit uns gemeinsam festzustellen suchen und die Wege, die zu diesen Zielen führen, mit uns gemeinsam erwägen und uns helfen,

diese Wege zu ebnen, und sie mit uns wandeln. Thun Sie es nicht, so ist das eine Erschwerung, eine Hemmung des öffentlichen Dienstes, über deren wirkliche vor dem Volk offen zu rechtfertigende Gründe ich mir nicht klar werden kann, und deshalb wiederhole ich: wir können nicht anders, wir müssen Ihnen mit dieser Forderung wieder kommen, wir brauchen diese Institution ganz notwendig. Wollen Sie uns das, was wir erbitten, wollen Sie uns die Mittel, die die Regierung zu ihrer Amtsführung bedarf, versagen, um die Regierung gewissermaßen lahm zu legen, um sie ohnmächtig, unwissend zu machen und sie nachher desto schärfer angreifen zu können, wenn sie unvollkommene Werke vorlegt, — ja, meine Herren, daß wir uns gegen ein solches System wehren durch jedesmalige Wiederholung der Vorlage, können Sie uns nicht verdenken. Sie könnten sonst sagen, daß die einmalige Einbringung eine mutwillige Forderung von uns gewesen wäre, und das Bedürfnis erledigt sei. Es ist nicht erledigt, es ist ein offenbares Bedürfnis, auf dessen Erfüllung und Abhilfe die Regierung ebensogut bestehen muß, wie auf die Besoldung der notwendigen Zahl von Beamten und auf sonst notwendige sachliche Ausgaben. Wenn Sie uns dies versagen wollen, ja dann hört das Geschäft auf.

Wir sind in Preußen genötigt gewesen und haben dort unter großem Entgegenkommen der Beteiligten und unter Opfern, materiellen und an Zeit, die Möglichkeit gefunden, uns diese Belehrung zu verschaffen. Für uns ist diese Belehrung, deren wir bedürftig sind, eine erwünschte und nützliche gewesen. Ich erlaube mir, Sie an ein altes Sprichwort zu erinnern; es ist noch länger, ich will bloß den Schluß davon anführen, der da heißt:

„Wer nicht weiß und weiß, daß er nicht weiß, der kommt immer noch sehr viel weiter als der, der nicht weiß und nicht weiß, daß er nicht weiß.“ Zu den ersteren gehören wir. Wir wissen manches nicht und sind uns dessen bewußt, daß wir es nicht wissen, und erkundigen uns deshalb und suchen uns zu belehren. Zur zweiten Kategorie gehören alle diejenigen, die glauben, alles zu wissen, und jede Belehrung sich versagen, wenn sie von Bauern oder sachkundigen Arbeitern kommen kann. Wir haben in Preußen dieses Institut, und da habe ich das Gefühl, daß es eine für den nationalen einheitlichen Gesichtspunkt unerwünschte Situation ist, wenn da über die Vorlage, die der König von Preußen in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser macht, nur preußische Sachkundige gehört werden können, und wir haben das Bedürfnis, unsre süddeutschen resp. sächsischen Landsleute u. s. w. dabei in gleichem Maße vertreten zu sehen. Alle Regierungen haben dasselbe Bedürfnis. Sind denn alle 25 Regierungen so wenig zurechnungsfähig über das, was sie bedürfen, daß sie in einem solchen Verlangen einig sind und sich dennoch so dabei irren, daß sie etwas ganz Ueberflüssiges dabei fordern? Das Bedürfnis bei den Regierungen ist so stark, daß, wenn Sie uns die Mittel versagen, wir an die Opferfreudigkeit des Volkes gegenüber der Versagung des Reichstags werden appellieren müssen und mit den Regierungen uns verständigen, ob sie ihrerseits bereit sind — und ich glaube, sie sind dazu bereit —, den preußischen Wirtschaftsrat, den wir demnächst gerade für die uns zunächst vorliegenden Aufgaben berufen wollen, durch Beschickung von seiten der übrigen bundesstaatlichen Regierungen zu vervollständigen. Dann müssen wir einen vom Reichstag unbewilligten, aber fak-

tisch doch herzustellenden Volkswirtschaftsrat haben, bei dem wir uns Rat holen, um Ihnen etwas besser informiert gegenüber treten zu können, als es sonst der Fall sein würde. Gerade die Aufgaben, die die Regierung sich zunächst gestellt hat, die sozialen Reformen und die finanziellen, erfordern eine ununterbrochene Wechselwirkung mit den praktischen Erfahrungen, die darüber in den wirtschaftlichen Kreisen des Volkes vorhanden sind, weil sie auf die Entdeckung einer für die Regierung und für die bureaukratische Welt so gut wie neuen terra incognita ausgehen, und weil man diese Aufgaben, die ich mir allerdings nicht von Hause aus gleich so weitgreifend denke, wie sie geschildert werden, sondern die allmählich und empirisch vielleicht nie sich vollständig erfüllen werden, aber doch der Erfüllung in jeder Sitzung näher gebracht werden können. Auf diesem Gebiete, das wir neu betreten wollen, neu betreten müssen — wenn es von uns nicht geschieht, so wird das Bedürfnis später darauf dringen — auf diesem Gebiete bedürfen wir mehr denn je des Stabes, der Fühlung, nicht wie ein Blinder sie braucht, aber doch wie einer, der eine Reise in eine bisher unentdeckte Gegend unternimmt. Denn die Wissenschaft, die nach einigen Seiten sehr weit eindringt, ist in die Verhältnisse, welche man zur praktischen Lösung der Aufgaben, die sich das kaiserliche Programm gestellt hat, kennen und erwägen muß, bisher nicht so tief eingedrungen, daß sie uns hinreichend Belehrung gäbe; und wer, wie ich, von seiner Kindheit her das Innere der Arbeitshäuser und ihr Familienleben kennen gelernt hat, wird darin oft Eindrücke und Wahrnehmungen erhalten haben, die er in keinem noch so gelehrten wissenschaftlichen Buche richtig wiedergegeben findet. Ich glaube,

daß gerade diese Fragen sich von den praktischen Industriellen, Landwirten, Kaufleuten, besser beantworten lassen, als von den wissenschaftlich gebildeten und bei uns hauptsächlich das Wort führenden Mitgliedern des Reichstags (Heiterkeit), und selbst besser, als es von seiten derer möglich ist, die im Reichstag denselben praktischen Kreisen angehören, aber hier immer in einer ziemlich kurzen Zeit, und ohne auf die andern Aufgaben zu verzichten, genötigt werden, sich ein sicheres Urteil zur Abstimmung über eine, ich kann wohl sagen, riesenhaft ausgedehnte Aufgabe, zu bilden. Ich glaube, Sie können uns auf die Dauer diese Beihilfe, die wir zu unsrer Information fordern, gar nicht versagen; und wie der Tropfen den Stein höhlt, und wie schließlich es schon in der Schrift gesagt ist, daß unablässiges Bitten den Versager doch endlich ermüdet, werde ich in jeder Sitzung wiederkommen und, wenn Sie es uns diesmal abschlagen sollten, was ich nicht hoffe, immer von neuem bitten: geben Sie uns diese Unterstützung zu unsrer Information! (Bravo! rechts.)

---

14. Auseinandersetzung mit dem Abgeordneten Bamberger.

1. Dezember 1881.

Gegen die Einrichtung eines Volkswirtschaftsrates im Deutschen Reich sprach nach dem freikonservativen Abgeordneten Leuschner in längeren Ausführungen der Abgeordnete Dr. Bamberger. Derselbe erläuterte unter andern: „Wir würden in jedem gegebenen einzelnen Falle, wie ich Herrn von Benda völlig beistimme, bereit sein, die Frage zu untersuchen, wie die nötige technische, sachliche Einsichtnahme in gewisse für die Gesetzgebung vorzubereitende Materien auch für die Regierung besser geschaffen werden kann. Allein dieser Volkswirtschaftsrat scheint uns nicht das richtige Mittel und

zu gewichtigen Bedenken Anlaß zu geben. ... Der Herr Reichskanzler meinte, es läge vielleicht eine Art politischen Argwohns in dem Gedanken verborgen, der in den Motiven zur Ablehnung der Vorlage mitwirkt. Ich muß ihm darin recht geben, ich gestehe, daß ich in der Schaffung dieses Volkswirtschaftsrats etwas sehe, was geeignet ist, dem Reichstage eine kleine Nebenkonkurrenz zu machen. Die Art, wie diese Vorlage wiederkehrt, hat etwas Auffallendes — mit einiger Rücksicht auf die Volksvertretung und die Stellung, welche sie in der öffentlichen Meinung beanspruchen darf, wäre hier ein gewisses Maßhalten geboten. Es sind aber kaum fünf Monate verflossen, daß diese Materie hier in zweimaliger Lesung sehr eingehend und ruhig besprochen und zuletzt in namentlicher Abstimmung mit ziemlich erheblicher Majorität abgelehnt worden ist. Wohl ist der gegenwärtige ein neugewählter Reichstag, allein schon die Erwägung, daß die Parteien, welche die Vorlage ablehnten, in verstärkter Anzahl wiedergekehrt sind, sollte die Rücksicht empfohlen haben, nicht gleich sofort wieder eine Abänderung des Verdikts des letzten Reichstages zu verlangen. Gerade aus diesem Vorgehen scheint mir die Mahnung zu erwachsen, daß der Reichstag doch darauf bedacht sei, sich nicht durch ein kleines Nebenparlament vielleicht etwas verdrängen zu lassen, wenn man auch jetzt den Volkswirtschaftsrat als ein ganz harmloses kleines Konsultatiönchen hinstellt. Der Vorschlag ist der französischen Praxis und Routine entnommen, aber gerade in Frankreich hat diese Institution als ein Regierungsinstrument von den Zeiten Turgots bis zum Kaiserreich viel Anstoß erregt, das letztere dieselbe noch 1853 für seine Zwecke reformiert. Und unter der Republik ist die Institution wiederholt, seit den Tagen Mac Mahons verändert worden, je nachdem die Regierung freihändlerische oder schutzzöllnerische Sympathien hegte. Nur allzusehr eignet sich daher ein solcher Volkswirtschaftsrat dazu, ein bloßes Instrument der Regierung gegen die Volksvertretung zu werden. Nicht ein Mittel, unparteiische Wahrheit zu erhalten, sehe ich in dem Volkswirtschaftsrat, sondern nur Meinung zu machen in dem Sinne, wie die Regierungen es wünschen. Spezielle Enqueten für ganz besondere Zwecke, wenn sie sorgfältig betrieben werden, führen viel mehr zu dem ins Auge gefaßten Ziele als ein Volkswirtschaftsrat. ... Der Herr Reichskanzler hat mich öfters zitiert, wenn er etwas aus seinem Anekdotenschatz zum besten gab, und es kommt

mir, vielleicht mit Unrecht, so vor, als verbinde er meinen Namen mit Dingen, um mich ins Lächerliche zu ziehen. Ich bin dafür nicht sehr empfindlich, kann mich aber, wenn es darauf ankommt, zur Not auch wehren, obgleich es mir sehr lieb wäre, wenn ich mich in meiner Annahme irrte. Der Herr Reichskanzler erzählte die Anekdote von dem alten Baron James Rothschild in Paris (vgl. die vorstehende Rede des Kanzlers), welcher oft einen gewissen Meyer fragte, welche Meinung er, Rothschild, über diesen oder jenen Gegenstand habe. Es lag nicht sehr nahe, meinen Namen dabei zu zitieren. Aber der alte Rothschild war, wie Fürst Bismarck selbst sagte, ein sehr kluger Mann, und der Mann, welchen der Herr Reichskanzler Meyer genannt hat, hat seine Funktionen bis zum Ende des alten Rothschild behalten, dessen Meinung über amerikanische Häute und andre Dinge, von denen er nichts verstand, zu verbessern und zu vervollständigen. Bei diesem Besitz dieses Herrn Meyer ist, so viel ich weiß, Rothschild in leidlichen Verhältnissen gestorben (Heiterkeit). Der Herr Reichskanzler hatte auch einmal einen solchen Meyer, der hieß damals Delbrück, von dem er glaubte sich trennen zu müssen, und ich besinne mich deutlich, daß der Herr Reichskanzler mir manchmal auf Anfragen geantwortet hat: „Davon verstehe ich nichts, wenden Sie sich an Herrn Delbrück." Der Volkswirtschaftsrat freilich wird kein solcher Herr Meyer sein, der seine eigne Meinung hat, sondern immer nur diejenige, welche man von ihm verlangt." — Herr Bamberger erwähnte weiter im Verlauf seiner sehr langen Rede einen Brief des Reichskanzlers an die Handelskammer in Grünberg, welcher einen „furchtbaren Rüffel" aussprach, weil die Handelskammer sich erlaubt habe, in Zoll- und Handelsverhältnissen eine eigne Meinung zu haben. Die Rede schloß mit den Worten: „Ein neues Volkswirtschaftsparlament mit allen Fehlern eines Parlaments ohne dessen gute Eigenschaften niederzusetzen, dazu kann ich niemals raten!" Das Wort nahm hierauf der Reichskanzler:

Bevor ich auf die Sache eingehe, will ich dem Herrn Vorredner die Erklärung geben, daß es mir, wenn ich ihn gestern oder vorgestern persönlich erwähnte, nicht eingefallen ist, ihn, wie er meinte, damit lächerlich zu machen, es würde mir auch schwerlich gelungen sein,

sondern ich habe ihn gerade als einen der hervorragendsten meiner Gegner zitiert, um dadurch zu zeigen, wie es für mich doch nicht möglich wäre, meine Vorlagen nach den Wünschen einzurichten, die hier im Reichstage mir gegenübertreten. Dann muß ich aber auch auf seine Aeußerungen, was ich leider in der Ausdehnung, in der er gesprochen hat, nicht vermögen werde, doch noch einiges erwidern, weil der Herr Vorredner die Bedeutung, die Tragweite der ganzen Vorlage, wie wir sie bringen, wesentlich verschoben hat, vielleicht unabsichtlich; vielleicht mißversteht er selbst, was wir erstreben. Er hat wiederholt den Accent darauf gelegt, er wolle Zeugen zulassen, aber sie brauchten keine Richter. Nun, meine Herren, weiter wie Zeugen über Sachverhältnisse suchen wir ja auch gar nichts. Richter! Mein Gott, worüber sollten denn diese richten! Ein Nebenparlament, das liegt uns ja ganz und gar fern. Ich möchte sagen, da kommt bei Ihnen das Mißtrauen des argwöhnischen Alleinherrschers zum Vorschein, der keine andre Größe neben sich dulden will; — uns liegt das aber sehr fern. Der Herr Vorredner hat gesagt, dieser Wirtschaftsrat würde nicht unparteiisch sein. Das soll er auch gar nicht. Die Regierung setzt ihn zusammen, das ist ja ganz natürlich. Die Regierung sucht dabei keinen Richter weder über sich noch über den Reichstag, sie sucht ein Hilfsorgan, um ihren eignen Schwächen, ihrem Mangel an Kenntnis zu Hilfe zu kommen, oder, wie der Herr Vorredner schärfer gesagt hat, sie sucht Zeugen über die wirklichen Thatbestände, die durch die Vorlagen der Regierung berührt werden können. Sie beabsichtigt auch nicht, sich die Meinung machen zu lassen von dem Volksrat, sondern sie will nur ihre Meinung nicht eher fest-

stellen, als bis sie diese Sachkundigen über die Thatbestände, über die Bedürfnisse, über die Leiden der betreffenden Industrien gehört haben wird.

Der Herr Vorredner hat damit begonnen, daß er mir einen Vorwurf daraus machte, daß ich nach so kurzer Zeit, fünf oder sechs Monate nachdem Herr von Bennigsen zu meinem großen Bedauern diese Vorlage, die gar keinen politischen Charakter hat, was ich schon damals sagte, bekämpft hat, sie wieder einbringe. Ja, meine Herren, wenn wir das nicht thäten, so würden Sie glauben, daß das Bedürfnis, eine solche Institution zu haben, bei uns nicht fortbestehe. Wir müssen Sie mahnen, diesem Bedürfnis abzuhelfen, wir sagen Ihnen, wir, die Regierungen, wir bedürfen der Informationen. Darauf sagt Herr Bamberger: da irren Sie sich, Sie bedürfen deren gar nicht; — je weniger informiert Sie vor uns kommen, desto leichter ist unser Spiel — (Widerspruch links) — mag der Gedanke zu Grunde liegen, — ich weiß es nicht, aber auf mich macht es den Eindruck und im Lande macht es den Eindruck: Sie brauchen diese Informationen nicht, Sie sollen Ihre Informationen allein hier im Reichstag suchen. Meine Herren, der Reichstag kann alles, alles ablehnen, alles amendieren, aber die Vorlagen kann er für die Regierung nicht arbeiten. Darauf kommt es aber an, und das liegt in der ganzen Motivierung, die wir voriges Jahr gebracht haben, und die wir immer wieder bringen. Zur Herstellung unsrer Vorlagen brauchen wir den Wirtschaftsrat; da ist von Richten, von Beschränkung der Kompetenz des Reichstages nicht die Rede, wenn man nicht außerordentlich argwöhnisch und mißtrauisch in dieser Richtung ist, wie ich das zu meinem Bedauern von einem so angesehenen

Parlamentarier, wie der Herr Vorredner ist, heut vernommen habe. Ich glaubte, Sie wären Ihrer Stellung und Herrschaft sicherer, als daß Sie sich vor dem Wirtschaftsrat fürchteten! (Heiterkeit rechts.) Unser Bedürfnis besteht fort, und davon haben wir Ihnen von neuem Kenntnis geben müssen. Außerdem hat der Herr Vorredner darauf doch zu wenig Gewicht gelegt, daß dies ein ganz neuer Reichstag ist. Wenn wir dem unser Bedürfnis nicht wieder anmeldeten, so würde man mit Recht annehmen: Sie sind still, also Sie sind zufrieden, daraus sieht man, es ist eine Quengelei und ein plötzlicher Einfall, einer von den vielen „schenialen" Einfällen, wie ein Herr sich gestern ausdrückte — ich würde „genialen" sagen — (Heiterkeit), die in dem Gehirn des Reichskanzlers entstehen und wieder vergehen, je nachdem es phosphoresciert. Den Vorwurf würde man wiederum gemacht haben; ich aber habe die Absicht, an diesem einmal erkannten Bedürfnis, so lange ich lebe, zu beweisen, daß die Meinungswechsel bei mir nicht so häufig sind. Der Volkswirtschaftsrat soll gar nicht, wie der Herr Vorredner sagte, zwischen dem Reichstag und dem Bundesrat stehen, er soll einfach hinter dem Bundesrat stehen, hinter den Regierungen, namentlich hinter der eigentlichen Präsidialinitiative, von der die meisten Vorlagen ausgehen, damit diese durch die Zeugenvernehmung dieser Sachkundigen sich informieren kann, bevor sie mit ihrer Weisheit an das Licht des Tages tritt. Ich erstrebe nicht eine Einrichtung nach Maßgabe der wiederum nicht passenden Berufung des Redners auf die gleichmäßige französische Institution. In Frankreich ist nie irgend ein Parlament — und die französischen Parlamente, ich meine die heutigen, nicht die alten, waren

sehr viel wechselnder und gefährdeter in ihrer Stellung wie unsre — so kleinmütig gewesen, daß es sich vor dem französischen Volkswirtschaftsrat gefürchtet hätte. Daß es Turgot, dem Minister einer absoluten Monarchie, unter Umständen unbequem gekommen ist, das mag sein; mir ist auch nicht alles lieb gewesen, was aus unsrem Wirtschaftsrat herausgekommen ist; aber belehrend sind seine Aeußerungen doch immer, und ich möchte Sie bitten, namentlich von Ihrer Seite, sich nicht dem Verdachte des Absolutismus, der keinen andren Einfluß neben sich duldet, auszusetzen, sondern es uns zu gönnen, wenn wir unsere Lernbedürftigkeit eingestehen, uns belehren zu lassen. Es ist das sonst eine außerordentlich geringschätzige Behandlung der Regierungen, wenn sie alle 25 darüber einig sind, sie bedürfen dessen, und hier wird uns gesagt: nein, Sie irren sich alle 25, Sie bedürfen dessen nicht; Sie sind für unsre Bedürfnisse klug genug, Sie sollen sich nicht besser informieren, als wir; wir werden dafür keinen Groschen bewilligen.

Ich erwähnte schon, daß die Zusammensetzung des Wirtschaftsrats natürlich in den Händen der Regierung liegen muß, sie sucht ihre Information da, wo sie sie zu finden glaubt. An eine Art Richterkollegium dabei sich zu wenden, das fällt ihr nicht im Traume ein, Richter haben wir schon genug in der Welt. (Heiterkeit.) Der Herr Vorredner hat gemeint, wir würden denselben Zweck durch Enqueten ad hoc jedesmal mit weniger Arbeit erreichen. Er hat mir also nicht geglaubt, was ich vorhin schon sagte, die Enqueten ad hoc machen ganz zweifellos mehr Arbeit, weil man immer homines novi dabei bekommt, von denen jeder einzelne zuerst vielleicht das Bedürfnis hat, den Beweis zu liefern, wie sachkundig

er ist, was für ein Mann er ist, was er versteht, was er weiß; diejenigen, die schon eine Position gewonnen haben, bei denen es nicht mehr zweifelhaft ist, welche Bedeutung sie haben, die keine Stellung mehr zu gewinnen haben, mit denen wird leichter zu arbeiten sein. Bei neuen Enqueten findet man sehr häufig unrichtige Vorstellungen über das, was für die Gesetzgebung überhaupt erreichbar ist, also was der Herr Vorredner bezeichnete mit dem Monopolbedürfnis eines jeden einzelnen, über das sich der Minister Turgot beklagt hätte. Das findet man bei den plötzlichen Enqueten, bei den Sachkundigen, die noch „grün" sind auf diesem Gebiete, sehr viel häufiger als bei denen, die schon einigermaßen eingelernt sind.

Es ist wirklich bedauerlich, daß ich vor Ihnen so lebhaft plaidieren muß für die Sorte Information, die wir zu brauchen glauben und über deren Bedürfnis, ohne den Rechten des Reichstags zu nahe zu treten, meines Erachtens die Regierungen allein urteilen können. Wir können natürlich, soweit es Geld kostet, es nicht ohne Ihre Zustimmung machen; aber daß Sie uns den Brotkorb so hoch hängen, daß Sie uns die Information nicht gönnen, die wir zu brauchen glauben, das halte ich nicht der parlamentarischen Billigkeit und dem Entgegenkommen entsprechend, welches die gesetzgebenden Körper einander leisten sollen.

Der Herr Vorredner meint, daß man in dem Wirtschaftsrate die objektive Wahrheit nicht finden würde. Ja, da möchte ich nur mit Pilatus fragen: was ist Wahrheit auf diesem Gebiete? Ich weiß nicht, ob wir darüber jemals vielleicht in einzelnen Fragen klar würden, ob wir jemals darüber einig würden, was objektive

Wahrheit ist. Die suchen wir auch in dem Sinne, wie der Herr Vorredner es meinte, nicht. Wir suchen Kenntnis über dasjenige, was dem bureaukratischen Blicke vermöge der Stellung, von der er allein ausgehen kann, entgeht. Wir suchen Belehrung, und ich wiederhole, wir glauben sie zu bedürfen, ohne unwissender zu sein wie andre.

Einer der Herren Redner hat mir gestern die Fähigkeit abgesprochen, in vier Jahren überhaupt etwas zu lernen. Nun, ich habe schon gesagt, daß ich meine Lernfähigkeit nicht über den Durchschnitt der Menschen stelle, aber ein Triennium, drei Jahre, sind doch das Aeußerste, was die meisten von den Herren hier, die etwas hierüber gelernt zu haben glauben, für sich anführen können. Ein Jahr mehr noch, namentlich wenn man durch eine fünfzigjährige bewußte Erfahrung im Leben für die Dinge, die man lernen soll, vorbereitet ist, kann mich wirklich dahin bringen, daß ich — vielleicht irre ich mich — von den Dingen doch eben so viel verstehe, wie der Durchschnitt von Ihnen, meine Herren, den Herrn Redner selbst eingerechnet. Von der Allgemeinheit — in einzelnen technischen Richtungen vielleicht nicht — aber in der Gesamtheit glaube ich darüber ebensoviel Urteil zu haben, wie jeder von Ihnen. Die Herren müssen doch nicht glauben, daß ihnen die Wahl ihrer Mitbürger zugleich durch eine gewisse mystische Weihe alle die Intelligenz, die gesamte Klugheit der zehntausend Wähler überträgt, die hinter ihnen stehen. (Heiterkeit, Oh! links.) Meine Herren, Sie verstehen von der Sache nicht mehr als ich. Seien wir also beide bescheiden, und räumen wir beide ein, daß wir der Belehrung bedürfen, und setzen Sie sich nicht auf das hohe Pferd, daß Sie uns sagen: wir

— nämlich die Fraktion, der der Herr Vorredner angehört — wir wissen genug für beide, für Regierung und Reichstag, die Regierung braucht nichts von Sachkundigen zu lernen.

Der Herr Vorredner sagte noch ganz beiläufig: „seitdem ich mich von Herrn Minister Delbrück getrennt habe,“ — es ist das wieder einer der historischen Irrtümer, die einreißen, — der Herr Minister Delbrück hat sich von mir getrennt und zwar einfach unter Berufung auf seine Gesundheit. Ich will die ärztlichen Details hier nicht erwähnen, die er mir anführte, und ich habe mich vergeblich bemüht, irgend ein andres Motiv, ein sachliches von ihm herauszubringen unter dem Erbieten, ihm entgegenzukommen in dem, worüber er etwa klagen könnte. Er ist einfach dabei beharrt, sowohl Seiner Majestät dem Kaiser gegenüber wie mir, sich auf seinen Gesundheitszustand zu berufen, und ich habe nicht den entferntesten Grund, anzunehmen, daß er mir, der ich mit ihm seit dem Jahre 1851 pari passu in wirtschaftlichen Dingen, er in Zollvereinsgeschäften und ich in Bundesgeschäften in Frankfurt, zusammen arbeitete, daß er jemandem, mit dem er so lange bekannt und vertraut wäre, irgendwie nicht die volle Wahrheit bekannt hätte; es liegt das überhaupt nicht in seinem Charakter, nicht die Wahrheit zu sagen. Wenn ich damals gesagt habe: davon verstehe ich nichts, fragen Sie Delbrück, — so muß das doch gegenüber einem Manne wie Delbrück nicht so buchstäblich genommen werden; ich habe damit sagen wollen, Delbrück versteht davon mehr wie ich, er hat das Ressort in Händen, ich greife ihm nicht leicht ein ohne Besprechung mit ihm. Da ist doch der Herr Vorredner mit den üblichen Formen, die zwischen Leuten wie dem Minister

Delbrück und ihm und mir bestehen, vertraut genug, um aus dieser meiner Aeußerung nicht gleich ein öffentliches parlamentarisches Argument für meine Unwissenheit machen zu dürfen. Ich habe schon öfters gesagt, ich habe mich in dieses Ressort nicht gemischt, so lange es in der Hand Delbrücks war, der eine große Autorität hatte, der seinerseits auch die Verantwortung und die Vertretung davon übernahm. Sie haben auch aus dem, was ich eben anführte, entnehmen können, daß über seine Geschäftsführung kein Meinungsstreit zwischen uns bestand, und daß meine Anerkennung seiner Autorität so groß war, daß die wesentlichen Zweifel, die bei mir zu keimen begannen, ob wir auf dem richtigen Wege wären, von mir unterdrückt wurden gegenüber der Bedeutung und technischen Ueberlegenheit dieses Mitarbeiters, auf den ich nicht verzichten wollte. Ich habe damals solchen Wirtschaftspolitikern gegenüber, die sich darüber beschwerten, daß nicht alles gut ginge — und ich glaube, ich kann Zeugen dafür aufrufen — gesagt: es ist möglich, daß wir stellenweis auf einem irrtümlichen Wege sind, und daß nicht alles richtig ist, was Minister Delbrück unternimmt; aber ich weiß nicht, wie ich die Lücke decken sollte, die entstehen würde, wenn er ausscheidet. Ich kann sein Anteil neben allem, was ich sonst zu thun habe, nicht übernehmen und weiß keinen Ersatz; ich muß mir, wie es so häufig im Leben ist, eine tüchtige Kraft mit ihrem Können und Leisten und mit ihren Irrtümern, wenn welche da sind, erhalten, und kann da nicht einen Mann von der Bedeutung wie Delbrück behandeln einfach wie einen vortragenden Rat, dem ich sage: ich habe Sie bitten lassen, nicht um Ihre Meinung zu hören, sondern um Ihnen die meinige zu sagen; so geht das nicht, sondern ich habe

mit Kollegen doch nur den Gesamtdurchschnitt und das Facit zu ziehen und abzuwägen, ob ich unerachtet einzelner Verschiedenheiten mit ihnen weiter arbeiten kann und muß, oder nicht, und kann nicht in Einzelheiten sagen: das verstehe ich besser.

Der Herr Vorredner hat nachher wieder auf eine rein preußische Frage, auf die Antwort, die ich in meiner Stellung als Handelsminister der Handelskammer zu Grünberg in Schlesien erteilt habe, Bezug genommen. Es ist vorauszusehen, daß darüber in Zukunft Verhandlungen im preußischen Landtage stattfinden werden, da werde ich als Handelsminister Rede stehen. Hier will ich zur Erläuterung bloß anführen, daß die Berichte der Handelskammern gesetzlich vorgeschriebene, amtliche Aktenstücke sind. Wenn ich in diesen amtlichen Aktenstücken aber solche Widersprüche in den Ziffern, solche Widersprüche der Schlußziehung mit den Ziffern finde, wie darin, so müßten die Herren Berichterstatter selbst und die ganze Welt annehmen, daß ein Handelsminister, der sich ruhig solche Berichte einreichen läßt, ohne darauf zu reagieren, sie gar nicht gelesen hat, und daß er seine Schuldigkeit nicht thut. In einem amtlichen Berichte verlange ich vor allen Dingen Wahrheit; die habe ich darin nicht gefunden, und das habe ich offen gesagt und bin es bereit zu vertreten, und wenn Zeit wäre, so würde ich es beweisen, indem ich alle diese Ziffern, die hier zur Hand liegen, Ihrem Sitzungsprotokoll einverleibte. Ich will Sie aber nicht damit langweilen, und Sie werden heut gewiß mit mir gern darauf verzichten.

Die Position des Etats für den Volkswirtschaftsrat wurde in namentlicher Abstimmung mit 169 gegen 83 Stimmen abgelehnt.

---

15. Die Ausbildung der Fabrikgesetzgebung.

9. Januar 1882.

In der 20. Sitzung des Reichstages, am 9. Januar 1882, brachte der Abgeordnete Dr. Freiherr v. Hertling, Mitglied des Zentrums, folgende Interpellation ein:

> „Liegt es in der Absicht der verbündeten Regierungen, in ihrer Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen die bestehende Fabrikgesetzgebung einer weiteren Ausbildung zu unterziehen, insbesondere in der Richtung, daß die Sonntagsarbeit thunlichst beseitigt, die Frauenarbeit weiter eingeschränkt und eine übermäßige Ausdehnung der Arbeitszeit für erwachsene männliche Arbeiter verhindert werde, daß ferner spezielle Vorschriften über die im Sinne der Gewerbeordnung in den gewerblichen Anlagen vorzunehmenden Schutzmaßregeln erlassen und die mit der Fabrikinspektion beauftragten Beamten mit umfassenderen Befugnissen ausgestattet werden?"

Aus der Begründung der Anfrage durch den Interpellanten seien folgende Sätze hervorgehoben: „Die Allerhöchste Botschaft (vom 17. November 1881, vgl. Nr. 1 dieser Abteil.) drückt wiederholt die Ueberzeugung aus, daß die vielen sozialen Schäden unsres Volkslebens nicht durch einseitige Repressivmaßregeln gegen die sozialdemokratischen Ausschreitungen geheilt werden können, sondern daß positive Maßregeln zum Wohl der arbeitenden Klassen getroffen werden müssen. Nach der Lage der parlamentarischen Geschäfte scheint indessen keine Aussicht zu sein, noch in dieser Session den Reichstag mit solchen Maßregeln zu befassen. Meine politischen Freunde meinten trotzdem, es empfehle sich, jene Mahnung an den Reichstag nicht ohne Antwort zu lassen, und in diesem Sinne habe ich mir erlaubt, meine Interpellation bei dem Hohen Hause einzureichen." Nachdem der Redner Punkt für Punkt eine sehr ausführliche Empfehlung seiner Interpellation gegeben, schloß er mit den Worten: „Ich glaube mich der Hoffnung hingeben zu können, daß diese Anregung bei den verbündeten Regierungen eine wohlwollende Aufnahme finden werde. Die liebste Antwort würde mir die sein, daß die ganze Anfrage überflüssig gewesen sei, daß alle darin berührten Punkte die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der verbündeten

Regierungen seit lange in Anspruch genommen hätten. Ich würde dennoch glauben, daß auch dann die gegebene Anregung nicht ohne Nutzen gewesen sein würde." Fürst Bismarck antwortete darauf:

Die Antwort, welche der Herr Interpellant als die ihm liebste bezeichnet hat, kann ich ihm nach meiner Ueberzeugung vorweg geben. (Bravo! rechts und im Zentrum.) Ich glaube, daß die Anregung eine für den Augenblick unnötige war. Ich will nicht sagen, daß sie nicht eine dankenswerte Unterstützung der Bestrebungen der Regierung gewesen wäre, aber als solche halte ich sie wesentlich verfrüht. Der Herr Interpellant selbst ist sich darüber klar gewesen, daß die verbündeten Regierungen verwandte Anträge zu den seinigen noch in diesem Jahre voraussichtlich einbringen werden; er hat aber geglaubt, daß einige der von ihm angeregten Punkte unabhängig und vorweg erledigt werden könnten. Ich glaube im Gegenteil, daß sie nur in Verbindung mit den für das Frühjahr in Aussicht stehenden Vorlagen der verbündeten Regierungen sachgemäß erledigt werden können. Ich glaube, daß die meisten der Ziele, die der Herr Vorredner uns stellt, nur auf der Basis korporativer Assoziationen mit annähernder Sicherheit, ich will nicht sagen erreicht werden können, aber daß es nur auf dieser Basis möglich sein wird, ihnen so weit näher zu treten, wie es nach menschlicher Unvollkommenheit thunlich ist. Um diese Basis zu schaffen, steht uns noch mindestens ein arbeitsvolles Jahr, vielleicht mehr wie das bevor. Die Vorlage über die Berufsstatistik, welche Ihnen diese Session gebracht hat, ist die erste Grundlage davon, und es wäre mir lieber gewesen, diese Vorlage gefördert zu sehen, als eine Interpellation gestellt zu sehen, deren Beantwortung mir der Herr Vorredner

dadurch erschwert hat, daß er sie selbst beantwortet hat, und zwar so, daß ich seiner Beantwortung so sehr viel kaum hinzuzufügen haben werde.

Der Herr Vorredner hat die Schwierigkeiten und Schäden, von denen unsre Industrie und die Mitwirkung der Arbeiter an derselben begleitet ist, lebhaft und drastisch geschildert; er hat dadurch das Interesse der Regierung, die Sorgfalt, mit der die Regierung bemüht ist, diesen Schäden abzuhelfen, nicht steigern können, wenigstens die meinige nicht. Es ist, wie ich schon häufig wiederholt habe, die einzige Aufgabe, die mir die Notwendigkeit, im Dienste zu bleiben, willkommen macht, und der Herr Vorredner kann in dieser Richtung meinen Eifer nicht stärker beleben. Ob durch die akademische Diskussion, in die wir nach der erheblichen Rednerliste, die ich vor mir liegen habe, eingehen werden, diese unsre Aufgabe gefördert werden wird, — ich glaube es und hoffe es, denn diese Aufgabe gehört zu denen, die, je mehr sie diskutiert werden, je mehr sie von den Schlacken und den Vorurteilen befreit werden, von den Irrtümern, die absichtlich oder unabsichtlich darüber verbreitet werden, um so mehr gewinnen und um so mehr Hoffnung auf Lösung bieten werden. Ich bin also in dieser Beziehung dem Herrn Vorredner dankbar, daß er über die Fragen, die wir bearbeiten, eine öffentliche Diskussion angeregt hat.

Wenn ich vor dem Feste den Wunsch geäußert hatte, diese Interpellation selbst beantworten zu können, so bin ich dazu nicht veranlaßt worden durch das Bewußtsein, daß ich mehr darüber zu sagen hätte, als irgend ein andrer sagen könnte, sondern gerade durch die Empfindung, daß sich in dem jetzigen Stadium über diese Fragen nur wenig sagen läßt, und daß das wenige wesentlich

in der Kundgebung meiner persönlichen Ansichten besteht. Die verbündeten Regierungen sind bisher nicht in der Lage gewesen, sich schlüssig zu machen; sie warten dazu das Material ab, an dessen Vorbereitung wir gegenwärtig arbeiten. Ich bin nicht einmal in dem Falle, wie sonst wohl, im Namen des Kaisers bestimmte, schon Gestalt habende Ziele zu bezeichnen, da Seine Majestät der Kaiser in Fragen von der Wichtigkeit, wie diese, die definitiven Entschließungen nicht faßt, bevor das Für und Wider sorgfältig und funditus erwogen ist. Die Ziele, welche der kaiserlichen Politik vorschweben, sind durch die kaiserliche Botschaft gekennzeichnet. Es handelt sich nun aber um die Wege, auf welchen sie zu erreichen sind, und die Wahl dieser Wege ist gleich wichtig wie die Festlegung des Zieles überhaupt, denn jeder Weg kann ein richtiger Weg sein, er kann auch ein Irrweg sein. Ich muß sagen: ich selbst bin meiner Ueberzeugung über die Wahl der Wege — über die Ziele bin ich mir ganz klar — aber der Wahl der Wege bin ich so unbedingt sicher nicht, daß ich Ihnen heute mit Bestimmtheit amtliche Andeutungen über das machen könnte, was ich hoffe etwa im Monat April dem Reichstage vorlegen zu können auf diesem Gebiete. Ich bin teils noch nicht mit mir darüber einig, teils nicht mehr in dem Maße, wie ich es früher war; noch nicht, weil ich der Belehrung bedarf. Ich bin nicht durch die Weihe der öffentlichen Wahl gegangen und bin deshalb auch nicht in der Lage, über alle Dinge der Welt eine feste, unabänderliche Meinung (oh! links) rasch in promptu zu haben, sondern ich überlege mir die Dinge selbst, und wie ich in manchem Konzept über wichtige Sachen viel streiche, viel ändere, sie kassiere und wieder neu arbeite, so ist es auch in

diesen Fällen. Ich glaube nicht, es schon erreicht zu haben; ich glaube nicht, diese Dinge, die sich der menschlichen Beherrschung in demselben Maße entziehen, wie der Organismus des menschlichen Körpers der ärztlichen, so zu durchschauen, daß meine Meinung nicht der Belehrung und Aenderung unterworfen wäre. Ich sage dies in der Erinnerung daran, daß ich über die Unfallversicherung erst seit der Vorlage des vorigen Jahres die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ohne korporative Unterlagen die Sache faktisch nicht ins Leben zu führen sein wird. (Hört, hört! links.) Die bei der Vorlage vom vorigen Jahre uns vorschwebende, auf den ersten Anblick gewählte — ich möchte sie bureaukratische Einrichtung nennen (sehr richtig!), hat mich als Geschäftsmann überführt, daß die Masse der Geschäftsnummern, die entstehen würden, für keine Centralbehörde zu bewältigen sein würde. Es ist also notwendig eine Arbeitsteilung geboten, und zwar eine solche, die den Interessenten mit heranzieht, und welche den schließlichen Ersatz des Schadens kombiniert mit der Aufgabe, den Schaden durch Aufsicht zu verhindern und einzuschränken, — ich meine also, eine Beziehung der Fabrikinspektoren — um dies obiter zu berühren — zu den Korporationen. Die Korporationen sollen wesentlich aus den gleichartigen Gefahrenklassen bestehen, so daß derjenige, der die Schäden zu bezahlen hat, auf den die Beiträge umgelegt werden, der also zugleich das Interesse hat, sie zu verhindern, gerade wie eine Brandassekuration feuergefährliche Einrichtungen zu verhindern sucht, daß der auch zugleich die Aufgabe habe, bei seinen Genossen darüber zu wachen, daß sie nicht leichtfertig Unfälle herbeiführen. Das Korporationsinteresse soll die Fabrikinspektion unterstützen, die ja

immer in ihrem staatlichen Charakter bestehen kann, aber meines Erachtens nicht isoliert bureaukratisch, sondern getragen von irgend einer kollegialisch oder unter öffentlicher Kontrole arbeitenden Korrektur; sonst kommen wir in persönliche Willkür, die selten, aber doch auch, in diesem Fache vorkommt.

Wenn ich sage, ich bin nicht mehr so fest in meinen Ueberzeugungen, wie ich es war, so habe ich eine Ursache davon schon erwähnt: die, daß ich mich überzeugt habe, daß die korporative Organisation, die wir in der früheren Unfallversicherungsvorlage nur fakultativ ermöglicht hatten, zwangsweise eingeführt werden muß. Ich glaube, es giebt keinen andern Weg, welcher zu praktischen Erfolgen zu führen verspricht.

Eine andre Einwirkung, die mich einigermaßen irre gemacht hat in meinem Glauben an Erfolg, liegt im Ausfall der Wahlen. Ich kann mich der Thatsache nicht verschließen, daß gerade in den industriellen und Arbeiterkreisen vorzugsweise Gegner der Regierung gewählt worden sind, nicht überall, aber doch vorwiegend nach der Majorität. Ich muß also daraus schließen, daß die Arbeiter im ganzen mit den ihnen doch kaum unbekannten Intentionen der gesetzgebenden Initiative nicht einverstanden sind (Rufe links: Sehr wahr!), daß die Arbeiter also von den Herren, die eben „sehr wahr!" rufen, von den Herren, welche die freie Konkurrenz aller Kräfte, der Schwachen wie der Starken in allen Beziehungen vertreten, also von den Herren des Freihandels, des Gehenlassens, wie der Herr Vorredner sagte, des laisser faire, mit einem Wort, von der fortschrittlichen und sezessionistischen Politik mehr erwarten, als von den Reformversuchen der Regierung. Das liegt unzweifelhaft in den Wahl-

ergebnissen eines großen Teiles unsrer Wahlkreise, und das ist es, was mir in den Ergebnissen der letzten Wahlen am meisten zu Herzen gegangen ist. Ob die politischen Parteien sich etwas verschieben, ob etwas mehr von den Mittelparteien nach den extremen hin abgeht oder umgekehrt, das muß ich mir gefallen lassen und das macht mich nicht irre; aber diese Wahrnehmung, daß die Massen der Arbeiter selbst, den Versuchen der Regierung, ihre Lage zu verbessern, in dem Maße mißtrauisch gegenüberstehen, daß sie lieber Vertreter der Richtung wählen, welche auf dem Gebiete der Wirtschaftlichkeit das Recht des Stärkeren befürwortet (Rufe links: Oho — Hört!), und welche den Schwachen in seinem Kampfe gegen die Macht des Kapitals, gegen all die Gefahren, die der Herr Interpellant beredter, als ich es vermag, geschildert hat, im Stiche lassen, ihm jeden Beistand versagen und ihn dafür auf seine eigne Menschenwürde, auf die freie Konkurrenz und die Privatassekuranz und auf ich weiß nicht was noch für Worte hinweisen, kurz die ihm jede Staatshilfe versagen. — Ich habe als das System, welches ich nach dem Willen Seiner Majestät des Kaisers zu vertreten habe, bei früheren Gelegenheiten aufgestellt: wir wollen dahin streben, daß es im Staate womöglich niemanden oder doch so wenige wie möglich gebe, die sich sagen: wir sind nur dazu da, um die Lasten des Staates zu tragen, wir haben aber kein Gefühl davon, daß der Staat um unser Wohl und Weh sich irgendwie bekümmert, — daß die Zahl dieser nach Möglichkeit vermindert werde. Es gehört zu den Traditionen der Dynastie, der ich diene, sich des Schwachen im wirtschaftlichen Kampfe anzunehmen. Friedrich der Große sagte schon: je serai le roi des gueux, und er hat es nach seiner

Art durchgeführt in strenger Gerechtigkeit gegen Hoch und Gering nach der Art, wie seine Zeit es mit sich brachte. Friedrich Wilhelm III. hat dem damals hörigen Bauernstande eine freie Stellung verschafft, in der es ihm gegeben gewesen ist — bis zu einer rückläufigen Bewegung, die vor etwa 15 Jahren anfing —, zu prosperieren und stark und unabhängig zu werden. Unser oder mein jetziger Herr ist von dem edlen Ehrgeiz beseelt, in seinem hohen Alter wenigstens noch die Hand angelegt und den Anstoß gegeben zu haben, daß für die heutzutage schwächste Klasse unsrer Mitbürger, wenn auch nicht die gleichen Vorteile und Ziele wie für den Bauernstand vor 70 Jahren, aber doch eine wesentliche Besserung der Gesamtsituation, des Vertrauens, mit dem dieser ärmere Mitbürger in die Zukunft und auf den Staat, dem er angehört, sehen kann — daß noch zu Lebzeiten Seiner Majestät hieran Hand angelegt wird, und daß die Bewegung, die damit angeregt wird, vielleicht in einem weiteren Menschenalter ihre Ziele erreicht, wenn sie vielleicht auch wieder ersterben mag unter dem Drange der Zeit und der Gewalt andrer Kräfte. Er hat es sich als Ziel gesetzt, auf diesem Gebiete nach einem früher oder später erreichbaren analogen Zustand der Arbeiter zu streben, wie Sein hochseliger Vater in der ewig denkwürdigen Emanzipation der Bauern, die an die Namen Stein, Hardenberg und Friedrich Wilhelm III. sich knüpft. Mit dieser Tendenz ist ja das Gehenlassen, das Anweisen des Schwachen auf seine eignen Kräfte und auf Privathilfe im diametralen Widerspruch. Nichtsdestoweniger und bei der vielbewährten Treue, mit welcher der gemeine Mann bei uns an seiner Dynastie und an seinem Königtum hängt, sind die Verheißungen, die Anerbietungen,

die Anfänge einer emanzipierenden Gesetzgebung in den großen Zentren der Industrie von dem Arbeiter mit weniger Vertrauen aufgenommen worden, als die Anerbietungen der Herren, die kühl und legal sagen: helft euch selbst, ihr seid dazu imstande, ihr seid stark genug, eure Unabhängigkeit erfordert das, vom Staate habt ihr nichts zu erwarten; kurz, die Niederlage, welche die Regierung oder die ich persönlich mit meinen Reformbestrebungen in den großen Zentren der Industrie bei den Arbeitern in der Wahl erlitten habe, hat mich bis zu einem gewissen Grade entmutigt; allein diese Entmutigung kann mich nicht abhalten, meine Schuldigkeit zu thun, solange ich im Dienste bin, und wenn ich auch ganz sicher bin, einer ausnahmslosen Opposition gegen das, was ich den Herren vorlege, entgegenzugehen — ich sehe den Korb, den ich bekommen werde, schon vor mir, ich muß ihn aber bekommen, und zwar öffentlich bekommen, um das Bewußtsein zu haben, meine Schuldigkeit gethan zu haben. Ich kann also auch nicht einmal meiner eignen Ueberzeugung, meiner Entmutigung, unter der ich spreche, im Hinblick auf die Arbeiterwahlen, einen vollen und unbegrenzten Ausdruck geben, sondern muß meinen Dienst weiter thun. Ich muß wiederholen, und bin gewiß viel zu wortreich, um zu entwickeln, daß ich eigentlich wenig zu sagen habe, und ich will daher lieber ohne weiteres dem Wortlaut der Interpellation näher treten.

Wenn ich sie in der Allgemeinheit beantworten könnte, wie die Frage gestellt ist, dann wäre es ja außerordentlich leicht, dann brauchte ich die verbündeten Regierungen nicht zu fragen. Unter ihnen ist keine so übelwollend, daß sie nicht dem Arbeiter seine Sonntagsruhe und die Möglichkeit, seinem Gottesdienst zu folgen, daß sie nicht

dem Arbeiter und seiner Frau die Möglichkeit gönnte, mit der kürzesten Arbeitszeit die notwendige Einnahme sich zu sichern, deren er das Jahr hindurch bedarf, um zu existieren. Ich glaube aber, eine so kurze Antwort ist wohl nicht die Absicht der Herren Interpellanten gewesen, mit denen ich sonst wesentlich in ihren Bestrebungen auf diesem Gebiet, nicht überall, auch nicht vollständig, aber in der Hauptsache mich einverstanden erkläre; sondern sie haben gewiß beabsichtigt, daß ich zu der akademischen Diskussion, die uns bevorstehen wird, auch meinerseits mein Scherflein beitrage und Material der Kritik entgegenbringe, und das wird ja auch geschehen. Die Ansprüche des Herrn Vorredners — ich bitte um Verzeihung, wenn ich unter Schwierigkeiten spreche, ich bin noch nicht ganz hergestellt, wollte mich aber heute der gestellten Aufgabe nicht entziehen. Die Anforderungen des Herrn Vorredners könnte ich um so sicherer mit einem einfachen Ja beantworten und mich dann wieder hinsetzen, weil ich mich dabei ganz innerhalb des Gebiets befinde, was ich mir erlaubte bei einer früheren Gelegenheit „praktisches Christentum" zu nennen, das heißt Bethätigung unsrer christlichen Sittenlehre auf dem Gebiet der Nächstenliebe. Ich habe gefunden, daß in der Presse mehr als im Parlament diese Bezeichnung manchen Anstoß gegeben und manche Gegner geschaffen hat, denen das Wort „christlich" unangenehm ist, es so scharf accentuiert zu sehen, — ich meine nicht von konfessionellen Unterschieden, ich meine nur von dem Unterschiede in dem Grade des Glaubens oder Nichtglaubens. Aber auch diejenigen, die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen

sie ihre andern Handlungen in dieser Welt einrichten, wesentlich nur die fossilen Ueberreste des Christentums ihrer Väter sind (sehr gut!), die unsre sittliche Richtung, unser Rechts- und Ehrgefühl noch heute, manchem Ungläubigen unbewußt, bestimmen, wenn er auch die Quelle selbst vergessen hat, aus der unsre heutigen Begriffe von Zivilisation und Pflicht geflossen sind. Ich glaube also, auch ihnen und selbst denen, die einer andern Konfession angehören, ist doch das Gebot der Nächstenliebe, das Gebot der Wohlthätigkeit auch in ihrer Konfession ein vorherrschendes. Ich sehe daher nicht ein, mit welchem Recht wir für unsre gesamten Privathandlungen die Gebote des Christentums, lebendig oder fossil, anerkennen und sie gerade bei den wichtigsten Handlungen, bei der wichtigsten Bethätigung unsrer Pflichten, bei der Teilnahme an der Gesetzgebung eines Landes von 45 Millionen in den Hintergrund schieben wollen und sagen: hier haben wir uns daran nicht zu kehren. Ich meinerseits bekenne mich offen dazu, daß dieser mein Glaube an die Ausflüsse unsrer offenbarten Religion in Gestalt der Sittenlehre vorzugsweise bestimmend für mich ist und jedenfalls auch für die Stellung des Kaisers zu der Sache (Unruhe links) und daß damit die Frage von dem christlichen oder nichtchristlichen Staate gar nichts zu thun hat. Ich, der Minister dieses Staates, bin Christ und entschlossen, als solcher zu handeln, wie ich glaube, es vor Gott rechtfertigen zu können. (Bravo! rechts.)

Wenn ich also von diesem Standpunkt die Ansprüche — deren lebhafte Schilderung der Interpellant uns nach den Bedürfnissen und der Lage der Arbeiter gemacht hat — die Ansprüche, die er darauf gründete, ohne seinerseits etwas zur positiven Lösung der Frage beizutragen — wenn

ich die als vollständig gerechtfertigt anerkenne, so bin ich doch als Minister in einer andern Lage, als ein einfacher parlamentarischer Redner, der von dem, was er sagt, eine unmittelbar praktische Folge, für die er selbst eine Verantwortlichkeit fühlte, nicht erwartet, und ich kann deshalb so dreist und entschlossen der Sache nicht näher treten, wie das in der Interpellation geschehen ist. Es liegt in all den Aufgaben, die aus der Interpellation für unsre Gesetzgebung hervorgehen, die Frage: wo ist die Grenzlinie, bis an welche man die Industrie belasten kann, ohne dem Arbeiter die Henne zu schlachten, die ihm die Eier legt? Wenn man an die Industrie Anforderungen stellt zur Erfüllung staatlicher Zwecke — und ein staatlicher Zweck ist die Herstellung eines höheren Maßes von Zufriedenheit bei allen Angehörigen, die der Industrie an sich ziemlich gleichgiltig sein kann — wenn man die Anforderungen zur Herstellung staatlicher Zwecke an die Industrie stellt, so muß man sich die Grenze der Tragfähigkeit dieser Industrie doch sehr genau vergegenwärtigen; (sehr richtig! links) das kann man wiederum meines Erachtens, wie der Herr Vorredner auch bemerkte, nicht en bloc und im ganzen, das wird man mit einzelnen Berufsklassen vielleicht können, unter deren Zustimmung und mit deren Mitwirkung. Aber, wenn man ohne diese Grenze zu respektieren, ohne sie auch nur zu ermitteln — und gerade dazu, meine Herren, nehme ich Ihre und die Hilfe des von Ihnen verkannten Wirtschaftsrats in Anspruch, um diese Grenze richtig zu finden — wenn man hineingeht, ohne die Grenze zu suchen, ohne sie zu respektieren, so läuft man Gefahr, die Industrie mit Anforderungen zu belasten, zu deren Erfüllung sie gar nicht im stande ist. Mit Schaden betreibt

niemand eine Industrie, oder auch selbst für geringen Gewinn betreibt sie niemand; wer mit fünf Prozent seines Kapitals zufrieden ist, hat es bequemer, wenn er sich rein auf die Couponschere verläßt, die brennt nicht ab, die versagt auch nicht, es ist ein reinliches Geschäft. Wer ein Risiko unternimmt durch Anlage großer Kapitalien in Unternehmungen, deren Verlauf niemand vorhersehen kann, der thut es für den Gewinn, den er dabei zu machen hofft, zur Vermehrung seines Vermögens, zur Versorgung seiner Familie. Schwindet dieser Gewinn, so tritt das Unglück für den Arbeiter ein, welches meines Erachtens viel größer ist als die lange Dauer der Arbeitszeit, nämlich die Gefahr der Brotlosigkeit mit dem Uebergangsstadium der Lohnverringerung. Das ist das erste, worin sich das Uebel fühlbar macht, daß es die Löhne verringert, wenn der Bedarf an Arbeit sich so mindert, daß anstatt daß jetzt geklagt wird, es wird zuviel Arbeit verlangt, dann zu wenig verlangt wird, und daß dann für sechs Tage nur für drei Arbeit geboten wird, ja, daß schließlich die Industrie, an die der Arbeiter nach seinem Wohnort, nach dem, was er gelernt hat, nach dem, was er gewohnt ist, angewiesen ist, ganz eingeht, und die schwierige Frage der vollständigen Brotlosigkeit in drohender Form erscheint. Man kann sich darüber nicht täuschen, daß jede von den Verbesserungen, die wir für den Arbeiter erstreben, mit einer Belastung der Industrie verbunden ist. Sind wir, wenn wir, auch selbst ohne es zu wollen, die Grenze berühren, wo die Belastung für die Industrie für diese nicht erträglich ist, sondern die Folgen eintreten, die ich erwähnt — sind wir dann entschlossen, der Industrie, deren Opfer wir für Erfüllung der Staatszwecke in Anspruch nehmen, staatliche Zuschüsse

zu geben? Die Fraktion, der der Herr Interpellant angehört, hat sich bisher dem versagt. Ich schrecke vor der Frage nicht zurück. Ich bin sehr weit entfernt davon, einem Teil der Staatsbürger sein Gewerbe zu erleichtern durch Zuschüsse von seiten der andern; ich fasse die Sache nur so auf: wenn man von einem Teil der Staatsbürger zur Erfüllung von Staatszwecken verlangt, daß er über das hinausgeht, was sein Gewerbe an sich von ihm fordert, nämlich den Arbeiter zu nutzen, wenn er Nutzen davon hat, ihn laufen zu lassen, wenn er keinen hat, — wenn man ihm die Pflicht auferlegt, eine kürzere Arbeitszeit mit demselben Tageslohn einzusetzen, so muß man auch darauf gefaßt sein, daß die Industrie, um nicht zu Grunde zu gehen, durch künstliche Zuschüsse zu halten sein wird. Das ist die Frage, vor der man steht, und die Herren, welche die Grenze, bei der sie beginnt, nicht überschreiten wollen, erlaube ich mir auf die Resultate der Erfüllung aller der in der Interpellation gestellten Forderungen kurz hinzuweisen.

Der Herr Vorredner hat von Arbeitszeiten gesprochen, die mir ganz unbekannt sind. Ich habe Fabriken in meiner Nachbarschaft, da ist die eigentliche Arbeitszeit eine neunstündige, mitunter eine zehnstündige, die Schicht eine zwölfstündige mit drei Stunden Ruhe; es sind das auch Industrien, die vierundzwanzig Stunden die ganze Woche durch arbeiten und wo die Leute auch zwölf Stunden in der Fabrik oder in ihrer Wohnung, danebenliegend, in der Nähe der Fabrik, anwesend sind und von diesen zwölf Stunden in bestimmter Einteilung in mehreren Abschnitten drei Stunden ruhen und neun Stunden in der Fabrik sich aufhalten. Wenn in irgend einer Industrie eine sechzehnstündige Arbeitszeit gefordert

wird, so bedaure ich die Lage dieser Industrie, denn ich halte das für eine Last, die auf die Dauer nicht zu tragen ist. Wenn man sich aber vergegenwärtigt — ich will nicht von sechzehn Stunden sprechen, ich halte das für eine Ausnahme — den Unterschied zwischen einer vierzehnstündigen und einer zehnstündigen Arbeitszeit, wenn für die Herstellung eines Quantums verkäuflicher Ware hundert Arbeitsstunden erforderlich sind: welches ist der Unterschied, der sich für den Unternehmer herausstellt, wenn er für diese hundert Stunden sieben Arbeitstage zu vierzehn Stunden oder zehn Arbeitstage zu zehn Stunden zu bezahlen hat? Es macht das auf das gesamte Lohnkonto eines solchen Unternehmers einen Unterschied von $^3/_7$, also sagen wir über 40 Prozent. Wenn Sie nun ein mäßiges industrielles Unternehmen ins Auge fassen, welches hundert Arbeiter nach dieser Rechnung hat, und jeder Arbeiter hat einen Jahresverdienst, wie das gewöhnlich angenommen wird, von 750 Mark, so ist das ein Gesamtaufwand des Unternehmers von 75 000 Mark. Nehmen Sie davon 40 Prozent, $^4/_{10}$, als Zuschlag wegen der verkürzten Arbeitszeit ohne Reduktion des Lohns, so haben Sie einen Zuschlag von 30 000 Mark Arbeitslohn und steigern die Kosten der Fabrik von 75 000 auf 105 000 Mark. Es wird mich freuen, wenn die Industrie das tragen kann. Kann sie es aber nicht tragen, dann schädigen wir den Arbeiter in viel höherem Maße, als wir ihn erleichtern, indem wir ihm die Industrie stören, auf die sein ganzer Lebensunterhalt basiert ist, wir kommen dann zu trostlosen Zuständen bei einem großen Teil der Bevölkerung, für die der Gesetzgeber die Verantwortung hat, weil sein Eingriff — ich möchte sagen — roh, gewaltthätig und ohne sorgfältige Prüfung der Situation

erfolgt ist, und dem Arbeiter ist damit am allerwenigsten gedient.

Wenn man nun diese drei Punkte, die in der Interpellation voranstehen, die Sonntagsarbeit, die Frauenarbeit und die Ausdehnung der Zeit der Männerarbeit — sie haben das miteinander gemein, daß sie die Zeitfrage betreffen — wenn man sie kumuliert, die Beseitigung der Sonntagsarbeit in denjenigen Geschäften, wo sie bisher üblich ist, — ich will es ja nicht rechtfertigen, aber ich rechne mit den gegebenen Verhältnissen, wie wir sie thatsächlich haben, es repräsentiert immer, sowohl für das Einkommen des Arbeiters wie für den Unternehmer, ein Item von $1/7$ des Lohns. Kann der Arbeiter nun das Siebentel Lohn, also 14 oder 15 Prozent seines wöchentlichen und jährlichen Einkommens, etwa auf die andern Wochentage schlagen, so ist es gut, dann bleibt seine Jahreseinnahme dieselbe; kann er das nicht, so vermindert sein Budget sich um $1/7$, also bei einem Durchschnittseinkommen von 750 Mark etwas über 100 Mark. Mir liegt — ich will nachher darauf kommen, es betrifft die Arbeitszeit der Männer — eine Jahresrechnung vor, die Arbeiter in einer Petition aufstellten, wobei ich sagen muß, daß 100 oder gar 107 Mark bei dieser Rechnung in keiner Weise zu erübrigen sind in dem Budget eines Arbeiters, aber man muß sich doch klar machen: wo soll das Ergebnis der Sonntagsarbeit in dem Budget des Arbeiters oder in den 14 Prozent, die etwa noch auf die Lohnausgabe des Unternehmers aufzuschlagen sind, im Zusatz zu der Rechnung von 40 Prozent, die wir vorhin hatten, herkommen? Ich weiß es nicht. Kann die Industrie solche Auflage tragen? Wir müssen uns die Ziele nicht zu hoch stellen; wie hoch wir sie stellen

dürfen, werden wir meines Erachtens erst beurteilen können, wenn wir zu korporativen Bildungen gelangt sein werden, wo wir dann mit jeder einzelnen verhandeln können und wissen, wie weit sie in Konzessionen den Staatszwecken gegenüber gehen kann ohne Zuschuß. Das werden wir aber frühestens im nächsten Frühjahr auf Grund der Ihnen dann zu machenden Vorlagen in Angriff nehmen können; bis jetzt bin ich außer stande, darüber ein Urteil zu geben. Eine Verminderung des Arbeitstages von 14 auf 12 Stunden, von 12 auf 10, beträgt immer noch etwas wie 20 Prozent; können wir die auferlegen? und wenn ich den Sonntag noch abziehe und 14 Prozent noch weitere Reduktion zuschlage, können wir, kann die Industrie die decken?

Dasselbe findet auf die Frauenarbeit Anwendung. Ich halte es im höchsten Maße wünschenswert, wenn die Fabrikarbeiter auf den Fuß gelangen könnten, auf dem die ländlichen Tagelöhner fast überall stehen, daß die Frau in der Regel nicht mit auf Arbeit geht, sondern den ganzen Tag zu Hause bleibt, mit alleiniger Ausnahme der Zeit, wo in der Landwirtschaft Not an Mann ist, also der verschiedenen Ernteprozeduren. Ob das bei den Fabrikarbeitern erreichbar ist, das weiß ich nicht, aber das, was die Frau bisher verdient, mag es die Hälfte, 1/3 oder 2/3 von dem Verdienst des Mannes sein — es ist zum Budget von 750 Mark immer ein Zuschuß, der bisher nicht entbehrt werden kann. Ich erinnere mich aus meinen eignen Erlebnissen, als zuerst die Einrichtung zum Schutz der jugendlichen Arbeiter bei uns erfolgte, daß die Mütter auf dem Lande zu mir gekommen sind, mir Vorwürfe gemacht und verlangt haben, ich sollte ihnen angeben, was sie mit diesen unbeschäftigten

und ihnen zur Last liegenden Jungen zu Hause machen sollen; früher habe er etwas verdient, jetzt verfalle er dem Müßiggang und andern schlimmeren Lastern mit den übrigen Kameraden. Es hat ja diese sehr humane und vortreffliche Einrichtung, die Jugend und die zartere Konstitution schützen zu wollen, auch ihre Kehrseite, wie sich hier jeder vergegenwärtigen kann, der weiß, was für Neigungen in einem Jungen, der sich in den sogenannten Flegeljahren befindet, von 12 bis 16 Jahren, auftauchen, wenn er zum Müßiggang gesetzlich verurteilt wird.

Dann, was die Arbeitszeit der Männer betrifft, so findet auf diese, da diese drei Fragen sehr verwandt sind, die Sonntags-, die Frauen- und die Männerarbeit, dasselbe Anwendung. Im Gegensatz zu dem Herrn Interpellanten darf ich aus den Petitionen schließen, die mir zugehen, daß die Hauptklage über die zu lange Arbeitszeit der Männer geführt wird; mir ist noch nie eine Petition gegen die Arbeit der Frauen oder Kinder zugegangen, vielleicht deshalb, weil die Schreiber der Petitionen eben die Männer sind; aber die Klagen über die zu lange Arbeitszeit der Männer, namentlich infolge der jüngsten Aufbesserung der Geschäfte, besonders in den Bergwerken, die Klage über die Ueberschichten, die ist eine sehr allgemeine. Eine Gesellschaft von Petenten begleitet die mir vorliegende Anforderung auf Verminderung der Arbeitszeit mit der Darstellung des Budgets eines Arbeiters, aus welchem folgt, daß dieses Budget einen Ausfall durch Kürzung der Arbeitszeit nicht verträgt, falls nicht der Unternehmer in der Lage ist, den Schaden einzubüßen; da wird aufgestellt bei einem Budget von 750 Mark im Jahr, das heißt 300 Arbeitstage

zu 2 Mark 50 Pfennige, ein Bedarf an Hausmiete von 100 Mark, Feuerungsbedarf an Kohlen 30 Mark, Seife 15 Mark, Oel 26 Mark, Steuern 29 Mark; nun vermute ich, daß diese Steuern hauptsächlich in Kommunalzuschlägen bestehen, denn es ist ja dies eine der größten und am meisten belasteten rheinischen Städte, denn an Staatssteuern kann ein Arbeiter mit 750 Mark Einkommen unmöglich 29 Mark bezahlen, und ich hoffe, wenn die Herren uns das Tabakmonopol bewilligt haben werden, (Heiterkeit) daß diese Klasse im Staate ganz steuerfrei gestellt, und die Klassensteuer als ein Uebel vollständig aus der Welt geschafft werden kann, aber wie es scheint, dauert dies noch lange — also 29 Mark Steuern, Kleidungsstücke für die Familie 150 Mark, das macht also ohne leibliche Pflege 350 Mark. Diese abgerechnet von 750 Mark, bleiben 400 Mark, und davon kann nach der Erklärung der Bittsteller eine Familie von 5 bis 6 Gliedern nicht leben. Nun vermute ich, daß in der Familie von 5 bis 6 Personen Frau und Kinder auch etwas verdienen, und daß das hinzutritt, und Ziffern sind bekanntlich unzuverläßig, vielleicht auch diese, aber die Nennung von Ziffern führt meines Erachtens die Diskussion auf das praktische Gebiet, wo im Raume die Dinge sich hart aneinander stoßen, während die Gedanken den Zusammenstoß leicht überfliegen, und deshalb möchte ich das vorgetragene Budget zu beherzigen bitten. Soll es nicht durch Verminderung der Arbeitszeit noch verkürzt werden, so fragt es sich: kann man den Unternehmer zu einem Zuschuß nötigen, ohne daß er zur Geschäftsauflösung schreitet, ohne daß infolgedessen der Arbeiter brotlos wird, denn mit Schaden arbeitet kein Unternehmer? —

Es sind das alles Fragen von großer Schwierigkeit,

deren Lösung wir bisher nicht näher getreten sind, auch nicht durch Mittel, die uns die Interpellation angegeben hätte. Ich bin indessen sehr gespannt, ob nicht in der Diskussion die Herren, die das Wort ergreifen werden, der Regierung zu Hilfe kommen werden mit praktischen Vorschlägen, die den Uebelständen abhelfen, ohne die Schäden, die ich befürchte, und die mich ängstlich machen. Die Rednerliste, die vorliegt, besteht ja aus den Herren, die sich am meisten und mit dem größten Erfolg mit solchen wirtschaftlichen Dingen beschäftigt haben; ich hoffe also noch in diesen Reden einigen Ersatz zu finden für die Versagung des Wirtschaftsrats, der wir uns gegenübersehen. (Heiterkeit.)

Ich erlaube mir noch in Bezug auf die allgemeine Beschränkung einer Arbeitszeit, die der Herr Vorredner schon selbst abgelehnt hat, einiges zu bemerken. Auch in dem einzelnen Geschäft kann man doch genau und diktatorisch die Arbeitszeit nicht für alle Fälle beschränken. Jedes Geschäft hat seine Ebbe und Flut. Wir brauchen bloß an die Zeit der Festtage hinter uns zu erinnern. Welches Berliner Geschäft hat nicht seine Flut gehabt im Monat Dezember vor Weihnachten? und so ist bei andern Geschäften in andern Jahreszeiten in regelmäßiger Wiederkehr Ebbe und Flut. Wollte man dieselbe Arbeitszeit oder ein Maximum der Arbeitszeit ansetzen, was nicht überschritten werden darf, in einer Weihnachtszeit, wo die Leute, um zu verdienen, mit Vergnügen die Nächte daran setzen, um zu arbeiten, so würde man hart und störend in ihre freie Erwerbsthätigkeit eingreifen. Aber auch in andern Geschäften unabhängig von Festen und von solchen Zeiten kommen nach der Natur des Verkehrs doch Ebbe und Flut vor. Wenn nun zu Zeiten, wo

großer Begehr nach einem bestimmten Produkt ist — wir wollen sagen, nach den Kohlen — die Kräfte nicht mehr angespannt werden können und dürfen, wie in denjenigen Zeiten, wo man die Kohlen umsonst anbietet und kann sie nicht los werden, und wo die Schichten so reduziert werden müssen, daß nur drei dem einzelnen in der Woche bewilligt werden, dann kommt die gesamte Bergwerksindustrie, die auf dem Jahresverkehr beruht, zu kurz. Es muß eine Freiheit der Bewegung sein, bei stärkerem Verkehr die Arbeitskräfte stärker heranzuziehen, als es bei schwächerem Verkehr der Fall ist.

Es tritt ferner bei der Normierung eines Arbeitstages noch eine Gefahr ein, das ist diejenige, daß das Maximum, welches damit bestimmt wird, an vielen Orten die bestehende Arbeitszeit übersteigt, denn man kann das Maximum nicht zu niedrig halten. Wenn man also da, wo zu meiner Verwunderung 16- oder 14stündige Arbeitszeit üblich ist, eine 12stündige Arbeitszeit einführt, so werden alle die Geschäfte, die bisher eine 10stündige haben, sich sagen: warum sollen wir nicht 12 Stunden annehmen? und man würde dann diese Arbeiter schädigen, wenn man nicht abwartet, bis die Berufsklassen sich gebildet haben, die in sich eine Korporation herstellen können, die ungefähr gleichartige Interessen vertritt, mit der man nachher verhandeln könnte, und von der man erwarten kann, daß sie auch ihre eignen Interessen dabei wahrnehmen wird.

Ich erlaube mir noch, auf die Fabrikinspektoren in bestimmterer Weise als vorher zurückzukommen und darauf aufmerksam zu machen, daß die Ausbildung dieser Institution von den Regierungen keineswegs aus den Augen verloren ist, sondern daß wir nur eine Pause

gemacht haben, um wo möglich die korporativen Grundlagen auch hierfür zu gewinnen, so daß demnächst der Fabrikinspektor unter der Kontrole der Korporation ebensowohl wie des Staates steht. Als ich zuerst praktisch mit diesen Fabrikinspektoren in Berührung gekommen bin, habe ich sofort das Bedürfnis empfunden: hier muß die Kontrole der Oeffentlichkeit und ein Appell an irgend eine der Sache fremdstehende kollegiale Entscheidung sein; es kann von einer einzelnen Person und ihrem Dafürhalten nicht definitiv abhängen, was geschehen muß. Unter diesen Herren sind ja ganz ausgezeichnete Beamte, welche die Hoffnung der Zukunft auf Vervollkommnung der Einrichtung bilden. Es sind aber auch andre, die mit weniger Sicherheit und weniger zweckmäßig sich bewegen, und bei solchen isoliert stehenden bureaukratischen Beamten kommt häufig das Selbstgefühl und die Vorliebe für eigne Erfindungen und Theorien in einer Weise mit in Frage, daß da der Gewerbtreibende mit den geringen Rechten, die er dem Beamten gegenüber hat, fürchtet, sich diesen zum Feind zu machen, und lieber in Schädigung und in einen Zustand von Bedrückung und Verstimmung gerät. Deshalb glaube ich, daß auch diese Einrichtung, wenn sie weiter ausgebildet wird, wofür ich durchaus stimme, der Kontrole und der Mitwirkung der Korporation der Beteiligten unterzogen werden sollte. Es kann das um so wirksamer sein, wenn die Körperschaft der Beteiligten zugleich diejenige ist, welche unter fehlerhaften Einrichtungen durch Deckung der Unfälle, die daraus hervorgehen, zu leiden hat. Dieselbe Solidarität der Interessen, die wir in den Korporationen erstreben, kann zugleich dahin wirken, daß die Kräfte, die der Arbeitgeber zu verwenden hat, mehr als bisher geschont

werden; namentlich wenn wir dahin gelangen sollten, was im weiten Felde steht, auch zur Altersversorgung zu kommen, dann liegt es im Interesse der gesamten Korporationen, die Behandlung des Arbeiters bei allen seinen Kollegen in der Korporation, bei allen Mitgliedern so eingerichtet zu sehen, daß das Bedürfnis der Altersversorgung nicht zu früh eintritt.

Ich hatte mir noch gewisse Einzelheiten notiert, ich glaube aber, ich habe sie im Laufe meiner Aeußerungen schon berührt und kann also mit der Versicherung schließen, daß mich die ganze Darlegung des Herrn Vorredners sympathisch berührt hat, daß ich aber auch ihn und seine Gesinnungsgenossen bitte, die Schwierigkeiten, die einer praktischen Ausführbarkeit des Wünschenswerten — die Wünsche teilen wir ja — entgegenstehen, auch ihrerseits zu würdigen und nicht zu große Hoffnungen, nicht unerfüllbare Hoffnungen zu erregen, und daß ich Sie bitte, mit Geduld den Zeitpunkt abzuwarten oder den Zeitraum — ich hoffe, er wird im April d. J. beginnen —, wo die verbündeten Regierungen in der Lage sein werden, nach den Intentionen des Kaisers das Bestreben zu bethätigen, daß auch bei den bisher Schutzlosen im Staate sich die Ueberzeugung aus der Praxis allmählich einbürgert, daß der Staat nicht bloß sich ihrer erinnert, wenn es gilt, Rekruten zu stellen, oder wenn es gilt, Klassensteuern zu zahlen — ich hoffe, daß wir über diesen Fehler unsrer steuerlichen Einrichtungen mit der Zeit ganz hinwegkommen können —, sondern daß er auch an sie denkt, wenn es gilt, sie zu schützen und zu stützen, damit sie mit ihren schwachen Kräften auf der großen Heerstraße des Lebens nicht übergerannt und niedergetreten werden. (Bravo! rechts.)

Der Abgeordnete **Richter** (Hagen) machte nach dieser Rede dem Reichskanzler den Vorwurf, er habe sich darin mehr als den Anwalt des Großkapitals und der Arbeitgeber, als denjenigen des armen Mannes hingestellt, welchen Vorwurf Fürst Bismarck ohne Antwort ließ. Die Besprechung der Interpellation, an welcher ferner die Abgeordneten Ebert, Grillenberger, Stöcker, Lasker, v. Schorlemer sich beteiligten, dauerte in der nächsten Sitzung noch mehrere Stunden lang; einen praktischen Erfolg hatte die Interpellation zunächst nicht.

---

16. Die Verantwortlichkeit der Minister und ihre Stellung zur Krone.

24. Januar 1882.

Der Reichs- und Staatsanzeiger brachte am 4. Januar 1882 folgenden vom Kaiser **Wilhelm** gezeichneten, vom Reichskanzler gegengezeichneten **Erlaß** „**an das Staatsministerium**":

„**Das Recht des Königs**, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, **ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben.** Die Regierungsakte des Königs bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers und sind, wie dies auch vor Erlaß der Verfassung geschah, von den Ministern des Königs zu vertreten, aber sie bleiben Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen und der seine Willensmeinung verfassungsmäßig durch sie ausdrückt. Es ist deshalb nicht zulässig und führt zur Verdunkelung der verfassungsmäßigen Königsrechte, wenn deren Ausübung so dargestellt wird, als ob sie von den dafür verantwortlichen jedesmaligen Ministern und nicht von dem Könige selbst ausginge. **Die Verfassung Preußens ist der Ausdruck der monarchischen Tradition dieses Landes, dessen Entwickelung auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruht. Diese Beziehungen** lassen sich auf die vom Könige ernannten Minister nicht über-

tragen, denn sie knüpfen sich an die Person des Königs. Ihre Erhaltung ist eine staatliche Notwendigkeit für Preußen. Es ist deshalb Mein fester Wille, daß sowohl in Preußen wie in den gesetzgebenden Körpern des Reiches über Mein und Meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik Meiner Regierung kein Zweifel gelassen und der Meinung stets widersprochen werde, als ob die in Preußen jederzeit bestandene und durch Artikel 43 der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit der Person des Königs oder die Notwendigkeit verantwortlicher Gegenzeichnung Meinen Regierungsakten die Natur selbständiger Königlicher Entschließungen benommen hätte. Es ist die Aufgabe Meiner Minister, Meine verfassungsmäßigen Rechte durch Verwahrungen gegen Zweifel und Verdunkelung zu vertreten; das Gleiche erwarte Ich von allen Beamten, welche Mir den Amtseid geleistet haben. Mir liegt es fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen, aber für diejenigen Beamten, welche mit der Ausführung Meiner Regierungsakte betraut sind und deshalb ihres Dienstes nach dem Disziplinargesetz enthoben werden können, erstreckt sich die durch den Diensteid beschworene Pflicht auf Vertretung der Politik Meiner Regierung auch bei den Wahlen. Die treue Erfüllung dieser Pflicht werde Ich mit Dank erkennen und von allen Beamten erwarten, daß sie sich im Hinblick auf ihren Eid der Treue von jeder Agitation gegen Meine Regierung auch bei den Wahlen fernhalten.

Berlin, den 4. Januar 1882.

Wilhelm.

An das Staatsministerium. von Bismarck.

Die Provinzialkorrespondenz bemerkte erläuternd zu diesem Allerhöchsten Erlaß: „Nachdem der Monarch sich mittelst der Botschaft (vom 17. November 1881) offen und deutlich zu der Politik seines Ministeriums bekannt hatte, nachdem aber in Reichstag und Presse von neuem die Frage aufgeworfen worden, ob der König

von Preußen noch das Recht seiner persönlichen Meinung habe, schien es ihm an der Zeit, die parlamentarischen Zwirnsfäden, mit welchen man seine Stellung einzuschränken und zu vernichten droht, durch einen kräftigen Hinweis auf den Beruf des Monarchen, wie er im Volksbewußtsein lebt, zu zerreißen."

Im Reichstage machte gelegentlich der Etatberatung in der 33. Sitzung am 24. Januar 1882 der Abgeordnete Hänel den Königlichen Erlaß zum Gegenstande einer längeren staatsrechtlichen Erörterung, wobei er zunächst das formelle, von einigen Seiten bezweifelte Recht des Reichstages zur Besprechung dieses Erlasses nachwies, welcher nicht vom Deutschen Kaiser als solchem, sondern vom Könige von Preußen ausgegangen sei. Die praktische Bedeutung und Veranlassung des Erlasses finde er allerdings unmittelbar in der Mitte des Reichstages selbst, in jenen Verhandlungen, in welchen zum höchsten Erstaunen und zur größten Ueberraschung plötzlich in ungewohnter Weise die Person des Monarchen in die Debatten gezogen wurde, und in dem Umstande, daß man durch diese Hereinziehung der Person des Königs in die Debatten den Anschein erweckte, als ob man die Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten fernerhin durch die unverantwortliche Person des Königs decken wollte. Man habe es erlebt, daß von seiten des preußischen Ministers des Innern (Herrn v. Puttkamer) ein königlicher Dank für unberechtigte Wahlbeeinflussungen ausgesprochen wurde. Diese Hineinziehung des Königs in die leidenschaftlichste Debatte der Wahlbewegung solle nun noch durch das neue und bisher ungewohnte Verfahren des Königlichen Erlasses gebilligt und bestätigt werden. Bei aller Ehrerbietung vor demselben muß der Redner erklären, daß er einer solchen Auffassung des Erlasses entschieden entgegenstehe und ihn tief beklage. Der König gewinne nicht dabei, der wahre Wert und die wahre Würde in der Stellung des Königtums leide Einbuße, wenn durch persönliches Eingreifen in die Debatten bei kritischen Zeiten, wo die Minister stürzen, der Monarch gehindert sei, das erlösende Wort zu sprechen, welches von einem deutschen Könige (Max II. von Bayern) dahin formuliert sei: „ich will Frieden haben mit meinem Volk". Der Redner wiederholte nachdrücklich, der Königliche Erlaß sei praktisch nur dazu da, es zu rechtfertigen, daß man die Person des Königs in die politischen Verhandlungen verwebe, daß man

die Verantwortlichkeit der Minister mit der Person des Königs decke. „Ich sehe, schloß der Redner, in derartigen Kundgebungen eher eine Gefahr, als eine Förderung der königlichen und kaiserlichen Stellung in Deutschland und in Preußen. Diejenigen, welche die Verantwortung dafür zu tragen haben, haben sich dabei überall zu erinnern, daß die Liebe, die Treue, die Anhänglichkeit an das deutsche Kaisertum und an das preußische Königtum der Dynastie Hohenzollern identisch ist mit der Liebe, der Anhänglichkeit und der Treue an die konstitutionelle Verfassung."

Der Reichskanzler, welcher erst während dieser Rede in den Saal getreten war, nahm unmittelbar nach derselben das Wort:

Der Herr Vorredner ist, wie ich höre, im Anfang seiner Rede zweifelhaft gewesen über seine Legitimation, hier im Reichstage einen Erlaß des Königs von Preußen, an seine Minister gerichtet, zu besprechen. Ich muß ihm überlassen, sich mit seiner Legitimation als Reichstagsabgeordneter abzufinden; ich bestreite sie nicht. Die meinige ist mir ganz zweifellos. Wenn ich hier als Reichskanzler und nur als solcher existierte, so wäre ich vielleicht zweifelhaft, aber ich muß da eine Fiktion — der Verfassung gegenüber ist es eine Fiktion — berichtigen: der Reichskanzler, so oft er hier genannt wird, ist eigentlich hier gar nicht anwesend. Nach Artikel 9 der Verfassung haben die Mitglieder des Bundesrats und nur diese, resp. die vom Bundesrat ernannten Kommissarien, das Recht, hier zu erscheinen und jederzeit gehört zu werden, um die Ansichten ihrer Regierung — so steht es in der Verfassung — zu vertreten. Ich bin also vollständig berechtigt, wenn ich die Ansicht meiner Regierung über den von mir kontrasignierten und verantwortlich vertretenen Erlaß hier nach Artikel 9 der Verfassung vertrete.

Nach Artikel 6 der Verfassung werden die Mitglieder

des Bundesrats, die also allein berechtigt sind, hier zu erscheinen, von den „Bundesgliedern" ernannt, der Reichskanzler aber wird von Seiner Majestät dem Kaiser ernannt, und der Kaiser gehört nicht zu den bei der Einteilung der Ernennung der Bundesratsmitglieder aufgeführten Bundesgliedern. Der Kaiser als solcher ist im Bundesrat nicht stimmführend vertreten. Der Reichskanzler hat den Vorsitz, aber wenn es Seine Majestät der Kaiser nicht für gut findet, einen der preußischen Bevollmächtigten im Bundesrat zum Reichskanzler zu ernennen, weil vielleicht keiner derselben ihm dazu geeignet scheint, dann ist es sehr fraglich, ob der Reichskanzler hier das Vergnügen haben kann, wenn es eins ist, vor Ihnen zu reden. Ich bin also hier und spreche hier in meiner Eigenschaft als königlich preußischer Bevollmächtigter. Als solcher ist meine Legitimation nicht zweifelhaft; im Gegenteil, ich ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, die Ansichten meiner Regierung hier auszusprechen. Ich würde nicht den Mut gehabt haben, meinerseits hier die Initiative dazu zu ergreifen; nachdem sie aber ergriffen ist, so bin ich dafür dankbar.

Der Erlaß hat in keiner Weise den Zweck, neues Recht zu schaffen, steht auch in keiner Verbindung mit irgend welchen Aussichten auf Konflikt. Wenn der Herr Vorredner von dem hochseligen Könige von Bayern sprach, der Frieden mit seinem Volke haben wollte, so hat den der jetzt regierende König von Preußen im vollsten Maße. (Bravo! rechts.) Er hat nur mit einigen Fraktionen des Landtags nicht den vollen Frieden, wie er wünschte, aber doch auch keinen Konflikt; und einen Konflikt — meine Herren, das sind fromme Wünsche — einen Konflikt, den werden Sie nicht haben. (Heiterkeit rechts.) Und wenn

der Herr Vorredner das an Wiener Blätter — und an was für Wiener Blätter! an solche, die in französischem Solde stehen — anknüpft, so sollte man solche Autoritäten in diesen Räumen doch überhaupt nicht zitieren; gegen den Konflikt übernehme ich die Garantie, meine Herren! — ja, auch selbst, wenn er von andrer Seite gesucht werden sollte, Sie werden ihn nicht finden!

Aber, wenn der Erlaß kein neues Recht hat schaffen wollen, so hat er den Zweck, wie aus seinem Inhalt ja hervorgeht, die Verdunkelung des bestehenden Rechtes zu verhüten, die konstitutionellen Legenden zu bekämpfen, welche sich wie wucherische Schlingpflanzen an den ganz klaren Wortlaut der preußischen Verfassungsurkunde legen, als ob es noch andre Rechtsquellen für uns gäbe außer dem preußischen geschriebenen Rechte, als ob die zufällig in andern Ländern bestehenden Traditionen oder Verfassungen auf irgend welche Giltigkeit bei uns in Preußen Anspruch hätten. Das Ergebnis dieser Legendenbildung, die wir ja im vollsten Umfange in wucherischer Ueppigkeit in der Rede des Herrn Vorredners hier vor uns haben entstehen sehen, geht in der letzten Konsequenz dahin, daß eben in Preußen der König zwar regiere, im Sinne des französischen régner — wir, nach richtigen preußischen Traditionen, unterscheiden beides nicht —, aber nicht regiere im Sinne des französischen gouverner, sondern daß die aktive Bethätigung der Regierungsgewalt in den Händen einer ministeriellen Regierung wäre, die neben dem Könige steht und, wenn sie ganz korrekt und in Ordnung ist nach dem Sinne des Vorredners, getragen wird von der Mehrheit eines oder beider Körper des preußischen Landtags. Wie man sich nach französischen Begriffen eine solche Regierung denkt, finde ich in dem

ausgezeichneten Werk von Taine „L'origine de la France contemporaine“ gesagt, nach welchem der König der Girondins „serait une espèce de président honoraire de la république, auquel ils donneraient un conseil exécutif nommé par l'Assemblée, c'est-à-dire par eux-mêmes“.

Das ist ungefähr das konstitutionelle Ideal der ministeriellen Regierung, die dem selbstregierenden König von Preußen gegenübergestellt werden könnte, und die dann allerdings, gestützt auf eine sichere und wohlgeschulte Majorität, sehr wohl imstande wäre, das Ideal zu realisieren, was beispielsweise der Abgeordnete Mommsen in seinen Wahlreden als ein Schreckbild bezeichnete, nämlich den ministeriellen Absolutismus, neben welchem unser Königtum verschwinden würde zu der Rolle schattenhafter Erbkönige, die, wenn man einen neuen Minister braucht, aus den Coulissen vorgeführt werden und unterschreiben und dann wieder verschwinden, nachdem sie auf diese Weise der landtäglichen Opposition ein neues Ziel zur Bekämpfung, eine neue Festung zur Belagerung, ein neues Ministerium — mit andern Worten — angewiesen haben. Also diese konstitutionelle Hausmeierei, die der Abgeordnete Mommsen mit einer für einen so angesehenen Geschichtsschreiber ungewöhnlichen Feindschaft gegen die Wahrheit (Heiterkeit rechts) mir vorwirft — ich kann nur annehmen, daß die Vertiefung in die Zeiten, die zweitausend Jahre hinter uns liegen, diesem ausgezeichneten Gelehrten den Blick für die sonnenbeschienene Gegenwart vollständig getrübt hat (Heiterkeit rechts), — sonst hätte er unmöglich in Reden, die er gehalten hat, mir Schuld geben können, „daß die ‚Reaktivierung des absoluten Regiments‘ erstrebt werde“, in der Rede: „Es

geht um die Zukunft des deutschen Verfassungsstaates! — Rettet, was noch gerettet werden kann! es gilt die Reaktivierung des absoluten Regiments." Es ist wirklich eine nationale Beschämung für mich, wenn ich einen so ausgezeichneten Gelehrten, der unsern Ruhm dem Ausland gegenüber als Historiker vertreten soll, bezüglich der Gegenwart so reden höre. — Also dieses Ministerregiment, diese Kanzlerdiktatur ist etwas, was gerade dann möglich wird, wenn Sie überhaupt das Ministerregiment an die Stelle des königlichen Regiments setzen, wenn es Ihnen gelingt — es wird Ihnen aber nicht gelingen, denn Sie haben gar keine Unterlage hinter sich, die preußische Verfassungsurkunde weiß davon gar nichts. Es ist das eine Urkunde, die, fürchte ich, viel zu wenig gelesen wird; viele Leute haben sie auf ihrem Tische liegen, sehen sie aber niemals an. Ich will nur den Titel von dem Könige lesen: von den Ministern ist nur ganz kurz in der Verfassung die Rede, wo gesagt wird, daß sie verantwortlich sein sollen, und wie sie angefaßt werden sollen, wenn Sie das Mißfallen der Majoritäten sich zugezogen haben.

Es heißt in Tit. 3, „vom Könige", Art. 43:

Die Person des Königs ist unverletzlich.

Nun, das ist sie, Gott sei Dank, in Preußen immer gewesen, und es hat außer einigen Verbrechern, die dem Strafgesetz verfallen, noch nicht jemand über sich gebracht, die Person des Königs zu berühren, zu schädigen, kurz, seine Unverletzlichkeit zu mißachten. Zu derselben rechne ich auch, daß das königliche Ansehen, die königliche Würde, die Ehre des Königs in Worten geschont wird überall, wo der König erwähnt wird. Dieser Paragraph sagt meines Erachtens: in allen Diskussionen, wo vom Könige

die Rede ist, — wenn ich etwa, wie Luther die zehn Gebote in seinem Katechismus weiter ausspinnt, hier die feineren Konsequenzen ausführen soll, so heißt dies nach der Verfassung: ihr sollt vom Könige nicht anders als in Ehrerbietung sprechen und nicht in so unehrerbietiger Weise, wie es hier in diesem Jahre vorgekommen ist. (Bewegung und Widerspruch links.) Meine Herren, ich meine die Rede des Herrn Abgeordneten Dr. Virchow. (Bravo! rechts.)

Die Minister des Königs sind verantwortlich. Nun, gut! Gewiß sind wir das, und ich schrecke vor dieser Verantwortlichkeit nicht zurück. Mein Name steht auch unter diesem Erlaß, und ich bin, obschon im Krankenrecht, heute erschienen, weil mein Name darunter steht. Die Minister sind verantwortlich: ich kann mich verantwortlich machen für meine eignen Handlungen und kann mich auch verantwortlich gemacht haben durch eine Bürgschaft, die ich übernehme für Handlungen eines andern, und ich habe mich verantwortlich gemacht auch für alle Handlungen meines Königs, die ich gegenzeichne, und auch für die, welche ich nicht gegenzeichne, werde ich am letzten Ort die Verantwortlichkeit gern übernehmen. (Bravo!) Das ändert also gar nichts am Königsrecht; die Regierungsakte, welche zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung bedürfen, sie bleiben doch Regierungsakte des Königs. Sie werden ja als solche hier in der Verfassung ausdrücklich bezeichnet:

> Regierungsakte „des Königs“ bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung.

Sind sie gegengezeichnet, werden sie dadurch etwa „ministerielle“ Akte? ist der König dabei Nebensache und der Minister die Hauptsache? die ministerielle Unterschrift,

die tief unten in der Ecke steht? — Ja, meine Herren, wie Sie das mit der weitgetriebenen Verehrung, die der Herr Vorredner für die königliche Stellung hat, zusammenbringen wollen, daß Sie den Hauptaccent von den beiden Unterschriften, die untereinander stehen, wie unter diesem Erlaß, auf die Ministerunterschrift legen, verstehe ich nicht. Es ist ganz erklärlich, wenn man sich denkt, daß in Ihrer Verehrung der König so hoch steht und noch höher, bis in die Wolken hinein, wo ihn kein Mensch mehr merkt und kein Mensch mehr spürt vor lauter Verehrung; nicht aus Herrschsucht stellen Sie ihn so hoch, nein, aus lauter Verehrung für das Königtum, so daß er zuletzt, wie früher der geistliche Kaiser in Japan, alle Jahre einmal an einem hohen Festtage gezeigt wird, von unten, auf einem Gitter gehend, so daß man nur seine Sohlen sehen kann. Auf diese Weise wird jedenfalls eine konstitutionelle Hausmeierei ausgebildet, noch mehr, als sie bei den Karolingern mit ihren Schattenkönigen bestand; bei uns aber regiert der König selbst, die Minister redigieren wohl, was der König befohlen hat, aber sie regieren nicht. „Dem König allein“, sagt die Verfassung, „steht die vollziehende Gewalt zu“, — von den Ministern ist gar nicht die Rede; „der König besetzt alle Stellen in allen Zweigen des Staatsdienstes“, — auch da ist von Ministern nicht die Rede. „Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und zwei Kammern ausgeübt.“ Ja, das preußische Volk hat die beiden Kammern acceptiert, so daß die früher dem König allein zustehende gesetzgebende Gewalt geteilt wurde; der König hat den Kammern zwei Drittel der Legislative abgetreten, das ist bei uns geschriebenes Recht; aber wenn dieses letzte Drittel

noch auf ein Ministerium, das der König ernennen kann, etwa, wie ich früher einen Justitiar ernennen konnte und noch unter Umständen einen Pfarrer ernennen kann — ist er aber einmal ernannt, so steht er mir gegenüber unabsetzbar, und unabsetzbar ist ein Minister, wenn er eine starke Majorität in einer Kammer oder gar in beiden Kammern oder im Reichstage hat und diese Majorität befriedigt mit Rechten und Konzessionen, die er dem König abgewinnt. Ein solcher Minister kann sich dem König gegenüber genau in der Lage befinden, wie ein Pfarrer, den ich vociert habe, und der mir, nachdem ich ihn vociert habe, das Leben so sauer macht wie möglich.

Die Verfassung sagt:

> Die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich. Dem Könige sowie jeder Kammer steht das Recht zu, Gesetze vorzuschlagen. Gesetze, die vom König einmal verworfen worden sind, können . . . nicht wieder eingebracht werden.

Der Minister ist also ein in der Verfassung kaum genannter Lückenbüßer; ob das nun in die konstitutionelle Theorie paßt oder nicht, ist mir vollständig gleichgiltig, es steht das in der preußischen Verfassung, und ich kenne kein andres Grundgesetz, nach dem in Preußen zu regieren und zu leben ist; Se. Majestät der König von Preußen hat aber den Eindruck gehabt, daß diese Seine zweifellosen verfassungsmäßigen Berechtigungen einigermaßen verkannt zu werden anfingen, namentlich auch aus den letzten Diskussionen hier, und Er hat das Bedürfnis gehabt, das geltende Verfassungsrecht so, wie wir alle es beschworen haben, auch der König, neu in Erinnerung zu bringen in seiner ganzen nüchternen Nacktheit, frei

von den Zuthaten legendärer Gebilde, die der Herr Vorredner uns vorgetragen hat, und daran ändert weder die Unverletzlichkeit, noch die Verantwortlichkeit das Geringste.

Die preußischen Traditionen entsprechen auch vollständig den Bestimmungen der Verfassung; es ist von den preußischen Königen ihre Stellung niemals in erster Linie aus dem Gesichtspunkt der Rechte, sondern in erster Linie aus dem Gesichtspunkt der Pflichten aufgefaßt worden. Unsere Könige, bis zu den Kurfürsten zurück, haben nie geglaubt, daß sie „fruges consumere nati" wären und zu ihrem Vergnügen an der Spitze des Staates ständen, sondern sie haben das streng dienstliche Gefühl der Regentenpflicht gehabt, wie Friedrich der Große es in seinem Ausspruch bethätigt, daß er sich selbst für den ersten Diener des preußischen Staates erklärte. Diese Tradition ist in unsern Regenten, wie wir ja alle wissen — ich erzähle ja nichts Neues, wir wissen, wie unser jetziger Herrscher lebt und seine Zeit ausfüllt vom Morgen bis zum Abend — in dem Maße lebendig, daß in der That bei uns in Preußen innerhalb des Ministeriums der König befiehlt, und die Minister gehorchen, so lange sie glauben, die Verantwortlichkeit tragen zu können. Könnten sie das nicht mehr, so ist der Wechsel eines Ministers so sehr schwierig nicht; wir haben ja von Politikern jeder Art sehr reichliche Auswahl auf Lager (Heiterkeit), und der König, wenn er nicht ganz etwas Exzentrisches will, würde für alles, was seine gegenwärtigen Minister nicht kontrasignieren wollen, leicht andre Minister finden, welche bereit sind, die Verantwortung dafür zu tragen. Es wird uns aber nichts Exzentrisches angesonnen, sondern in den festen,

tiefen Geleisen, die die Politik Preußens im Deutschen Reich allein gehen kann, bestimmt Seine Majestät der König im Prinzip. Er bestimmt, was geschehen soll, wie die preußischen Vertreter am Bundesrat danach instruiert werden sollen, bestimmt, daß danach die Vorlagen im Landtag und im Reichstag gemacht werden sollen, nach der eignen Ueberzeugung, und die Ausarbeitung, das Formale in der Sache, ist Sache der Minister. Nun können ja Minister abweichender Meinung sein, — dann findet ein Kompromiß statt, wie ich schon früher sagte, das konstitutionelle Leben besteht aus Kompromissen, und ein König, der einen Minister nicht ohne weiteres entlassen will, konzediert ihm wohl etwas, was er eigentlich lieber nicht gewollt hätte. Noch häufiger aber kommt es vor, daß die Minister für eine Arbeit oder eine Schrift, die ihrer Meinung nach aus einem Guß und richtig war, die königliche Zustimmung nicht gewinnen können und sich dann fragen müssen: soll ich nun die ganze Sache fallen lassen? soll ich sie zu einer Kabinettsfrage machen, zurücktreten, oder es für das Vaterland und für den Dienst nützlicher finden, dem königlichen Willen Konzessionen zu machen? Der königliche Wille ist und bleibt der allein entscheidende. Der wirkliche, faktische Ministerpräsident in Preußen ist und bleibt Seine Majestät der König. Ich, der vor Ihnen steht, habe meinen Kollegen gar nichts zu befehlen, ich habe sie nur zu bitten und ihnen Briefe zu schreiben, die sie nicht immer überzeugen; das ist sehr angreifend, und ich thue es deshalb nicht immer, sondern wenn ich glaube, daß etwas geschehen muß, und ich kann es nicht durchsetzen, dann wende ich mich an den wirklichen Ministerpräsidenten, an Seine Majestät den König; finde

ich da keinen Anklang, so lasse ich die Sache fallen; finde ich ihn, so kommt ein königlicher Befehl, es so und so zu machen, und dann geschieht's, oder es folgt eine Kabinettskrisis, die sich dann ruhig vollzieht.

Diese Regentenpflicht, die Freude an der Arbeit, wenn überhaupt eine Freude bei dem Regieren ist, wird nun von dem Könige von Preußen innerhalb der Schranken, welche die Verfassung gezogen hat, mit derselben Hingebung geübt und erfordert vielleicht noch eine größere Arbeit, weil die Schranken die Bewegung erschweren, und der Raum, auf dem man sich bewegt, ein sehr viel engerer ist. Die Könige von Preußen waren im Vollbesitz der Macht, der gesetzgebenden wie jeder andern, zu der Zeit, wo die Verfassung erlassen wurde. Die Herren, die mit mir, es werden wenige sein, in den Jahren 1849, 1850 und 1851 an der Verfassung gearbeitet haben, und die noch parlamentarisch thätig sind, die mit mir 1851 die Verfassung beschworen haben, wissen, wie fern uns damals die konstitutionelle Theorie der Majoritätsregierungen lag, und wie stark die Vorbehalte waren, die der hochselige König bei der Beeidigung machte über die „Möglichkeit", mit dieser Verfassung zu regieren. Es waren, wenn Sie es vom Gesichtspunkt des contrat social betrachten wollen, wie dieser Vertrag geschlossen wurde, die Ansprüche der parlamentarischen Einflüsse hinter dem heute vom Herrn Abgeordneten Dr. Hänel uns skizzierten Ideal damals noch sehr weit zurück.

Daß es so in Preußen ist, ist doch ein großes Glück. Bedenken Sie mal, wenn es anders wäre, dann wären wir ja gar nicht hier, ich hätte gar nicht den Vorzug, zu Ihnen hier in diesem Saale zu reden, wir hätten gar

keinen deutschen Reichstag. Nehmen Sie mal an, daß von 1860 ab Seine Majestät, unser konstitutioneller König, die Konstitution nach den Hänelschen Grundsätzen ausgelegt hätte und bis zur Entlassung der Minister die ministerielle Politik, also beispielsweise die auswärtige Politik meiner beiden Vorgänger, zur Ausführung gebracht, sich ihr gefügt hätte, und daß Seine Majestät die Minister so gewählt hätte, wie die Majorität der Kammer, des Landtags es damals angezeigt erscheinen ließ, daß also der König seine Politik der Majoritätspolitik untergeordnet, die Hänelsche Legende ins praktische Leben geführt hätte, dann hätten wir zunächst keine reorganisierte Armee gehabt, das ist doch klar; (sehr wahr! rechts) denn die Herren im Parlament verstanden die politischen Möglichkeiten in Europa so wenig, daß sie sich darüber nicht klar waren, daß, wenn man die deutsche Einheit wollte, das erste, was man dazu brauchte, eine starke preußische Armee war und die Unterschrift des Königs von Preußen. (Sehr richtig! rechts.) Statt dessen wurde dieser König von Preußen in seinem Versuch, diese Armee so stark zu bilden, daß er die deutsche Einheit nicht nur herstellen, sondern auch nachher in den zweifellos ferner zu führenden Kriegen weiter vertreten konnte, aufs äußerste bekämpft, und wir hätten zunächst die Armeereorganisation gar nicht, wir hätten die Armeeorganisation behalten, die den tapfersten Soldaten — das war der damalige Kriegsminister zur Olmützer Zeit — doch veranlaßte, mir, als ich, als Abgeordneter und Landwehroffizier einberufen, mich bei ihm meldete, zu sagen: wir können uns gar nicht schlagen, wir sind gar nicht in der Lage, wir haben erst in 14 Tagen 70000 Mann zwischen Oder und Elbe, wir können die Oester-

reicher gar nicht hindern, Berlin zu besetzen, wir müssen mobilisieren in zwei getrennten Lagern, das eine in Königsberg, das andre in Koblenz, von da müssen wir unser Land und Hauptstadt wieder erobern; also, ich „muß Sie bitten", wenn Sie Einfluß auf Ihre Kollegen haben — Sie haben Urlaub von Ihrem Regiment — wiegeln Sie ab, was Sie können, wir können mit der Landwehr heute nicht schlagen, wir haben Kadres von 150000 Mann in Baden stehen und haben sie nicht zusammen. — In derselben Verfassung wären wir militärisch bis heute geblieben, wenn es nach dem Parlament ging.

Die zweite Folge, wenn der König nicht in der Lage gewesen wäre, seine eigne Politik durchzusetzen, sondern die parlamentarische, ministerielle, legendare Politik, war, daß wir 1863 unter der Leitung des damaligen Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses, Herrn Behrend aus Danzig, für die polnische Insurrektion Partei nahmen gegen Rußland, daß wir die polnische Insurrektion ermutigten — ich erinnere Sie an den Antrag Donalies aus Ostpreußen und dergleichen, ich habe das im Gedächtnis, die sogenannte Seeschlange. (Heiterkeit.) — Kurz, die königliche Politik war, Rußland zu schonen für künftige Kriege, für große Zeiten; die parlamentarische Politik war: mein Gott, da ist Lärm, da ist Aufstand, da ist Insurrektion, kurz und gut, da wird eine Regierung angegriffen, das erregt unsre Sympathie, (Heiterkeit) und ohne weitere Ueberlegung wurde parlamentarisch Jeszcze Polska gesungen, und damit vorwärts. Das war die Politik, die man dem König aufgezwungen haben würde, wenn er nicht seine eigne befolgt hätte.

Es würde weiter im Jahre 1864 in Bezug auf die

Elbherzogtümer Preußen sich, wenn es nach der Mehrheit des Parlaments damals ging, in den Dienst der Frankfurter Majorität gestellt haben. Das war ja die damals im Abgeordnetenhause populäre Politik. Wir würden also im Dienste dieser Frankfurter Majorität wahrscheinlich eine Bundesexekution auf Grund der Bundesprotokolle mit Preußens Mitteln vollzogen haben. Lesen Sie doch die damaligen Verhandlungen: wie bin ich vilipendiert worden, weil es mir neben der Bundesexekution gelungen war, Oesterreich für gemeinsame Operationen zu gewinnen! Wir hätten also Oesterreich den Kauf aufsagen, auf den gemeinschaftlichen Feldzug verzichten müssen und dafür die Bundesexekution vollziehen müssen, um dann ein gutes Zeugnis des Bundespräsidiums zu erhalten und den Bund zu verewigen, nachdem wir für ihn gethan hätten, was wir konnten. Wir würden aber ohne Oesterreich viel wahrscheinlicher durch Europa, von dem europäischen Seniorenkonvent, gemaßregelt woren sein und uns bundesprotokollarisch gefügt haben; wir würden eben ein zweites Olmütz erlebt haben.

Das wären die Folgen gewesen, wenn damals parlamentarische Politik und nicht königliche Politik getrieben wäre, wir würden dann wahrscheinlich, meine Herren, noch heute in der Eschenheimer Gasse festsitzen, und wenn ich auch nicht mehr Bundestagsgesandter sein würde, so wäre ein andrer dort und würde meinen Instruktionen gemäß Exekutionen und Protokolle beschließen, und Sie alle wären hier gar nicht vorhanden.

Statt dessen hat der König an seiner eignen Politik festgehalten, und hat, trotzdem die königliche Minorität in der Kammer auf 11 Stimmen reduziert

war — es waren 11 Konservative —, festgehalten an dem, was die Traditionen der preußischen Dynastie, die Traditionen seiner Vorfahren ihm als Politik vorzeichnen, was sein deutsches Herz, sein deutsches Gefühl ihm als Ideal vorzeichnen. Seine Majestät hat damals in den holsteinischen Sachen, als ich nicht rasch genug im deutschen, im nationalen Sinne vorgehen wollte, mir in einiger Erregung das Wort gesagt: „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?“ — So waren die Gesinnungen Seiner Majestät in nationaler Richtung engagiert, und so genau war die Politik, für deren Gelingen man der Armee danken kann, für deren Beginn und Durchführung aber der Dank bei mir an eine falsche Adresse gerichtet ist, — er gebührt für die politische Konzeption einzig Seiner Majestät dem Könige, — (Bravo! rechts) und dadurch, daß der König seine Minister gewechselt hat, bis er ein Ministerium fand, welches bereit war, dem Könige den Willen zu thun, und, was man sagt, flott mitzugehen, losgesagt von der Aengstlichkeit der drei Vorgänger, die ich im auswärtigen Dienst gehabt habe, eine nationale Politik, auf die Spitze des Schwertes gestellt, durchzuführen, dadurch, daß der König eben keine ministerielle Hausmeierei sich bilden ließ, gestützt auf erdrückende Majoritäten, die der Krone entgegenstanden; und lesen Sie die Verhandlungen von damals durch, noch heute lassen an Lebhaftigkeit die Redner nichts zu wünschen übrig, aber es ist doch seit zwanzig Jahren einiger Fortschritt in der Höflichkeit parlamentarischer Diskussion zu bemerken gegen damals. (Heiterkeit.) Nichtsdestoweniger hielt der König seine Politik fest, setzte sie durch, und was wir haben, danken wir nicht der parlamentarischen, sondern der königlichen Aktion. Deshalb, meine Herren,

sollten wir, glaube ich, die königliche Aktion, die lebendige Wechselbeziehung zwischen dem Könige und dem Volke, wie sie in Preußen immer gewesen ist und nie zum Schaden der Monarchie gereicht hat, nicht anrühren. Der Herr Vorredner hat keine preußischen Jugendeindrücke, wenn er glaubt, daß der direkte Verkehr mit dem Volke und seiner Vertretung dem Ansehen der Monarchie schaden könnte; unsere Monarchen gewinnen bei näherer Bekanntschaft (Bravo! rechts), und je mehr sie heraustreten und mit dem Volk in engere Beziehungen treten, wie dies früher ohne jede ministerielle Vermittlung der Fall war, wie unser König, und noch Anno 1847 bei den Vorlagen für den vereinigten Landtag, ohne verantwortliche Minister im konstitutionellen Sinne direkt der parlamentarischen Diskussion, die auch mitunter die Rohheit des Neulings hatte, gegenüberstand, — das hat dem Königtum bei uns nichts geschadet; im Gegenteil, auf diesem Boden der Wechselbeziehungen zwischen Volk und König ist das Königtum so stark und so groß geworden, daß Sie, meine Herren (nach links), nicht in direkte Beziehung mit ihm zu kommen wünschen, sondern Sie wünschen das Königtum durch einen Vorhang verdeckt. (Bravo! rechts.)

Aber wenn wir sehen, was das Königtum bei uns geleistet hat, so sollten wir uns doch bemühen, es zu fördern, zu pflegen, zu beleben und nicht dahin zu wirken, daß es gewissermaßen durch Nichtgebrauch obsolet wird. Alles in der Welt, was man in den Schrank stellt und nicht benutzt, das verliert an seiner Anwendbarkeit und seiner Brauchbarkeit, und so ist es auch mit dem für Preußen ganz unentbehrlichen monarchischen Element, welches in unserem stark monarchisch gesinnten Volke herrscht. Nehmen

Sie uns das, was können die Herren dann an dessen Stelle setzen? „Was kannst du armer Teufel geben“ — womit ich aber niemanden in diesem Saale meine — (Bravo! rechts) wenn Sie uns diesen starken, in unsrer hundertjährigen ruhmvollen Geschichte tiefwurzelnden König zersetzen, verderben, in ein Wolkenkuckucksheim verflüchtigen wollen, so hoch, daß wir es gar nicht mehr erblicken? Sie bringen uns damit das Chaos, und Sie haben, glaube ich, in Ihrem ganzen Vermögen nichts, was Sie an dessen Stelle setzen, wenn Sie dem Preußen die ausreichende hausbackene direkte persönliche Beziehung zum Königtum nehmen; und weil ich das weiß aus meinen eignen Erlebnissen — ich bin alt genug, ich habe im Volke in allen Provinzen gelebt —, weil ich das weiß aus der preußischen Geschichte und aus den Traditionen meiner Väter und meiner Verwandten, daß wir gar nichts haben an dessen Stelle, darum fechte ich und trete ich ein mit meiner Unterschrift für den lebendigen König, der entschlossen ist, sein Recht zu vindizieren, und welcher sagt: ich habe das Recht und lasse es mir nicht nehmen, durch keine Reden und falsche Auslegungen der Verfassung, durch keine Legenden, die sich an die Verfassung knüpfen, und die nicht drin stehen. (Bravo! rechts.)

Lassen Sie das Königtum durch Nichtgebrauch schwach werden, was sind dann die Vorteile davon? Ja, die Belagerung dieser kleinen Ministercitadelle hier wird allerdings wesentlich erleichtert; wenn dem Königtum die Verpflichtung auferlegt wird, stets incognito zu bleiben, es darf nicht genannt werden, es darf seinen Namen nicht laut nennen, es darf nur mit einer ministeriellen Maske vor Ihnen erscheinen, — da ist jeder Angriff außerordentlich viel leichter. In solchem monarchisch gesinnten

Volk wie das unsrige kann man bei den Wahlen das leicht erreichen, daß das Volk sich die Minister getrennt und isoliert von dem Könige denkt und dahinter den König, der zwar unterschrieben hat, weil er gerade keinen Ministerwechsel wollte, aber doch mit seinem Herzen, mit seiner Ueberzeugung, mit seinen Traditionen nicht bei der Sache ist. Wenn das geglaubt wird, so ist es sehr leicht, dem Volk zu sagen: was hat das Volk an mir und meinen Kollegen, es sind unbekannte Leute! man sieht auch recht gern einen Wechsel, zwanzig Jahre derselbe Minister, ist sehr langweilig; — aber sobald von dem König die Rede ist, müssen die Herren ganz andre Glacéhandschuhe anziehen, wenn sie die Regierung in dem Maße herunterreißen wollen, wie es geschehen ist. Die politische Brunnenvergiftung, möchte ich sagen, wie sie bei den Wahlen stattgefunden hat, ist gar nicht möglich, wenn all die Verdächtigungen, deren die Regierung geziehen wird, nicht den unglücklichen Reichskanzler, sondern den König von Preußen, den deutschen Kaiser treffen, — da würde man ja gar nicht den Mut haben, diesen Unsinn in die Welt zu schicken. Auch der Beamteneid fällt ja dem Minister gegenüber gar nicht ins Gewicht — ich komme nachher auf die Sache und finde mich da zu meiner Freude mit dem Herrn Vorredner fast wesentlich einverstanden, — wir sind darin gar keiner verschiedenen Meinung; er hat auch soviel gouvernementales Gefühl für zukünftige Möglichkeiten, daß er so ganz die Sache des Erlasses nicht wegwerfen will, und ich habe einzelne Aeußerungen von liberalen Abgeordneten gehört, daß sie für den Fall, daß ihnen angesonnen würde, ein Ministerium anzunehmen, doch in einer für die Beamten erschreckenden Weise aufräumen würden, sie würden so

gelinde, so milde, wie wir jetzt, von der Dispositionsbefugnis ganz sicher nicht Gebrauch machen, und sie würden wohl daran thun; denn wir sind darin bisher viel zu milde gewesen.

Ich komme auf den Vorwurf, den auch der Herr Vorredner wiederholt heute ausgesprochen hat, und der in allen Zeitungsblättern toto die zu lesen ist, als ob die Minister, wenn sie den Namen des Königs nennen, damit einen Akt niedriger Feigheit begingen, indem sie sich mit dem Könige als mit einem Schilde gegen die Angriffe des Parlaments decken wollten. Meine Herren, so gefährlich sind Ihre Angriffe nicht — bilden Sie sich das doch nicht ein! —, daß die Minister dafür eine andre Deckung brauchen, als die der eignen Brust; da überschätzen Sie sich, wenn Sie meinen, daß ich gegenüber einer Parlamentsrede, wie ich sie tausende in meinem Leben gehört habe, daß ich deshalb meine Ehrerbietung vor dem Könige, meine, ich hätte fast gesagt soldatische — meine Pflicht eines Unterthanen, wie ich sie meinem Könige gegenüber erkenne, verletzen, meinen König auch nur der leisesten Unannehmlichkeit aussetzen sollte, um mich Ihnen gegenüber zu decken. Jemand, der mir das sagt, muß die Geschichte der letzten zwanzig Jahre gar nicht gelesen haben. (Sehr richtig!) rechts.) Habe ich nicht seit 1862 kämpfend auf der Bresche gestanden? habe ich das Königtum nicht gedeckt, nicht bloß mit meinen körperlichen, sondern auch mit meinen geistigen Leistungen, die ich zur Verfügung habe? Aber im Jahre 1862, wie sah denn da die Situation aus? Da waren sehr wenige, die bereit waren, diese Deckung des Königtums, die ich damals leistete, zu übernehmen. Lesen sie die Zeitungen Ihrer eignen Partei, da werden Sie finden — ich habe

das schon einmal gesagt, aber Sie vergessen es so rasch — daß die Wohlwollenden bezüglich meiner damals von Strafford und Polignac sprachen, die gemeineren Blätter aber von Wollekrempeln im Zuchthause, was mein natürliches und berechtigtes Ende sein würde. Ich selbst habe wenigstens geglaubt, daß man mir unter Umständen, wenn Gegner ans Ruder kämen, einen Prozeß machen würde, der mein Vermögen ruinieren würde, und hatte für meine Kinder damals in Sicherheit gebracht, was ich von meinem Vermögen in Sicherheit bringen konnte. (Heiterkeit.) Als bonus pater familias werden Sie mir das nicht verargen. Ich führe das nur an, um zu beweisen, was es damals hieß, auf die Bresche zu treten: auf der einen Seite Straffords Schafott, auf der andern Zuchthaus, auf der dritten Vermögenskonfiskation — ich weiß nicht, wie viel Millionen ich hätte herauszahlen müssen, und es waren damals sehr wenig Leute geneigt, mit mir dieses Risiko zu übernehmen. Wenn Sie auf diese Zeit zurückblicken, dann sollten Sie mir doch nicht solche Vorwürfe ins Gesicht werfen, als wenn je eine Feigheit im Dienste meines Herrn für meine Handlungen maßgebend gewesen wäre! Die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit muß Ihnen doch die Röte auf die Stirn treiben, wenn Sie mir das ins Gesicht werfen! (Bravo! rechts. — Oh! oh! links.) Ich möchte wissen, was haben denn die Herren ihrerseits für Beweise von Mut gegeben? Sie haben Reden ohne Risiko gehalten, die Sie zu nichts verbanden, und jemand, der zwanzig Jahre lang für das Königtum auf der Bresche stand, dem werfen Sie vor, er deckt sich mit dem König! (Sehr gut! rechts. — Große Unruhe links.) Ich hoffe, den Vorwurf nicht wieder zu hören. (Widerspruch links.) — Die Herren scheinen ihn

wiederholen zu wollen. Kommen Sie doch heraus, nennen Sie sich doch, wenn Sie den Vorwurf der Feigheit wieder aufnehmen wollen! (Ruf links: Den Vorwurf hat niemand gemacht!) — Also dann sind Sie ja mit mir einverstanden, daß das ein unwahrer Vorwurf ist, den Sie mir gemacht haben. (Große Unruhe.)

Präsident: Ich bitte um Ruhe, es dürfen hier keine Zwiegespräche geführt werden. (Ruf links: Der Herr Reichskanzler hat das gethan!) — Darauf haben Sie nicht zu antworten.

Reichskanzler Fürst von Bismarck: Die Herren haben mich unterbrochen und haben mich angegriffen in dem Augenblick, wo ich sagte, der Vorwurf der Feigheit trifft mich nicht. (Ruf links: Den Vorwurf hat niemand gemacht, das ist Erfindung!)

Meine Herren, was fesselt mich denn überhaupt noch an diesen Platz, wenn es nicht das Gefühl der Diensttreue und des Vertreters des Königs und der königlichen Rechte ist? Viel Vergnügen ist dabei nicht. Ich habe in früheren Zeiten meinen Dienst gerne und mit Passion gethan und mit Hoffnungen gethan; die Hoffnungen haben sich zum großen Teil nicht verwirklicht. Ich war damals gesund, ich bin jetzt krank; ich war jung, ich bin jetzt alt — und was hält mich hier? Ist es denn ein Vergnügen, hier zu stehen wie der „Auff“ vor der Krähenhütte, nach dem die Vögel stoßen und stechen, und der außer stande ist, sich frei zu wehren gegen persönliche Injurien und Verhöhnungen, die in wohlverklausulierte zweistündige Reden eingeflochten sind, gegen unartikulierte Unterbrechungen sich zu verteidigen? Ein Vergnügen ist das wahrhaftig nicht. Wenn ich im Dienste des Königs nicht wäre, und wenn mich der König heute in Gnaden

entlassen würde, so würde ich von Ihnen, meine Herren, mit Vergnügen und auf Nimmerwiedersehen Abschied nehmen.

Wir haben, wie ich schon erwähnte, vor der Verfassung und seitdem die Erfahrung gemacht, wie werbend das Königtum bei uns wirkt. Und, meine Herren, wirklich, wenn wir auf die Zukunft andrer Länder in Europa rund um uns blicken, sollten wir alles, was bei uns niet- und nagelfest ist, was feststeht, was wie eine Burg aussieht, das sollten wir doch schonen und pflegen. Und also, lassen Sie dem König doch seinen werbenden Charakter, gönnen Sie ihm doch, daß er aus dem ministeriellen Inkognito heraustritt und direkt zu dem Volke spricht. Im Elsaß machen wir wenig Fortschritte — zu meinem Bedauern — aus dem Grunde, weil wir uns dort an die Pariser und nicht an die früheren Franzosen wenden. Das sind zwei Nationen, die in ganz Frankreich getrennt leben. Die Pariser im Elsaß werden wir nie gewinnen, die Bevölkerung werden wir gewinnen. Aber was hat denn am meisten dort bisher gewonnen und geworben? Nächst dem Militärdienst die Persönlichkeit des Kaisers. Wenn Sie diesen Kaiser sequestrieren, so hoch über die Wolken, daß ihn kein Mensch sieht, wären solche Erfolge gar nicht möglich; kein Minister kann das; ich führe das nur an als Beleg für meine Politik, daß die richtig ist, wenn sie dahin geht; alles, was wir Aktives und an Realitäten haben, das sollten wir schonen, pflegen und verwerten, aber nicht zinslos zurückschieben auf Nichtgebrauch und durch Nichtgebrauch wertlos werden lassen. Und so ist für Preußen das monarchische Prinzip und das Königtum das Wertvollste.

Wenn auch in der Verfassung etwas andres stände,

als diese ganz klaren und der freien Thätigkeit des Königs günstigen Bestimmungen, so würden, meine Herren, die artikulierten Bestimmungen eines Staatsgrundgesetzes doch allein nicht entscheidend sein für das Maß, was jedesmal ein Parlament, ein König, ein Minister an Gewicht übt. Es liegt zwar in der Tradition der Zeit, anzunehmen, daß alle Personen gleich schwer wiegen, ein Wähler ist ein Wähler und eine Stimme ist eine Stimme; sie wird voll gezählt, ein Unterschied ist nicht. Aber das ist auch wieder eine von den Legenden und Fiktionen. Es macht einen ganz außerordentlichen Unterschied, ob Sie an der Spitze eines Staates einen König wie Friedrich den Großen, oder auch nur Friedrich Wilhelm I. haben, oder ob Sie — ich will niemanden nennen — aber einen König an der Spitze haben, der seinerseits weniger begabt ist, als die meisten Regenten aus unsrem Hause gewesen sind. Es macht ferner einen gewaltigen Unterschied, was für ein Parlament Sie haben, wenn Sie ein Parlament haben, was eine fest gesicherte Majorität hätte, homogen organisiert, unter einer Führung, wie sie in England die beiden Pitt oder Canning, oder selbst noch Palmerston, Peel geleistet haben, — ja, das ist ein Schwergewicht, eine Masse, wo schon ein sehr starker König wie Wilhelm von Oranien, ein sehr geschickter König wie Leopold I. von Belgien gegenüberstehen kann und doch nur mit Mühe seinen Willen zur Geltung bringt; aber er bringt ihn auch zur Geltung. Immerhin wird ein solches Parlament eine gewaltige Macht sein, welche unter Umständen das Oberhaus und die Krone auf einen sehr kleinen Raum und geringe Bewegung beschränkt. Wenn wir das haben, meine Herren, dann kommen Sie wieder, dann wollen wir einmal über die Sache sprechen.

Aber ein Parlament, welches aus einer erheblichen Anzahl Fraktionen, acht bis zehn, besteht, welches keine konstante Majorität, keine einheitliche, anerkannte Führung hat, das sollte froh sein, wenn neben ihm der Ballast einer königlichen Regierung, eines königlichen Willens im Staatsschiffe besteht. Wenn das nicht der Fall wäre, so würde eben alles zu Grunde gehen, das Chaos eintreten.

Ich komme auf den zweiten Teil des Erlasses, wie der Herr Vorredner ihn nannte, was die Beamten anlangt. Auch die Frage würde, wie ich schon sagte, sehr viel einfacher liegen, wenn man nicht die Figur des Königs aus der Bildfläche zu verdrängen bemüht wäre und ihr die Fiktion unterzuschieben, als wenn das Ministerium Bismarck-Puttkamer u. s. w. einzig die Regierung von Preußen führe, — eine unwahre Fiktion, diese Legende, die darauf berechnet ist, die königliche Gewalt abzuschwächen — vielleicht nicht mit der weiteren Aussicht berechnet, aber sie hat diese Wirkung. Wenn das nicht wäre, wenn die Beamten sich immer bewußt wären, daß sie dem König gegenüberstehen, dem sie den Eid geschworen haben, wenn sie sich klar machten, daß der König, dem sie den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet haben, an der Spitze der Politik steht, dann würde auch deren Haltung manchmal eine andre sein. Der König hat den Eindruck gehabt, daß der den Beamten gegenüber zu sehr in den Hintergrund, sozusagen in das Hintertreffen geschoben wird, und hat das Bedürfnis gefühlt, den Beamten den Eid, den sie geleistet haben, in Erinnerung zu bringen. Hat er dazu nicht das Recht? Er thut das in der schonendsten Weise, so daß selbst dem Herrn Vorredner eigentlich ein Objekt seines Zornes mangelte. Er

sagte, es sei das unklar gesagt, und wahrscheinlich seien dabei zwei Federn thätig gewesen, wobei er mir vielleicht den unklaren Teil zuschreibt — oder den klaren, ich weiß es nicht. Aber soviel kann ich sagen: der ganze Erlaß ist vom ersten bis zum letzten Buchstaben aus einem Gusse, nach dem Willen des Königs. Die Ansprüche, die der König den Beamten gegenüber stellt, gehen nicht zu weit und durchaus nicht so weit, wie in dem Eulenburgschen Erlasse vom Jahre 1863. Ich weiß nicht, ob ich den, so wie er da steht, gegengezeichnet haben würde. Damals in heißspornigem Kampfeszorn war er möglich, heutzutage nicht, er geht mir zu weit. Daß ein Beamter in seiner eignen Wahl sich seines Eides erinnern sollte, das wird gar nicht verlangt; seine eigne Wahl, die Ausübung seines Wahlrechtes ist vollständig frei (hört, hört! links), sie wird nicht berührt, sondern es ist ja ausdrücklich im Erlaß gesagt: „Mir liegt es fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen.“ Der Erlaß bezieht sich ja — und ich begreife nicht, wie der Herr Vorredner darin Klarheit vermissen konnte, der Erlaß ist ihm vielleicht nicht übel, nicht bös genug, aber klar ist er vollständig — der Erlaß wendet sich ausdrücklich an die Art der Beamten, außerhalb der eignen Wahl thätig zu sein, und unterscheidet da zwischen zwei Kategorien der Beamten, den politischen und den unpolitischen. Beiden soll die Freiheit, zu wählen, wie sie wollen, gar nicht beschränkt werden; aber von den politischen Beamten spricht Seine Majestät die Meinung aus, daß ihr Eid der Treue sie verpflichtet, „die Politik Meiner Regierung zu vertreten“, nachdem vorher gesagt ist in Bezug auf die Minister, daß „gegen Zweifel, Verdunkelung und Entstellung die Vertretung der königlichen Rechte erwartet wird“. Der Herr Vor-

redner fragte, was unter dieser „Vertretung" verstanden würde. Da ich den Erlaß gegengezeichnet habe, so wird meine Auslegung auch wohl die authentische sein. Ich verstehe darunter, daß ein politischer Beamter bei aller Freiheit der Wahl, wenn er z. B. fortschrittlich wählen wollte, doch der Verpflichtung nicht überhoben wäre, Lügen, was ich vorhin „politische Brunnenvergiftung" nannte, zu widerlegen nach seinem besten Gewissen; und wenn es ein Mann von Ehre ist und von Gewissen, so wird er das wahrscheinlich thun und sagen: ich gehöre nicht zu der Partei der Regierung, ich bin gegen sie, aber das ist nicht wahr, das ist eine Uebertreibung. Das ist es, was ich vom politischen Beamten erwarte; und wenn er das nicht einmal leistet, daß er einer notorischen Lüge und Entstellung, wie sie bei den Wahlen so oft vorkommt, entgegentritt, daß er der Wahrheit nicht die Ehre gibt, daß er die Intentionen der Regierung nicht gegen Entstellung, Irrtum und Verleumdung schützt, wenn sie ihm besser bekannt sind, — also ein Oberpräsident zum Beispiel, der in dieser Beziehung fehlte, der wäre viel zu lang Oberpräsident gewesen, der sich nicht angelegen sein ließe, dergleichen Verleumdungen der Regierung zu widerlegen; er mag in seinem Herzen und in seinem verdeckten Stimmzettel sein Votum geben, für wen er will, danach wird nicht gefragt, das erfahren wir auch nicht, denn ein Mann von Bildung wird immer so geschickt sein, das zu verbergen. Das wird also niemals ein Grund sein, nämlich die Ausübung des eignen Wahlrechtes, gegen einen Beamten einzuschreiten. Man würde sich schon genieren, ihm zu sagen, daß das der Grund sei, und ich würde dazu nie die Hand bieten. Aber von diesen politischen Beamten wird erwartet, daß

sie die Wahrheit, soweit sie ihnen bekannt ist, der Unwahrheit gegenüber vertreten. Ist das zu viel? sollen sie sich der Lüge mitschuldig machen, indem sie dazu schweigen, wenn sie es besser wissen? sollen sie in bestimmten Wahlkreisen zusehen, ganz ruhig, wie den Anwohnern der königlichen Forsten gesagt wird: der König hat mit den liberalen Abgeordneten einen Vertrag geschlossen, wonach ihr freie Weide in der Forst bekommt, wenn ihr liberal wählt? soll der Beamte dies ruhig anhören und nicht sagen: Kinder, das ist eine Lüge!? Meine Herren, das Gegenteil ist doch gewiß nicht zuviel verlangt! Und von den unpolitischen Beamten verlangt eigentlich Seine Majestät nichts. Der Erlaß erwartet, daß sie sich der Agitation, feindlichen oder nicht, aber der Agitation gegen die Regierung des Königs auch bei den Wahlen enthalten werden. Meine Herren, das ist eine Forderung, ich möchte sagen des Anstandes. Der Erlaß schreibt ja nichts vor, er befiehlt nicht, er droht nicht, er stellt keine Nachteile in Aussicht, er sagt bloß, welche Tragweite der König, dem sie geschworen haben, dem Eide beilegt, er bringt diesen Eid in Erinnerung und überläßt es nun dem Takte und Gewissen des beteiligten Beamten, seinen Weg danach zu finden. Wenn z. B. ein solcher Beamter, königlicher oder kaiserlicher Beamter, einen Arbeiter, der zur Wahl geht, anhält und sagt: was hast du für einen Zettel? und er findet, daß der Zettel für einen regierungsfreundlichen Kandidaten ist, er reißt ihm denselben aus der Hand und giebt ihm einen entgegengesetzten und bedroht ihn mit Ungnade, wenn er nicht diesen abgebe — meine Herren, das ist doch eine verwerfliche Agitation gegen die Regierung! (Rufe: Wo?) — Ich werde sehr gern bereit sein, die

Namen, den Ort und die Zeugen seiner Zeit zu nennen, denn ich habe gegen einen solchen Beamten die Disziplinaruntersuchung angeordnet.

Meine Herren, etwas weiteres als Enthaltung von Agitation wird nicht einmal erwartet von den Beamten, namentlich aber keine Amtshandlungen, die beeinflußt werden könnten durch die Art, wie ein Dritter seine Stimme abgegeben hat, oder die einen Zwang irgendwie zur Wahl enthalten. Meine Herren, ein solcher Beamter würde strafbar werden, und ich glaube, nicht bloß disziplinarisch; und wenn der Herr Vorredner sagte, er findet zwischen diesem Erlaß und meinen früheren Aeußerungen einen „diametralen" Widerspruch, so kann ich doch bei seiner sonstigen Schärfe in der Logik ihm darin nicht recht nachkommen. Er bezieht sich vermutlich darauf, daß ich mich beschwerte, daß ein herzoglich sachsen-meiningischer Landrat eine Einwirkung auf die Wahlen im Herzogtum Meiningen ausgeübt und seine amtliche Autorität gegen die Regierung ins Gewicht geworfen hat. Meine Herren, das war gerade eine solche feindliche Agitation gegen seine ihm vorgesetzte herzoglich meiningische Regierung, die ihrerseits mit den Gesetzen und der Politik, die vom Reiche betrieben und von Seiner Hoheit dem Herzoge von Meiningen mit beschlossen war, vollständig einverstanden war. Ich bin also der Meinung, daß ein solcher politischer Beamter, der in Meiningen, wie ich damals hörte, fehlerhafterweise nicht absetzbar ist (Heiterkeit links), — über solche Kleinigkeiten können sie immer lachen, über Meiningen reicht der Fehler nicht hinaus — wenn ein Beamter in seiner Stellung gegen seine eigne Regierung, gegen die Reichsregierung, gegen die von seiner Regierung gebilligte Reichspolitik seine amtliche Auto-

rität in die Wagschale legt, — ich weiß nicht, ob er gelobt worden wäre, wenn er für die Regierung etwas gethan hätte; aber dagegen — das fällt unter den Erlaß, wenn es in Preußen vorkommt, und wird jedenfalls danach gehandelt werden.

Ich kann mich also dahin resumieren, daß Seine Majestät der König vollständig berechtigt war nach der Verfassung und nach den preußischen Gesetzen, sich in der Weise, wie geschehen, zu äußern, daß ich vollständig im stande bin, die Verantwortlichkeit, die ich durch die Kontrasignatur übernommen habe, der Verfassung und dem Gesetze gegenüber zu tragen, daß ich als Reichskanzler ebenso berechtigt war, den Reichsbeamten das mitzuteilen, was ich für sie von Interesse oder Nutzen zu lesen halte. Sie haben keine Weisung bekommen, irgend etwas zu thun; ich habe es bloß für zweckmäßig gehalten, daß sie wissen, wie ihr Kaiser, dem sie ihrerseits Treue und Gehorsam geschworen haben, als König von Preußen über die Tragweite eines solchen Eides denkt. Es ist vielleicht doch der eine oder andre darunter feinfühlig genug, um sich zu sagen: ist es eigentlich, wenn ich so evident mit der Agitation heraustrete, daß ich einem Arbeiter seine Zettel wegreiße und ihm andre gebe, ihn bedrohe, — ist das eigentlich mit meinem Eide ganz übereinstimmend? Das Nachdenken darüber hat Seine Majestät anregen wollen; kein Befehl, keine Drohung ist da.

Die Verfassung also, meine Herren, ist klar; Sie haben selbst nichts beibringen können, was dem widerspricht, und ich habe hier als preußischer Bevollmächtigter im Namen des Königs zu erklären, daß Seine Majestät der König sich seine verfassungsmäßigen Rechte weder

nehmen noch verkümmern, noch sich selbst so hoch in die Wolken schrauben läßt, daß er sie nicht ausüben könnte, sondern daß der König entschlossen ist, in dem durch seine Vorfahren überkommenen und gewohnten, durch die Regentenpflicht ihm vorgeschriebenen Wechselverkehr mit seinem Volke zu bleiben, und daß ich als Minister entschlossen bin, dem Könige auch dabei kämpfend zu dienen, aber als Diener und nicht als Vormund. (Lebhaftes Bravo rechts.)

Der Abgeordnete Dr. Hänel führte hierauf aus, nach der durch den Präsidenten ihm erteilten Rüge fühle er sich zu der Erklärung verpflichtet, daß die Unterschiebung des Reichskanzlers, es sei ihm der Vorwurf persönlicher Feigheit gemacht worden, rein und einfach aus der Luft gegriffen sei und lediglich der Phantasie des Reichskanzlers entstamme. Es hätte kein Anlaß zu der vorangegangenen leidenschaftlichen Scene vorgelegen; der Reichskanzler, der einen solchen Satz gebrauchte, habe denselben, da er ihn in der Rede nicht fand, wohl selbst hineingestellt. (Großer Lärm, Glocke und Rüge des Präsidenten.) Reichskanzler Fürst Bismarck:

Meine Herren, ich bin zu wenig Rhetoriker und ich lege zu wenig Gewicht auf rhetorische Effekte, um dergleichen Vorwand zu einer Aeußerung zu brauchen. Der Herr Vorredner ist viel geschulter in der Rhetorik, und ich habe mich etwas geschämt, in meinem hausbackenen Deutsch nach seiner wohlgeschulten Rede sprechen zu müssen. (Oh! links.) Ich kann es aber nicht anders geben, als es mir gewachsen ist. Aber das lasse ich mir denn doch nicht aufreden, daß der Herr Vorredner nun mit so starker Tonart und mit solcher Unterstreichung und bloß durch den rhetorischen Accent, den er auf seine Sache legte, nun die Wirkung dessen, was er und vor ihm andre gesagt haben, abschwächen oder gar vollständig verleugnen wollte. (Ruf links: Gewiß!) — Sie werden

nachher das Wort nehmen können; lassen Sie mich ausreden! — Wenn man jemanden beschuldigt, daß er sich mit dem Herrn, der für ihn auf dieser Welt der höchststehende und am meisten zu schätzende und zu ehrende ist, also mit meinem angestammten König und Herrn, — daß ich mich mit dessen Person, — und das hat doch der Herr gesagt — mit dessen Namen mich decken wollte, um einer gesetzlichen Verantwortlichkeit zu entgehen, die sonst auf mir lastet, wenn das nicht einen Vorwurf der Feigheit im Dienste enthält, dann sind wir über die Logik der Worte nicht einig. (Oh! links. Sehr richtig! rechts.)

Der Herr Vorredner hat mich zweifellos beleidigt durch seine Worte; ich bin aber an Beleidigungen hier vollständig gewöhnt und bin zu alt, um mit Fleisch und Blut darüber zu Rate zu gehen. Aber ich bitte den Herrn Vorredner, sich doch darüber keine Illusionen zu machen, daß er eine unprovozierte Beleidigung gegen einen Ehrenmann, der in seinem Dienste seine Schuldigkeit thut, ausgesprochen hat, die er nicht dadurch gut machen sollte nach meiner Idee, daß er sie einfach ableugnet. (Oh! links.) Sie haben es gesagt und Ihre Ableugnung ist unrichtig! (Bravo! rechts.)

Nach weiterer sehr langwieriger Debatte, an welcher der Reichskanzler nicht mehr teilnahm, ergab sich, daß das Haus nicht mehr beschlußfähig war (Fürst Bismarck hatte die Sitzung verlassen), wodurch die Angelegenheit von selbst ohne Beschluß erledigt war. Der Reichskanzler nahm in der Session nicht mehr das Wort, dieselbe wurde in der 38. Sitzung am 30. Januar 1882 durch den Staatssekretär v. Bötticher geschlossen.

Praxis. D. edle Waidwk. B. Altar u. aus d. Klosterzelle. Universität und Studenten. Aus Künstlerwerkstätten. Z. letzt. Ruhestätte.

56. **Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.**

Reichhaltigste Sammlung alles dessen, was an Scherz u. Humor vereinzelt vorkommt als Unterhaltung u. Kürzung müßiger Stunden, wie als Beitrag zur Erkenntnis deutschen Gemütes und Verstandes wertvoll.

55. **Wolzogen, E. v.,** Agnes v. Lilien.

24. **Wurm, W.,** Das Wasser.

38. **Ziemssen, Ludw.,** Umwege zum Glück.

10. 11. **Zolling, Th.,** Reise um d. Paris. Welt.

II. Griechische Litteratur.

109. 110. **Aeschylos,** I. Agamemnon. D. Choephoren. Die Eumeniden. II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchend. Mädchen. Prometheus. Uebers. m. Einleitung u. Anmerk. von Prof. Jak. Mähly.

125. **Aristophanes,** Die Wolken. Die Frösche. Uebers. m. Einleitung u. Anmerk. von Prof. Jak. Mähly.

128. **Euripides,** Alkestis. Der rasende Herakles.

129. — — Jon. Die Bacchantinnen.

124. **Herodots** Geschichten. Uebersetzt von Dr. K. Abicht. I. 1. u. 2. Buch nebst Einleitung und sachl. Erläuterung.

12. 104. **Homer,** I. Odyssee, II. Ilias, übers. v. J. H. Voß, m. Einl. v. Prof. J. Mähly.

118. **Longos,** Daphnis und Chloe. Uebers. u. mit Einleitung v. Franz Passow.

103. **Plato,** I. Verteidigungsrede d. Sokrates. Krito. Phädo. Uebers. u. eingel. v. Direkt. G. Heß.

126. 127. — II. III. Der Staat. 1. u. 2. Bd. Uebers. u. eingel. v. Direktor G. Heß.

130. **Plutarch,** I. Maximen v. Königen u. Feldherren. Maximen röm. Feldherren. Lakon. Maximen. Von den Tugenden der Frauen.

131. — — II. Ueber den Genius des Sokrates. Politische Vorschriften.

113. 116. **Sophokles,** I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos. II. Antigone, Aias, Elektra. Uebersetzt mit Einleitung und Komm. v. Dr. B. Pfannschmidt.

III. Römische Litteratur.

132. **Catull, Properz u. Tibull,** Ausw. ihrer Gedichte.

107. 108. **Cäsar,** I. Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg. Uebers. m. Einl. u. Komm. v. Dr. R. Zwirnmann. II. Denkwürdigkeiten über den gall. Krieg. Uebers. u. mit Einleit. u. Komm. v. Dr. Th. Gelbe.

115. 117. 119. **Cicero,** Uebers. m. Einleitung u. Komm. v. Dr. P. Hellwig, I. 1. Rede gegen Verres. 1. u. 2. Catil. Rede. Für Cälius. Für Milo. II. 4. u. 5. Rede gegen Verres. 3. u. 4. Catil. Rede. III. Ueb. d. höchste Gut.

112. **Nepos,** Lebensbeschreibungen. Uebers. m. Einl. u. Komm. v. Dr. R. Zwirnmann.

111. 114. **Ovid,** „Die Verwandlungen", I. u. II. Bd. In Auswahl übers. v. J. H. Voß. Neu bearbeit. u. eingel. v. F. Leo.

105. 106. **Sueton,** Cäsarenbilder. I. Cäsar. Augustus. Tiberius. II. Cajus Caligula. Claudius. Nero. Galba. Otho. Vitellius. Vespasian. Titus. Domitian. Uebers. und eingel. von Dr. J. Sarrazin.

101. 102. 120. 123. **Tacitus,** I. Bd. Germania. Agricola. Die Redner. II. Bd. Historien. III. Bd. Annalen I. IV. Bd. Annalen II.

121. 122. **Vergil,** Uebersetzt u. eingel. v. Dr. H. Dütschke. Bd. I. Eklogen. Georgika. Bd. II. Aeneis.

IV. Englische Litteratur.

306. 307. 308. **Besant, Walter,** Die gute alte Zeit.

32. 33. **Bulwer, Ed. L.,** Eugen Aram. Mit e. Einl. von L. Proescholdt. 2 Bde.

152. **Burns', Rob.,** Werke. I. Lieder u. Balladen. Uebers. v. A. Baisch.

172. 173. 174. 175. 176. **Byron,** I Bd. Manfred, Kain, Himmel u. Erde, Sardanapal. II. III. Bd. Don Juan. IV. Bd. Der Gefangene v. Chillon. Der Giaur. Die Braut von Abydos. Der Korsar. Lara. Die Belagerung von Korinth. Parisina. V. Bd. Mazeppa. Beppo. Harolds Pilgerfahrt. Die Insel. Uebers. mit Einl. u. Anmerk. v. Dr. Adalb. Schroeter.

156. **Carlyles, Thomas,** Werke I. Goethe. Schiller. Graf Cagliostro. D. Diamantenhalsband. Uebersetzt von A. Kretzschmer, mit einer Einleitung von J. Scherr.

157—159. **Dickens', Ch.,** Werke. I.—III. Dav. Copperfield. Uebers. v. H. Lobedan, m. einer Einl. v. L. Proescholdt.

153—155. **Fielding, H.,** Tom Jones. 3 Bde. Mit einer Einl. von J. Schmidt.

163. **Goldsmith,** Der Landprediger v. Wakefield. Mit ein. Einl. v. Prof. Dr. J. Schmidt.

301. 302. **Gray, Maxwell,** Der Dekan von Belminster.

304. 305. **Hatton, Joseph,** Klytie. Ein Roman aus dem modernen Leben.

151. **Milton, John,** Das verlorene Paradies. Mit einer Einl. von Ludwig Proescholdt.

318. **Murray, Christie,** Gabriel Kenyon. Ein Roman, deutsch von L. Wechsler.

164. 165. **Ossians** Gedichte. Uebers. v. Ed. Brinckmeyer.

310. **Ouida,** Verfehlte Spekulationen oder Die Leiden einer Anstandsdame.

166. 167. **Scotts, Walter,** Werke I. u. II. Waverley. Uebers. mit einer Einleitung von L. Proescholdt.

169. 170. 171. **Smollet, T. G.,** I.-III. Peregrin Pickles Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Mit einer Einleitung von L. Proescholdt.

168. **Swift,** Ein Märchen von der Tonne.

Nicht feingespitzte Pfeile d. Satire versendet Swift, sondern ernstgemeinte kräftige Keulenschläge werden in d. „Märchen" ausgeteilt, denen man d. Verbissenheit des Verf., aber doch

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

auch sein Streben nach sittlicher Besserung der kirchl. und sozialen Zustände wohl anmerkt.

160–162. **Thackeray, M.**, Eitelkeitsmarkt. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einleitung von Joh. Prölß.
Dieses Werk des geistvollsten u. originellsten Satirikers d. 19. Jahrh. spiegelt dessen litterar. Physiognomie in so unmittelbarer Schärfe u. drastischer Frische wieder wie kein andres.

V. Französische Litteratur.

319. **Am Glück vorbei.** Von ***. Uebers. von J. L. Devrient.

215. **Balzac, Honoré de**, Oberst Chabert. Uebers. v. Fabian Philipp. Mit einer Einl. v. Ferd. Lotheißen.
Ein Hauptvorzug der Balzacschen Romane ist die psychologische Wahrheit, die sich besond. i. d. Zeichnung d. Frauen-Charaktere bekundet. Er ist ein Pessimist durch u. durch u. reizt häufig zum Widerspruche.

219. **Chateaubriand, I.** Atala. René. Der Letzte der Abencerragen. Uebersetzt und mit einer Einl. von Steph. Born.
In „Atala" u. „René", welche beide im Urwalde von Luisiana ihren Schauplatz haben, ist der Dichter zum Maler geworden und wirkt durch alle Zauber einer uns fremd. tropischen Welt auf die Phantasie des Lesers.

76. **E. Daudet**, Ein Märtyrer der Liebe. Die Baronin Amalti. Uebers v. Aßmus u. König.

89. **France, Anatole**, Sylvester Bonnard. Uebers. von F. Alsberg.
Ein fesselndes und psychologisch hoch interessantes Produkt der neueren französischen Schule liegt in obigem Roman vor uns, dessen Autor es wohl verstanden hat, die Klippen der modern-realistischen Richtung zu vermeiden.

207. 208. **Hugo, V.**, Notre Dame v. Paris.

214. 216. **La Bruyère**, Die Charaktere. Uebers. und mit einer Einl. von R. Hamel.
Ein überraschender Reichtum an anregenden Gedanken tritt uns aus diesen Essays, welche im glänzendsten Stile geschrieben sind, entgegen.

8. **Le Sage**, Der hinkende Teufel. Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.

213. **Merimèe, Prosp.**, Colomba, Carmen Uebers. u. mit einer Einl. von O. Mylius.
In vorzüglicher Uebersetzung werden hier zwei Novellen geboten, von denen die zweite um so mehr interessieren wird, als aus ihr der Stoff zu einer beliebten Oper der Jetztzeit entnommen ist.

303. **Peyrebrune, Madame de**, Das Fräulein von Tremor.

218. **Racine, I.** Andromache. Britannicus. Mithridat. Uebers. u. eingel. v. F. Schröder.
Das Wort Friedrichs des Großen: „Wer nicht wie Racine schreibt, sollte auf die Poesie verzichten", ist wohl hinreichende Empfehlung für das vorstehende Werk.

201–203. **Rousseau, J. J.**, Bekenntnisse. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. St. Born.

211. 212. — — Die neue Heloise.

210. **Saintine, X. B.**, Picciola. Uebers. und mit einer Einleitung von Olfrid Mylius.
Jeder Leser dieses Buches wird das Aufsehen verstehen, welches dasselbe bei seinem Erscheinen machte, und sich unwiderstehlich von dem tiefen Gemüt des Verfassers angezogen fühlen.

204. **Saint-Pierre, B. de**, Paul und Virginie. Mit einer Einleitung und in neuer Uebers. von K. Saar.

217. 220. **Saint-Simon**, Memoiren. 2 Bde. Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.
Diese an Tacitus gemahnenden Schilderungen des französischen Staatslebens und des Versailler Hofes werden nie ihren Wert verlieren.

209. **Sand, George**, Indiana. Uebers. von H. Meister, mit einer Einl. von St. Born.
Diese Jugendarbeit gehört in ihrer packenden Durchführung, durch die Kraft der Charaktere und das spannende Fortschreiten der Handlung zu dem Besten, was die geniale Frau geschrieben hat.

314. 315. **Sue, Eugen**, Pater Rodin. Episode aus dem „Ewigen Juden", für die Gegenwart bearbeitet von Martin Deutschländer.

206. **Sévigné, Madame de**, Ausgewählte Briefe. Uebers. u. eingel. von F. Lotheißen.
Die Briefe der Mad. de Sévigné zeichnen sich durch lebhaften Geist und wahres Gefühl aus und bieten die lebendigsten Schilderungen der franz. Hofverhältnisse im 17. Jahrhundert.

205. **Tillier, Claude**, Mein Onkel Benjamin. Uebers. und eingeleitet von K. Saar.
Ein Roman, welcher durch seine Eigenart in der ganzen Litteratur dieses Jahrhunderts kaum seinesgleichen hat und zu den Werken gehören wird, welche bleiben.

82. **Töpffer, Rud.**, Genfer Novellen. Uebers. von H. Zscholke.

VI. Italienische Litteratur.

96. **De Amicis, Edm.**, Skizzen aus dem Soldatenleben. Uebers. von Agn. Burchard.

311. 312. 313. **Fogazzaro, A.**, Malombra. Roman in 3 Bänden.

23. **Mancini**, Lydia. Uebers. von H. Lobedan, mit einer Einleitung von F. Lewald.

258. — — Vom Fenster aus. Uebersetzt von H. Lobedan.

253. 254. **Manzoni, Aless.**, Die Verlobten. Uebers. und mit einer Einl. von W. Kaden.
Einer der vorzüglichsten histor.-nation. Romane der Weltlitteratur, der das ital. Leben im 17. Jahrhundert mit Meisterschaft schildert, mit einer Wahrheit, einem Farbenreichtum, der das Geschriebene als Wirklichkeit erscheinen läßt.

63. **Misasi, Nicola**, Kalabrische Novellen. Uebers. und eingel. von Woldemar Kaden.

251. 252. **Petrarcas** Gedichte. I. Sonette und

Kanzonen auf das Leben der Donna Laura. II. Sonette und Kanzonen auf den Tod der Donna Laura.

256. **Tasso.** Das befreite Jerusalem. Uebers. von J. D. Gries, eingel. von S. Samosch.

VII. Spanische Litteratur.

30. **Alarcon, P. A. de,** Manuel Venegas. Naturgetreue Schilderung der Verhältnisse, eine seltene Herrschaft über die Sprache, sowie eine kernige Einfachheit machen diesen Roman zu einem der bedeutendsten der spanischen Litteratur.

257. **Eine Blütenlese** aus spanischen Dichtern. Der Herausgeber gibt hier eine sorgfältig ausgewählte Anthologie, welcher eine von eingehendem Studium zeugende Einleitung: „Geist und Entwickelung der span. Poesie" vorausgeschickt ist.

255. **Camoens, Luis de,** Die Lusiaden. Uebers. von J. J. C. Donner. Mit einer Einleitung von O. v. Leixner. Fr. Schlegel sagt über dieses Nationalepos der Spanier u. a.: „— so weht ein berauschender Duft durch dieses unter dem indischen Himmel ersonnene Gedicht, es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet."

259—262. **Cervantes Saavedra, M. de,** Der sinnreiche Junker Don Quijote de la Mancha. Uebers. u. eingel. v. L. Braunfels.

3. — — Moralische Novellen. Uebersetzt von A. v. Keller und Fr. Notter. Mit einer Einleitung von O. v. Leixner.

VIII. Verschiedene Litteraturen.

316. 317. **Ahlgren, Ernst,** Frau Marianne. Roman in 2 Bänden, deutsch von Th. Lorck.

28. **Andersen, H. C.,** Der Improvisator. Uebers. und eingel. von Edm. Lobedanz. Chamisso schreibt über diesen Roman: — Gar erfreulich wohlthuend ist das reine, unschuldige, keusche, fromme Buch . . . Alles ist frisch, lebend und Liebe wert."

69. — — Bilderbuch ohne Bilder und and. Uebers. von Poestion.

14. **Björnson,** Der Brautmarsch und andre Erzählungen. Uebersetzt und eingeleitet von Edm. Lobedanz. Björnson hat die norwegische Dichtung in die Weltlitteratur eingeführt, er kann daher doppelten Anspruch auf Teilnahme bei uns geltend machen. Die vorliegenden Erzählungen exemplifizieren die Eigenart und Kraft des Dichters.

59. **Bret Harte,** Im Walde von Carquinez. Der prächtige eigenartige Humor im Kontrast mit dem hier und da auftretenden Pathos, die Meisterschaft in landschaftlicher Schilderung und Charakterzeichnung, wodurch sich die meisten Dichtungen Bret Hartes auszeichnen, vereinigen sich auch in obiger Erzählung zu einem vollendeten Gesamtbilde.

16. 17. **Cooper,** Der Bravo. Uebers. von H. Lobedan, mit einer Einl. von L. Proeschholdt.

81. **Dostojewski, F. M.,** Erniedrigte und Beleidigte. Uebers. von K. Jürgens. Der seit kurzem in Deutschland allgemein gefeierte Dichter verrät in diesen Bildern aus dem Leben des russischen Proletariats niederer und hoher Abkunft einen seltenen psychologischen Scharf- und Tiefblick.

6. **Gogol, Nikol.,** Russische Novellen. Mit einer Einleitung von Fr. Bodenstedt.

42. — — Altväterische Leute und andre Erzählungen. Diese in beiden Bänden enthaltenen Novellen Gogols sind von geradezu frappierender Originalität und geben ein vollständiges Bild des Dichters.

98. **Goldschmidt, M.,** Der Rabe. Uebers. von J. D. Ziegeler. Wir wünschen d. Buch nur einen Teil des Erfolges, welches es in Dänemark, d. Vaterlande des Verf., errungen. Brandes nennt diesen außerordentl. spannend. Roman ein feines, tiefes, dabei sehr interessantes Buch.

72. **Gontscharow, Iw.,** Eine alltägliche Geschichte. Uebersetzt von Helene v. Exe. Obiger Roman ist eines von den wenigen, aber vollendetes Kunstwerk G.'s, in denen das geistige und soziale Leben des russ. Volkes wie in einem Brennspiegel vereinigt dem Leser vor die Seele tritt.

19. **Irving, Washington,** Die Alhambra. Mit einer Einleitung von L. Proeschholdt. Das „neue Skizzenbuch" vereint alle Vorzüge der Irvingschen Schilderung u. Schreibweise: Vollendeter Stil, Feinheit u. Eleganz d. Sprache, Einheit u. künstlerische Abrundung.

99. **Kraszewski, J. J.,** Der Dichter und die Welt. Uebers. von W. Constant. Vorliegender Roman, voll von spannenden und erschütternden Episoden, wurde bei seinem Erscheinen bahnbrechend für den Dichter, eroberte im Sturm die Sympathieen seiner Landsleute und gilt noch heute für eines seiner Meisterwerke.

29. **Poe, Ed. A.,** Seltsame Geschichten. Uebers. und eingeleitet von Alfred Mürenberg. „Seltsame Geschichten" in der That, so grotesk und phantastisch, aber so spannend und eigenartig, daß man das Buch nicht eher beiseite legt, als bis man an der Schlußseite angelangt ist.

34. **Tegnér, Esajas,** Die Fritjofssage. Uebers. und eingeleitet von Edm. Lobedanz.

50. **Turgenjew, Iwan.** Väter und Söhne. Uebers. von Cl. v. Glümer, mit einer Einleitung von Rob. Borberger. Ein Roman von eminent kult.-histor. Bedeutung, schon dadurch merkwürdig, daß in ihm zum erstenmal das Wort „Nihilismus" auftaucht. Der innere Gegensatz, welcher das „junge Rußland" von den „Vätern" trennt, wird durch die Repräsentanten beider Richtungen meisterhaft beleuchtet.

64. — — Rauch.

97. — — Neuland.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Fürst Bismarck als Redner

Bd.: 12

[1891]